

**MOEWIG**

**SCIENCE FICTION**

**Gardner R. Dozois**

# FREEMDE



Die Menschen haben die Sterne erreicht – aber als Bittsteller, als Nutznießer der Technologie extraterrestrischer Rassen. Wenig ist geblieben vom Bild der glorreichen Erdmenschenn, die das All erobern. Sie leben in kleinen Enklaven auf anderen Planeten und versuchen ihre Minderwertigkeitskomplexe durch Fremdenhaß zu kompensieren. Einer der Männer, die ins All gegangen sind, ist Josef Farber, der auch unter seinesgleichen ein Außenseiter ist. Ihm fehlt die Beziehung zu einem anderen Menschen – oder zu einem menschenähnlichen Lebewesen. Eines Tages lernt er ein Mädchen kennen, das eine Cian ist, eine Angehörige jener humanoiden Rasse, die den Planeten Weiunnach bevölkert. Sie heißt Liraun, und auch sie ist in ihrem Volk ein Außenseiter. Aus gemeinsamer Einsamkeit erwächst eine sexuelle Beziehung, aus der Sexualität wird Partnerschaft, aus Partnerschaft Ehe. Und plötzlich steckt Farber mitten in einer Kultur, die ihm von Grund auf fremd ist, die er nicht kennt und deren Wurzeln er nicht versteht. Am wenigsten jedoch versteht er seine Frau. Und als er sie zu verstehen glaubt und ihr helfen will, geraten beide immer tiefer in tragische Verstrickungen hinein ...



Seit Philip José Farmers »Die Liebenden« hat es keinen so eindringlichen Roman über die Liebe zwischen einem Menschen und einem andersrassigen Wesen gegeben.

Die dem Roman zugrundeliegende Kurzgeschichte wurde für den HUGO nominiert.

**Gardner R. Dozois**

# **FREMDE**

Herausgegeben und mit einem Nachwort von  
Hans Joachim Alpers

**MOEWIG**

**Deutsche Erstausgabe**

## DANKSAGUNG

Der Autor möchte den folgenden Menschen für Hilfe, Unterstützung, Kritik und Inspiration danken: Robert Silverberg, Jack Dann, Susan Casper, Donald G. Keller, Jack C. Haldeman II., Virginia Kidd, Joanna Russ, Kirby McCauley, Pamela Sargent, George Zebrowski, Carol Emshwiller, Eileen Gunn, Pat Cadigan, Karen Faraguna, Trina King, John Douglas, Ginjer Buchanan, Gene Di Modica, Victoria Schochet, George R. R. Martin, Judith Weiss, Michael Swanwick, Robin Rosenthal, den Teilnehmern der Milford Science-Fiction-Autoren-Konferenz 1973, den Teilnehmern der Guilford Autoren-Werkstatt 1973; mein ganz besonderer Dank gilt meinem Lektor David G. Hartwell und Dr. Pat Hartwell.

Titel der Originalausgabe: Strangers  
Aus dem Amerikanischen von A. C. Osborn

Copyright © 1978 by Gardner Dozois

Copyright © der deutschen Übersetzung

1981 by Moewig Verlag, München

Umschlagillustration: Selecciones Ilustradas/Enrich

Umschlagentwurf und -gestaltung:

Franz Wöllzenmüller, München

Redaktion: Hans Joachim Alpers

Verkaufspreis inkl. gesetzl. Mehrwertsteuer

Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg,

Niederalm 300, A-5081 Anif

Printed in Germany 1981

Druck und Bindung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH,

Gütersloh

ISBN 3-8118-3512-2

Josef Farber traf Liraun Jé Genawen zum ersten Mal während der Zeremonie des *Alàntene*, dem Fest der Wintersonnenwende, dem Öffnen-der-Tore-von-Dûn, das man jedes Jahr in der alten Stadt Aei am Nordstrand von Shasine auf der Welt Lisle feierte. »Lisle« war natürlich der terranische Name, so gewählt nach Senator Lisle Harris, dem ersten Menschen, der den Planeten besucht hatte. Der Name hatte sich unter der kleinen terranischen Emigrantenkolonie von Aei allgemein durchgesetzt, weil es der menschlichen Zunge schwerfiel, das einheimische Weinunnach, »Fruchtbare Heimstatt«, auszusprechen.

Farber hielt sich noch keine Woche auf Weinunnach – oder »Lisle« – auf und hatte nur bei wenigen Gelegenheiten die Enklave verlassen. Die Enklave, das war das exklusive terranische Stadtviertel oder Getto, je nachdem, wie man es betrachten wollte. An diesem Abend jedenfalls hatten Langeweile und Frustration sich zusammengenagt, um Farber schließlich hinauszutreiben. Er hatte sich einer Gruppe Emigranten angeschlossen, die hinunterging, sich den *Alàntene* anzusehen, teils weil Brody ihm versicherte, daß »die Cian immer eine gute Show abziehen«, teils weil er fürchtete, sich ohne Führer hoffnungslos zu verlaufen. Als er dann jedoch durch die breiten, gekachelten Straßen der Neustadt von Aei spazierte, fühlte er sich melancholisch und schlechtge-

launt trotz des begeisterten, überlauten Geschnatters der anderen Terraner – oder vielleicht gerade deshalb – und begann sich schon zu wünschen, er wäre in der Enklave zurückgeblieben.

Es war eine feuchte, kühle Nacht, in der man jeden Augenblick erwartete, daß es anfang zu regnen. Graue Nebel wanden sich vom Fluß herauf durch die hoch ummauerten Straßen wie träge Schlangen oder trieben in wogenden, schimmernden Vorhängen über die weiten, mit Porzellan ausgelegten Plätze. In der feuchten Luft hing der Geruch von Gewürzen, Samen, Räucherwerk und Moschus. Scharf, sauer, süß, schwer und tranig – die Gerüche schwammen in der nassen Nacht wie Öl auf Wasser, die meisten undefinierbar, alle bedrückend. Hin und wieder kam Wind auf, schob wie eine unsichtbare Hand die Nebelschwaden und die Wolkenschleier zur Seite und enthüllte die Millionen eisigen Sterne von Aeis Nachthimmel, dichtgedrängt schimmernd auf samtenem Schwarz. Von den Monden war noch keiner aufgegangen, und das Sternbild des Wintermannes hob gerade sein eisiges, von Sternennebeln umwalltes Haupt über den nahen nördlichen Horizont. Dort im Norden erhob sich die Altstadt auf ihren dreihundert Fuß hohen, senkrecht abfallenden Obsidianklippen, warf ihre Silhouette gegen den Glanz der Brust des Wintermannes, dessen Haupt furchtbar über ihre höchsten Türme ragte. Ihre Lichter leuchteten silbern, gelblich und in einem tiefen, geheimnisvollen Orange, ein kaltes Leuchten

von kalten Mauern hoch in den Lüften. Farber schien es, als beobachtete die alte Stadt ihn; nicht unbedingt mit Mißfallen oder auch nur mit Interesse, ein einfaches Beobachten, ein unergründliches Starren, als ginge es darum, ihm wieder die Tatsache bewußtzumachen, daß dies nicht die Erde war.

Die Neustadt gab sich freundlicher mit ihren runden Porzellanhäusern, ihren Kacheln und Mosaiken, ihren glänzenden Mauern aus Ton und Steingut. Ihre Lichter waren von weichen Pastelltönen geprägt und ergaben ein diffuses Blinken in den träge wallenden Nebeln. Und doch war auch dort das Ambiente beunruhigend und fremd. Seit einer Stunde liefen sie jetzt durch die Neustadt – eine kleine Gruppe von Menschen, nervös um Heiterkeit bemüht, zu laut für die fremdartige Stille. Die Stunde kam ihnen inzwischen wie ein Jahr vor, und sie hatten niemanden gesehen, keine Eingeborenen, kein einziges lebendiges Wesen. Farber begann sich schon zu fragen, ob die Straßen immer so leer waren, nur von Echos in der Stille belebt, und wenn dem so wäre, wie jemand es dort als Fremder aushalten könne, doch dann entdeckten sie vor sich eine Gruppe von Cian, die in die gleiche Richtung ging. Und gleichzeitig vernahmen sie zum ersten Mal das schwache, ferne Murmeln des *Alàntene*. Sie hatten die östlichen Ausläufer der Neustadt erreicht, und die Straßen fielen nun steil ab zum Aomefluß. Die Eingeborenen vor ihnen verlangsamten ihre Schritte. Sie hatten Anschluß an eine andere Gruppe

Cian gefunden, und vor dieser Gruppe ging eine andere, und davor noch eine und so fort, und Farber sah, warum die Neustadt völlig verlassen war. Die ganze Einwohnerschaft von Aei war unterwegs zu den Ufern des Aome, zum *Alàntene*, und die Erdenmenschen hatten gerade die Nachhut der ungeheuren Menge eingeholt.

Vor ihnen waren die Straßen, so weit das Auge reichte, mit dahinschlurfenden Reihen von Cian vollgepackt. Die meisten von ihnen gingen zu Fuß und trugen Kinder auf den Schultern, hielten Körbe mit Früchten oder fremdartig gewundene Blumengirlanden oder Gerätschaften aus poliertem Holz, Metall und Obsidian, deren Funktion zu erraten ein Mensch nicht in der Lage war. Dazwischen gab es Objekte, die überhaupt jede Definition unmöglich machten. Einige der Cian fuhren auch in sechsrädrigen Karren, gezogen von großen, scheckigen Tieren, die irgendwie an riesenhafte Wildschweine erinnerten. Die Zügel hingen voll von sternförmigen schwarzen Blumen und Kristallglöckchen, so daß die Luft von einer klingelnden, melancholischen Musik erfüllt wurde, wenn die Wildschweine ihre Köpfe hoben, deren weiße spiralförmige Hauer im Licht der Sterne blitzten. Farber blinzelte erstaunt, als er einige Cian bemerkte, die ohne Sattel auf großen, geschmeidigen Wesen ritten, vielfüßige Schlangen oder reptilienhaften Tausendfüßlern ähnlich. Die Menge schien die Kreaturen unruhig zu machen; von Zeit zu Zeit stießen sie ein langes, qualvolles Blöken aus und bäugten die Versammlung mit trauri-

gen, intelligenten Augen. Die Cian selbst – kleinwüchsige, schlanke Humanoide mit einer beunruhigend graziösen Art, sich zu bewegen – trugen zumeist dunkle Farben, aber ihre Kostüme waren reich geschmückt, phantasievoll, von feinstem Stoff und bestem Schneiderhandwerk. Schmuck aus Silber, Bernstein und Obsidian glitzerte hier und dort in der Menge, und über der ganzen, langsam daherziehenden Prozession lag eine eigenartige Stimmung düsterer Festlichkeit.

Es dauerte noch eine weitere halbe Stunde, bis die Masse der Nachzügler in die bereits auf dem Festplatz versammelte Menge eingesickert war. Während dieser Zeit wuchs das Murmeln des *Alàntene* von einem Wispern zu einer mächtigen, rhythmischen Meeresbrandung, die alles erfüllte, die Nacht, das Blut, das Hirn, das Mark, bis Farber merkte, daß er im Takt des mächtigen, langsamen Dröhnen der Trommeln und dem kehligen An- und Abschwellen des Gesanges atmete, und er vermutete, daß selbst sein Herz in diesem Rhythmus schlug. Janet LaCorte erklärte, sie bekomme Kopfschmerzen davon. Manchmal trug der Wind Bruchstücke einer schnelleren Musik zu ihnen herüber – kristallin, klingelnd und staccato, als Kontrapunkt zum gigantischen Puls des Weltherzens gespielt. Andere Geräusche gab es nicht, nur noch das Scharren von Millionen Füßen auf Kacheln, das Knarren von Wagenrädern und hin und wieder ein jammervolles Blöken der Schlangenwesen. Kein Cian sagte ein Wort. Brody war

auf einem Trip – wie viele Terraner meinte er, die Feste, die Zeremonien der Eingeborenen, wären besser zu genießen, wenn man stoned hinging. Und nun kicherte er dauernd, seine Augen rollten, wanderten hin und her, er konnte sie auf nichts mehr fokussieren. Farber hatte sich die letzten fünfzehn Minuten erbittert mit Kathy Gibbs über irgendeine triviale Sache gestritten, wobei sie immer lauter und erregter wurden, bis Farber sich, als sie unten auf dem Festplatz ankamen, unter dem Stich einer von Kathys letzten Schmähungen losriß und wütend zu ihr herumwirbelte.

»Du miese Nutte«, schrie er. Er war blaß geworden und sah aus, als wolle er sie schlagen.

Kathy lachte ihm ins Gesicht. Die Beschimpfung hatte ihr die Röte ins Gesicht getrieben, und ihre Augen funkelten, aber sein Zorn schien sie sonst in keiner Weise zu beeindrucken. »Du bist heute abend nicht sehr amüsan«, stellte sie fest. Ein paar Haarsträhnen hingen ihr schweißverklebt ins Gesicht, und Farber konnte ihre Brüste deutlich durch den transparenten Stoff der Bluse sehen; ihre Brustwarzen zeichneten sich hart unter dem Stoff ab. Eine plötzliche Anwandlung von Begierde mischte sich unter seine Wut und verwirrte ihn. Sein Mund mühte sich, Worte zu finden, aber sie lachte ihn wieder aus, und die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Sie hatte ihn nur zu gut durchschaut. »Bis nachher, Herzchen«, sagte sie, strich sich die Haare aus der Stirn und schenkte ihm ein verletzendes, wissendes Lächeln.

»Du wartest hier gegen Mitternacht, in Ordnung?« Er erwiderte nichts. Sie musterte ihn mit ihren harten, spöttischen Augen, lächelte noch einmal und ging dann schnell fort. Sekunden später war sie in der Menge verschwunden. Farber starrte ihr nach.

Brody kicherte. Er hatte sich den Wortwechsel mit offenem Interesse und keineswegs verlegen angehört. Die Sache schien ihn ganz offensichtlich anzuturnen. Jetzt schlug er Farber auf die Schulter. »Scheiß drauf«, verkündete er mit einer Stimme, die nach der bekifften Parodie eines herzhaften Von-Mann-zu-Mann klang. »Scheiß drauf, auf alle, sage ich immer. Es gibt Millionen Fotzen auf der Welt. In der nächsten Minute kommt immer schon die nächste vorbei.«

»Warum kümmerst du dich nicht um deinen eigenen Scheiß«, fuhr Farber ihn an.

»Auf dich scheiß ich auch, Jack«, erklärte ihm Brody freundlich und ohne jeden Groll. Er schien richtig vergnügt darüber zu sein. Abrupt kicherte er wieder los, als habe er bei einem Witz die Pointe nicht mehr abwarten können. Er feixte Farber zu und meinte mit wohlmeinender, langmütiger Weisheit: »Du wirst schon noch dahinterkommen.« Er ließ noch ein wehmütiges »Oh, Mann« folgen, dann schlug er eine neue Richtung ein und wanderte Richtung Strand davon. Und er lächelte und lächelte und lächelte.

Die anderen Terraner waren während des Streites zurückgeblieben und schlossen nun wieder auf. Fred Lloyd

gab Brody einen Schubs, damit er wieder die richtige Richtung fand. Ed Lacey ging mit zwei Freunden vorbei, alle drei eifrig Narkotika aus ihren Zerstäubern schnüffelnd. Dann kam Janet LaCorte, die Farber im Vorbeigehen einen tadelnden Blick zuwarf; sie war Kathys Freundin. Lloyd trug einen umfassenden Ausdruck herablassender Langeweile zur Schau, den zu perfektionieren es nach Farbers Ansicht Jahre hingebungsvoller Übung bedurft haben mußte. »Kommst du?« fragte Lloyd. Farber schüttelte den Kopf. Lloyd zuckte die Achseln, und die Terraner zogen weiter. Farber war froh, sie loszuwerden. Von der Vergeblichkeit jeder irdischen Mission zermürbt, gaben sie sich auf eine Selbsterkenntnis vortäuschende Art zynisch und bitter. Sie stellten sich gerne vor, von einem Flair *Fin-de-siècle*-Dekadenz umgeben zu sein. In Wirklichkeit war es nur Langeweile.

Farber warf sich schließlich auch ins Gewühl und begann, sich einen Weg durch die dichte Masse der Leiber zu bahnen. Ekel und Selbstmitleid erfüllten ihn. Kathy ging erst seit ein paar Tagen mit ihm, und schon konnte sie seiner so sicher sein, daß sie ihn auslachte und dann in einer feiernden Menge verschwand, genau wissend, er würde auf sie warten, wenn sie sich entschloß, zu ihm zurückzukehren. Und genau das würde er tun. Nachdem er das erst einmal geschluckt hatte, wich seine Wut bald dumpfer Resignation. Lichtjahre von zu Hause und seiner Rasse entfernt, war er gezwungen, sich an

etwas zu klammern – und sie war dieses Etwas. Gedankenverloren schob er sich weiter. Er war von der Straße abgekommen und lief jetzt über Sand, der sich unter seinen Füßen bewegte und wisperte. Eine Kette von Sanddünen erhob sich vor ihm. Hartes See gras und Eisenholzbüsche wuchsen darauf.

Als er eine der Dünen erklommen hatte, sah er den *Aläntene* unter sich ausgebreitet. Er blieb stehen, schwankte, ein wenig betrunken, allein in der fremden Nacht. Er war ein großer Mann mit langsamen Bewegungen, kugelhöpfig und stiernackig, dunkle Augen unter einer zottigen Mähne blonden Haars. Er hatte ein grobes, starkknochiges Gesicht, das von dicken, glatten Backen und einem massigen, herausfordernden Kinn beherrscht wurde – breit, vorstehend und streitsüchtig. Es war ein arrogantes Gesicht, über dem jetzt jedoch ständig der Schatten nachdenklicher Verwunderung lag. Seine Augen wirkten auf unpassende Art verloren und verletzlich, hoben sich von dem grob geschnittenen, brutalen Gesicht ab – als säße innen ein furchtsames Kind, das herausspähte, während es den massigen Körper mit Pedalen und Riemen bewegte. Das langgezogene, bis ins Mark gehende Brausen des Gesanges brandete zu ihm auf die Düne hinauf und traf sein Gesicht, und das geduldige, elementare Dröhnen der Trommeln erschütterte den Sand unter seinen Füßen. Während er zuhörte und seine Wut sich endgültig legte, wurde er wieder von dem endlosen Meeresgesang

überwältigt, ertränkt, aufgelöst, fortgeschwemmt wie ein Sandkorn von den Gezeiten, um über die geheimen Plätze auf dem Meeresgrund gerollt und dann nach einem Jahrzehnt oder tausend Jahren wieder irgendwo an den Strand gespült zu werden. Vorsichtig begann er die Düne hinabzusteigen und grub dazu die Fersen tief in den Sand. Er fühlte, daß das Lied des *Alàntene* ihn packen würde, wenn er fiel oder stolperte, packen und davontragen, und er könnte darauf reiten wie eine Möwe im Wind ...

Hier vereinigte sich der Aome-Fluß, der aus dem Westen heranrollte mit dem Meer, dem Alten Meer, dem großen Nordozean, dem Welt-Ozean. Der Aome war eine brausende, graue Turbulenz zur Rechten, ein Streifen hellerer Dunkelheit gegen die stockfinstere Nacht, mehr zu hören und zu fühlen, als zu sehen. Zur Linken erstreckten sich die Dünen im rechten Winkel zu Farbers Weg in einer ununterbrochenen Kette nach Norden; mehr als dreihundert Meilen zogen sie sich mit dem Strandstreifen zu ihren Füßen schnurgerade dahin: der Nordstrand von Shasine. Im Süden, jenseits des Aome und zur Zeit unsichtbar, lagen die endlose Meilen weiten Salzmarschen. Geradeaus, gen Osten, öffnete sich die Nacht zu einem Gefühl widerhallenden, endlosen Raumes. Das Meer wartete dort hinter den Nebeln – der Geruch seines Salzes hing in dem nassen Wind, der Farbers Wangen peitschte, hinter dem Gesang hörte man das Rollen seiner Brandung, und jenseits des

Festplatzes schimmerten seine Brecher im Fackelschein, während sie gegen den Strand gischteten.

Farber kam an dem L-förmigen Umriß des Meer-Fluß-Hauses vorbei und ging so nah wie möglich zum Wasser. Dort standen Cian Schulter an Schulter gedrängt, Tausende und Tausende. Rauchiges, rotes Fackellicht glitzerte auf Zähnen und Augen – riesige Pupillen mit einer riesigen Iris darin und nadelspitze Fangzähne. Sie schwankten alle in einem langsamen, mächtigen Rhythmus von einer Seite zur anderen. Es wirkte wie eine Art schlurfender Tanzschritt – einer vorwärts, einer zurück, ein Schritt zur Seite, wieder ein Schritt vorwärts, stampfen, stampfen, stampfen, stampf! Nichts daran wirkte bewußt; die Bewegung war eine unbewußte, instinktive Antwort auf die Musik, fast ein Tropismus. Die Cian waren völlig von der Zeremonie gefangen, ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich darauf, und vielleicht merkten sie nicht einmal, daß ihre Körper in der nassen, raucherfüllten Dunkelheit schwankten und stampften. Nach einiger Zeit entdeckte Farber, wie er selbst die Bewegungen mitmachte – ohne sich anzustrengen und perfekt zum Rhythmus passend, als hätte er schon sein ganzes Leben Erfahrung darin. Im ersten Augenblick fand er es erschreckend, dann seltsam aufregend, und schließlich erstarben beide Gefühle, und es gab nichts anderes mehr als den Gesang, die ständige mesmerisierende Bewegung der Menge, die überwältigende Hitze Hunderttausend-

der, dicht gedrängter Körper, den beißenden Gestank nichtmenschlichen Schweißes.

Auf der anderen Seite der Menge fand die Zeremonie statt, der eigentliche *Alàntene*. Die Musiker mit ihren Trommeln, Flöten und an Zithern oder Mandolinen erinnernden Saiteninstrumenten saßen mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem riesigen Halbkreis vor der ersten Zuschauerreihe. Ihre Hände schlugen, tasteten und zupften mit unveränderlicher, gleichmäßig wiederholter, unmenschlicher Präzision, als seien sie unter weiten Roben verborgene Roboter. Dabei warfen sie sich im Takt ihrer Musik schnell vor und zurück. Ganz links von Farber, zwischen die Musikanten und das Meer gedrängt, befanden sich die Sänger – mehr als hundert hellgekleidete Cian, alles Männer und alle *alt*: schneeweißes Haar, glitzernde Silberaugen, die Gesichter von vielfach verwobenen Linien und Falten gezeichnet, ausdruckslos wie in Stein gehauen. Sie vollführten eine kompliziertere, einstudierte Version des Tanzes der Menge. Einige beschrieben ritualisierte Gesten und schwungvolle Bewegungen mit Händen und Armen, andere warfen in regelmäßigen Abständen Hände voll Pulver in die Fackeln, so daß sie silbern, ambergrün und Scharlach aufloderten. Ein Teil der Sänger stand inzwischen durch das Einlaufen der Flut bis zur Hüfte im Wasser; sie setzten jedoch unbeeindruckt ihren Gesang fort. Weiter weg zur Rechten war eine andere Gruppe alter Männer mit etwas beschäftigt, das nach

einer dramatischen Aufführung aussah, vergleichbar mit einem irdischen No-Spiel – ihre Stimmen, die sprachen und nicht intonierten oder sangen, schnitten von Zeit zu Zeit durch die anderen Geräusche.

Aber den Mittelpunkt der Zeremonie, das Herz des *Aläntene*, bildeten die Tänzer. Sie nahmen den größten Teil des von Fackeln erleuchteten Strandstückes ein und tanzten am Rand des Alten Meeres auf dem feuchten, festen Sand. Es gab etwa zwei- bis dreihundert Tänzer jeden Alters, Männer, Frauen und Kinder. Einige von ihnen waren nackt, und die flackernden Fackeln warfen ein seltsames Spiel von Licht und Schatten auf die schimmernde Haut und die zuckenden Bewegungen der Glieder. Andere trugen phantastische Kostüme; hochragende, wippende Federbüsche, dazwischen juwelengeschmückte Federkleider und groteske, großköpfige Masken. Götter und Dämonen tanzten auf dem Strand, und ihre Schatten tanzten mit ihnen. In das Meer hinaus hatte man Plattformen errichtet, die nur wenige Zentimeter über die Wasseroberfläche ragten. Auch darauf tanzten die glitzernden Gestalten, halb im Wasser, manchmal nach einem Sprung in die Luft sich direkt in die Fluten stürzend. Sie tauchten auf und nieder wie betrunkene, torkelnde Tümmler, als wären sie im Meer genauso zu Hause wie auf dem Land. Die Tänzer wirkten dabei trotzdem immer sicher, leichtfüßig und unglaublich beweglich. Sie drehten sich, hüpfen, standen zitternd für einen langen Augenblick auf

der Stelle, krümmten sich, sprangen einen Salto hoch durch die Luft. Seit Stunden, seit Sonnenuntergang, taten sie nichts anderes, und sie würden ohne Pause bis zum Sonnenaufgang weitertanzen. Farber sah ihnen lange Zeit zu. Erst nachher, als er sich vom Strand zurückgezogen hatte, stellte er fest, daß es mehr als drei Stunden gewesen sein mußten. Aber jetzt gab es keine Zeit, keine Dauer. Hin und wieder seufzte oder stöhnte die Zuschauermenge um Farber wie aus einem Mund, ein gewaltiges, artikuliertes *Abhh* erhob sich zu den kalten, gleichgültigen Sternen, sank zurück unter den Gesang und brandete dann unwiderstehlich erneut auf. *Abhh*. Genau wie die schwankenden Tanzbewegungen war es kein beabsichtigter Laut, der dem Willen unterlag wie die vorgeschriebene Antwort der Gemeinde in einer irdischen religiösen Zeremonie. Es war mehr eine unbewußte Reaktion, ein wortloses, widerstrebend geäußertes Zeichen der Ergriffenheit, das den Zuschauern fast gegen ihren Willen von der Macht des *Alàntene* entrissen wurde. Farber konnte sich dem nicht entziehen, seine Lippen öffneten sich wie an Angelhaken, und der Laut kam dumpf und abgehackt aus seiner Kehle. *Abhh*, *Abhh*. Und während er zusah, schien alles ineinanderzuzießen – die Bewegungen der Tänzer, das Singen, die brausenden Flammenbanner der Fackeln, das schmerzvoll ekstatische Schreien der Instrumente, die Schatten auf dem feuchten Sand, die Hitze und der Schweiß der Körper neben ihm – und das Universum

faltete sich über ihm zusammen, eine Ecke der Welt, die sich in sich selbst geschlossen hatte, und Erde, Himmel, Wasser wurden eins, ununterscheidbar.

Und Farber riß sich erschrocken los. Er drängte sich fort vom Strand, rempelte an und stieß um sich, bis die Geräuschkulisse der Zeremonie weniger überwältigend war und seine Panik sich etwas gelegt hatte. Er hatte sich zu weit mittreiben lassen, war zu nahe an etwas völlig Fremdes geraten, dem intuitiven Begreifen einer Sache, für deren Verständnis sein Geist nicht ausgerüstet war. Er war tief erschüttert, schwindlig von den Gerüchen, dem Fackellicht und dem Fremden, und seine Beine fühlten sich an wie Gelatine. Langsam wankte er über den Strand in Richtung des Meer-Hauses. Der *Alântene* hatte etwas Wildes und Trauriges und Verzweifertes in Farbers Blut angesprochen, Sehnsüchte geweckt, die Farber weder benennen noch erfüllen konnte. Durch seinen Schädel tobte eine Gespensterhorde von chaotischen, unidentifizierbaren Gefühlen, grinste drängend und spöttisch am Rand seines Bewußtseins. Ihre Stimmen waren ein wenig verebbt, als er schließlich das Portal des Meer-Hauses erreicht hatte, aber er fühlte sich noch immer benommen und unsicher, und er war hilfloser verwirrt als jemals zuvor in seinem Leben. Eine Gruppe Terraner stand vor dem Haus, einheimische Drinks und Zerstäuber in den Händen, und beobachtete von hier aus die Zeremonie am Strand unten mit amüsiertes Tole-

ranz wie das Feuerwerk bei einer Party. Farber wich ihnen aus und ging hinein.

Es war ein riesiges L-förmiges Gebäude, das etwas nördlich der Vereinigung zwischen dem Aome und dem Alten Meer lag. Der südliche Teil, der auf den Aome blickte, hieß Fluß-Haus; der östliche Flügel, der See zugewandt, war das Meer-Haus. Beide Flügel waren vom Boden bis zum Dach verglast, so daß ihre Fassaden zwei riesige Fenster darstellten, die nur vom Boden des Obergeschosses unterbrochen wurden. Das Ganze war eine völlig profane Angelegenheit, die in keiner echten Beziehung zum *Alàntene* oder irgendeinem anderen Fest der Cian stand, obwohl die Cian es wegen dieser Feste gebaut hatten. Hier fand man Zuflucht vor dem Wetter – und es gab Feste, die inmitten eines Blizzards oder in der kochenden, fast tödlichen Hitze des Hochsommers abgehalten wurden. Von hier aus konnte man den Zeremonien für eine Weile durch schützendes Glas zusehen; hier konnte man sich entspannen und mit den verschiedenen Essenzen, Anregungsmitteln und Speisen erfrischen, die verkauft wurden. Schon lange wurden hier Feste gefeiert, und die Cian waren sich durchaus des Unterhaltungswertes dieser Zeremonien und des kommerziellen Profits bewußt, der sich daraus ziehen ließ. Eine Verdienstmöglichkeit, die sie schon Hunderte von Jahren nutzten, lange bevor die ersten Fremdweltler eintrafen. Es waren keine über den Dingen stehende Fremden, die an

der Eingeborenen-Folklore verdienen wollten; die Cian selbst machten vergnügt ihr Geschäft damit, und niemand regte sich darüber auf. Und doch begegnete man bei den Zeremonien der Tiefe stillen Glaubens, einem Gefühl religiöser Reinheit, das auf Terra schon vor Generationen ausgestorben war. Unter den Terranern wurde ständig darüber diskutiert, ob die Feste wirklich religiös waren oder die städtischen Cian darin nur eine liebgewonnene, erhaltenswerte Tradition sahen.

Welche Meinung man dazu hatte, stellte Farber jetzt fest, hing sehr davon ab, wo man während eines Festes stand. Hier im Meer-Haus, in der Umgebung von Cian, die sich entspannt die Show durch die Fensterwände ansahen, sich mit ihren Freunden unterhielten, Erfrischungen oder gebratenen Fisch verzehrten oder einfach durch die Säulenhallen schlenderten, würde man sich mit Sicherheit für die Tradition entscheiden. Unten am Strand, in der Menge der tanzenden, stampfenden, stöhnenden Gläubigen, sah die Sache ganz anders aus. Aber es gab keine zwei verschiedene Gruppen von Cian; sie mischten sich ständig aufs Geratewohl – oft gingen die Aufwacher und Konzessionäre des Meer-Fluß-Hauses nach Beendigung ihrer Arbeitsschicht direkt zum Strand hinunter, und ständig fanden sich einige der schwitzenden, hingebungsvollen Zuschauer in dem großen Gebäude zum Ausruhen und Erfrischen ein. Es lag eine Dichotomie darin, die kein Terraner verstand, und in Farber stieg nun intuitiv die blasse Ah-

nung auf, daß es sich dabei nur um die Spitze eines Eisberges handelte.

Er kaufte sich ein *fuge* – ein gelatiniertes Etwas, das man für eine Mischung aus Schokoladenpudding und rohen Quallen halten konnte – von einem der Stände und schlenderte langsam durch die Gänge des Meer-Hauses. Seine Erschrockenheit hatte sich inzwischen weitgehend gelegt und ihn traurig und nachdenklich zurückgelassen. Er fand einen Weg ins Obergeschoß, von wo man einen besseren Überblick über den Strand hatte. Die Beleuchtung war hier trübe und diffus, so daß Farber den Eindruck gewann, durch einen Glastunnel auf dem Meeresgrund zu schreiten. Er stellte sich vor die Fensterwand. Der *Alàntene* glitzerte weit unten, die winzigen Gestalten schwankten und wirbelten durcheinander, ein Spiel der Masken, aufgeführt von winzigen, belebten Puppen. Sein flackerndes Licht wallte seltsam über die gewölbte Decke und jagte verkrümmte Schatten über den Steinboden. Nach einiger Zeit bemerkte Farber, daß er nicht allein war. Jemand beobachtete in seiner Nähe mit ihm das Feuer und die Nacht. Der andere war schon die ganze Zeit dagewesen, verborgen in der Dunkelheit am Fuß einer Säule, stumm wie ein Schatten. Seine Gegenwart drängte sich geduldig nach und nach in Farbers Bewußtsein, bis Farber schließlich den Kopf wenden mußte, um nachzusehen, ohne eigentlich zu wissen, warum. Er schielte zur Seite. Es war eine Frau. Sie fühlte seinen Blick und wandte

sich vom Fenster ab. Der *Alàntene* badete die eine Hälfte ihres Gesichtes in feuriges Licht, während die andere Hälfte im Schatten verborgen blieb. Ein Auge blitzte klar und silbern, das andere war ein blasses Glimmen in der Dunkelheit. Sie sah ihn an.

»Hallo«, sagte sie. »Ich – spreche – nicht – sehr gut.« Ihre Stimme klang gedämpft. Ihr Englisch – die Sprache, die die anwesenden Terraner die Frechheit besaßen, als *Terranisch* auszugeben – war stockend und mit deutlichem Akzent.

»Në, das macht nichts«, erwiderte Farber in ihrer eigenen Sprache, die er mit der subzerebralen Methode gelernt hatte. Die Sprache erschien ihm von einer verwirrenden Vieldeutigkeit. Ihre einfache Grammatik und Syntax war nur Maske, hinter der sich Millionen von quecksilbrigen Bedeutungswechseln verbargen. Er fragte sich, ob sein Kosmopolitanismus die Frau beeindruckt hatte. Sie sagte nichts mehr, und schließlich raffte er sich zu einem verspäteten »Hallo« auf, nur um das undefinierbare Schweigen zu brechen. Er kam sich albern dabei vor.

Sie nickte ihm mit trauriger Förmlichkeit zu. Dann lächelte sie, schnell und überraschend. »Gefällt Ihnen das Fest?« Sie wies mit dem Kopf zum Strand.

»Doch, ja«, antwortete er. Um ehrlich zu bleiben, fügte er hinzu: »Obwohl ich es eigentlich nicht verstehe.«

»Ah«, stellte sie fest und schielte nachdenklich an ihm vorbei. »Es gibt vieles an diesen Festen, das nicht

leicht zu verstehen ist, auch für uns nicht, *në*? Und doch müssen wir, so gut es geht, mit ihnen fertig werden.« Ihr Tonfall war zugleich spöttisch und melancholisch – sie amüsierte sich über ihn, sicher, aber gleichzeitig fühlte er auch, daß sie fast verzweifelt auf seine Gesellschaft hoffte, wünschte, daß er sie beachtete. Sie wirkte einsam, dabei aber von einer unerklärlichen Verslossenheit. Sie unterhielt sich sparsam mit ihm, auf eine fast brüske Art, und doch war ihr ganzes Verhalten entspannt und irgendwie leger. Ihr Lächeln war abrupt und überwältigend, ein Aufblitzen, ein Strahlen, das Farber traf wie ein Meißelschlag und sofort wieder erlosch. Und doch lag auch Mutwillen in diesem Lächeln. Er konnte in der Dunkelheit ihr feuchtes Blitzen sehen, während sie umherhuschten. Die Frau faszinierte ihn – beinahe in der ursprünglichen Bedeutung von *fascinare*, verhexen; sie bannte ihn an seinen Platz wie einen verzauberten Vogel. Sie war wild und traurig, und sie musterte ihn von der Seite durch das verwirrende, vielgestaltige Schattenspiel, das eine Zeremonie zu ihnen hineinwarf, die älter war als ihre beiden Zivilisationen.

Er erfuhr, daß ihr Name Liraun Jé Genawen lautete. Sie war größer als ein durchschnittlicher Cian, ihr Kopf reichte Farber bis zum Brustbein. Sie saß, ein Bein elegant untergeschlagen, auf dem niedrigen Fenstersims. Sie wirkte noch schlanker als die meisten ihrer schlanken Rasse, geschmeidig und ätherisch – selbst in den winzigen Bewegungen des Kopfes und des Nackens konnte

man die gleiche Sicherheit und totale Beherrschung jedes Muskels erkennen wie bei den Tänzern am Strand. Ihr Gesicht war scharf geschnitten, eckig, die Nase gerade und ausgeprägt, die Lippen waren breit und voll, die Augenbrauen schnelle schwarze Pinselstriche. Ihre Augen waren riesig, feurig und starrten wie die einer Eule oder eines Habichts. Ihre Haut zeigte das reiche, lebendige Braun von Mahagoniholz, allerdings etwas matter und dunkler. Ihr Haar, schwarz, lang, dick geflochten und glänzend, fiel ihr schwer über die Schultern. Sie trug ein Kleid aus Silber und Schwarz und um den Hals eine enganliegende Kette aus Bernstein und Obsidian. Während er sie ansah, wurde Farber zum ersten Mal etwas wirklich bewußt, das er intellektuell schon lange gelernt hatte: *Cian* hieß übersetzt »Das Volk«.

Sie unterhielten sich eine Zeitlang. Sie versuchte, ihm etwas von der Zeremonie zu erklären. »Man nennt es auch das Öffnen-der-Tore-von-Dûn«, erzählte sie. »Dûn ist die Anderswelt, der Andere Ort, und er liegt dort draußen tief unter dem Alten Meer. Die Gebeine der Ahnen ruhen dort, nackt, auf dem Boden des Ozeans, der Stätte des Kummers – aber es ist nicht nur das, nicht nur einfach der Meeresgrund, *në?* Es ist eine eigene Welt, der Ort, zu dem einige der Toten gehen, aber auch mehr als das – es gibt Dämonen und Machtvolle Wesen und *Opein*, und sie leben dort unten in Dûn.« Sie zuckte die Achseln und lächelte ihr düsteres Lächeln. »*Alàntene*, das ist das Ende der Sommerwelt, der Hitze,

von allem, was wächst, die Herrschaft des Warmen Volkes endet. Es ist auch das Ende des Jahres – nach *Alàntene* beginnt der Winter, der Schnee, das Eis, das Verdorren des Lebens, die Herrschaft des Kalten Volkes, das zu Beginn des Jahres regiert. Die Tore von Dûn öffnen sich jetzt drunten unter dem Alten Meer. Dann erheben sich die Geister von denen, die im alten Jahr gestorben sind und denen es bestimmt ist, nach Dûn zu gehen, und sie reiten mit dem Wind und tauchen hinab nach Dûn, denn die Tore sind offen, und die Anderswelt berührt diese Erde. Und ebenso die Dämonen und *Opein*, die es wünschen, sie kommen herein in unsere Welt. Und das Kalte Volk steigt durch die Tore herauf, und die Fruchtbare Erde stirbt und wird zu gefrorener Asche, denn das Haus Dûn stellt den Einfluß für diese Jahreszeit. Und deshalb der *Alàntene*.«

»Das ist – nicht ganz, was ich mir vorgestellt haben«, sagte Farber ein wenig bestürzt. »Tatsächlich macht es mir sogar etwas Angst. Warum ...« Er hatte *zum Teufel* sagen wollen, erkannte dann aber, daß die einzige mögliche Übersetzung *zum Herrn von Dûn* gewesen wäre. »Warum, um alles in der Welt, habt ihr für so eine Sache ein Fest, einen Feiertag? Daß es eine Zeremonie gibt, könnte ich ja verstehen, aber warum *feiert* ihr?«

Sie zuckte wieder die Achseln. »Trotz all der bevorstehenden Kälte und dem Tod ist schließlich das alte Jahr gegangen, ertrunken und hat alle alten Probleme und Sorgen mit sich genommen. Ein altes Jahr vergan-

gen, ein neues Jahr geboren – wie schlecht es auch immer sein mag. Vielleicht ist das etwas zum Feiern, *në?*« Sie sah Farber aufmerksam an. »Und die Zeit hört während des *Alàntene* zu existieren auf. Es ist die Pause zwischen dem Vergehen eines Rhythmus' und dem Beginn eines neuen, das bewegungslose und unbewegte Zentrum, die Stille zwischen den Synkopen des Weltherzens. Unerschaffen und ewig. So wird es uns erklärt. *Në*, gefällt Ihnen das? Es bedeutet, daß wir beide immer hiergewesen sind und zusammen über den *Alàntene* sprechen und immer hiersein und über alle *Alàntene* sprechen werden. Ganz gleichgültig, wo wir während des *Alàntene* vergangener Jahre gewesen sind – auch dort sind wir immer, ja, aber auch immer *hier*. Ja! Finden Sie das schön?« Und sie lachte, das Gesicht düster und starr, der Blick der Augen unergründlich, trotzdem lachte sie.

Es blieb Farber unergründlich, wieviel von alledem sie ernst nahm; jedesmal, wenn er dachte, ihre Stimmung endlich erfaßt zu haben, änderte sich ihr Wesen dramatisch, oder es schien wenigstens so, und die Worte, die sie sagte oder gesagt hatte, standen für eine völlig neue Interpretation offen. Es war unmöglich für sie, ihm die tieferen Bedeutungen des Festes zu erklären, ja, sie konnte ihm selbst von den oberflächlichen Erscheinungen vieles nicht verständlich machen. Immer wieder verlor sie sich in Allegorien und Symbolen und Andeutungen, denen er nicht folgen konnte, und ihr blieb

nichts anderes übrig, als mit den Achseln zu zucken und zu lächeln und ihm zu sagen, daß er nicht genug wüßte, um zu begreifen. Dann waren sie eine Weile still, bis sie schließlich zu ihrem Spiegelbild im Fenster gewandt sagte: »Die *Opein* kommen während des *Alàntene* in unsere Welt. Sie sind Geister, die von einem Menschen Besitz ergreifen und ihn zu bösen Taten treiben. Oder manchmal nehmen sie auch selbst die Gestalt von Menschen an und wandeln in der fremden Welt des Fleisches oder dem, was Fleisch zu sein scheint, umher. Sie könnten auch ein *Opein* sein«, meinte sie nach einer bedeutungsvollen Pause zu ihm. Plötzlich brach sie wieder in ihr silbernes Lachen aus. »Und ich natürlich auch.«

Wieder wurde es still. Sie blickte auf ihr Spiegelbild im Fenster und sah nicht mehr zu ihm hin. Er konnte das winzige, rhythmische Heben ihres Bauches sehen, wenn sie atmete, den Puls der Ader in ihrer Halsbeuge, die Art, wie ihr Haar über ihre Schläfe, ihre Wange, ihren Nacken strich. Es war heiß hier, gewiß, aber so heiß sicher nicht. Sie bog sich weiter von ihm fort, als beuge sie sich vor, um etwas weit Entferntes am Strand besser beobachten zu können. Durch das Vorstrecken des Kopfes zeichneten sich die Spitzen ihrer Rückenwirbel scharf gegen den Stoff ihres Kleides ab, und er konnte ihre Schulterblätter deutlich erkennen. Sie wandte sich nicht mehr um, sagte nichts mehr. Ohne sich dessen richtig bewußt zu werden, war er immer näher gerückt, bis er sie schließlich beinahe, aber nur beina-

he berührte. Sein Blut sprach schon eine ganze Zeit zu ihm, sprach ihn mehr an als ihre Worte, und nun war das Rauschen seines Blutes alles, was er hören konnte. Ihre Wärme und ihr Geruch überwältigten ihn. Er hob die Hand und streckte sie langsam aus, während ein weit entfernter Teil seines Ichs voll Angst und Entsetzen dachte: *Du weißt nicht einmal, ob sie einen Ehemann oder einen Liebhaber hat oder welche Strafen sie hier für so etwas haben, Gefängnis, Hinrichtung, Kastration.* Und er legte die Hand auf ihre Schulter, fühlte die flachen Muskeln ihres Rückens unter seiner Handfläche, fühlte ihre Haare, strich mit den Fingern über ihren Nacken, grub sie in ihre warme Haut. Sie versteifte sich, und in einer tranceartigen, gefühllosen Verzweiflung dachte er: *Das war's.* Aber dann entspannte sie sich langsam, Muskel für Muskel, und lehnte sich lang und warm und weich gegen seine Brust, ihr Kopf schmiegte sich gegen seine Wange, als er sich ihr entgegenbeugte, und sie sagte: »*Ahhh ...*« Ein Wispern, ein winziges, seufzendes Echo der Tänzer am Strand. Eine Zeitlang standen sie so schweigend, lauschten auf den Atem des anderen, und dann sagte er heiser: »Kommst du mit zu mir?« Und sie antwortete: »Ja.«

\*

All das ereignete sich gut zwei Jahrzehnte nach der »Expansion«, als ein Team der Silber-Enye die Erde für den galaktischen Handel erschlossen hatte, indem man sie »überredete«, der Handelsallianz beizutreten, mit dem gleichen Zynismus und der gleichen Gleichgültigkeit gegenüber den Auswirkungen auf die Eingeborenenkultur mit der Perrys\*) Kanonenboote Japan erschlossen hatten.

Tatsächlich waren die Auswirkungen auf die Erde immens. Der Schock traf eine Erde, deren Technologie den Menschen noch nicht aus seinem Sonnensystem befreit hatte, deren Städte von einer Reihe »taktischer« und beinahe letzter Kriege verwüstet waren und deren Biosphäre verdreht und vergiftet war.

Obwohl er erst ein Kind gewesen war, als die Enye kamen, erinnerte Farber sich noch genau an die allgemeine Spannung, die Furcht, die Menschenansammlungen in den Straßen seines kleinen deutschen Heimatdorfes, die fast die halbe Nacht damit verbrachten, erwartungsvoll in den Himmel zu starren. Am stärksten waren ihm die furchtsamen Stimmen seiner Eltern im

\*) 1853 lief eine Flotte der USA unter Admiral Perry das sich bis dahin von der Außenwelt abschließende Japan an und erzwang den Abschluß von Handelsverträgen, die dem Westen die japanischen Märkte öffneten. (Anm. d. Ü.)

Gedächtnis geblieben, die undeutlich durch die Schlafzimmertür zu ihm hereindringen, während er schlaflos auf seinem Bett lag, das staubige Mondlicht auf dem rissigen Holz des Fensterrahmens beobachtete und über die Welten jenseits des Himmels nachdachte, die endlosen Tiefen, in die man hinauf- und hinausfallen konnte, ewig fallen ... Einen Tag und eine Nacht und noch einen Tag lang hingen die sieben eiförmigen Raumschiffe – jedes über einen Kilometer im Durchmesser und sowohl unseren Waffen als auch unserem Verständnis der Naturgesetze spottend – am Himmel über Stockholm, Rio de Janeiro, Chikago, Addis Abeba, Tokio und Ulan Bator. Dann entstiegen ihnen die Enye mit ihrem Handelsangebot, dem Geschenk der Sterne.

In den Monaten darauf flackerten überall auf der Erde Kleinkriege auf, schwelten und verloschen wieder, Regierungen stürzten, Nationen lösten sich als erkennbare politische Gebilde auf. Als das Schießen endlich aufhörte, schlossen sich die Überlebenden zusammen und gründeten hastig die Terranische Co-Operative, deren Mitglieder von der Versuchung umgetrieben wurden, sich von dem großen Kuchen draußen im All ein hübsches Stückchen für die Erde abzuschneiden.

Die Menschen zogen hinaus zu den Sternen, zunächst als zahlende Passagiere auf fremden Raumschiffen, später dann in mit Menschen bemannten Schiffen, die man zu phantastischen Preisen von anderen Welten erworben hatte. Man richtete terranische Handels-

missionen auf einigen dieser anderen Welten ein, während gleichzeitig die Enye – und später die Jejun – auf der Erde ihre Missionen einrichteten, die hauptsächlich mit »antikem« Terra-Schmuck und primitiver Eingeborenenkunst ihr Exportgeschäft betrieben.

Inmitten dieses Treibhausklimas von schnellen Veränderungen und eines gewaltsamen Neubeginns wuchs Farber auf, und während er aufwuchs, bekam er seinen Teil vom habgierigen Geist dieser Zeit mit. Für viele war die Ankunft der Enye ein Wunder, eine Intervention Gottes, die um fünf vor zwölf kommende Erlösung einer Zivilisation, die vor dem unaufhaltbaren und unwiderrufflichen Abstieg in Barbarei und Degeneration stand, den nichts anderes hätte verhindern können. Die allgemeine Antwort auf diese Erlösung bestand in einer unbekümmerten Erleichterung und einem plötzlichen Glauben an die eigene schicksalhafte Bestimmung. Plötzlich, als es schon am dunkelsten ausgesehen hatte, war der Himmel wieder frei – tatsächlich würde der vergiftete graue Himmel der Erde nie mehr die Grenze sein, jetzt, nachdem die Kavallerie der Aliens im letzten Augenblick zur Rettung unserer Rasse erschienen war. Wenn es irgendwelche Scham darüber gab, daß man die Enye gebraucht hatte, um aus der Grube herausgezogen zu werden, die man sich selbst gegraben hatte – und die herablassenden, verachtungsvollen Enye mit ihrer groben Art machten es dem terranischen Ego bestimmt nicht leicht –, dann ließ uns gerade diese Scham nur

noch härter arbeiten und höhere Ambitionen entwickeln, um sie auszutilgen. Und dazu gehörte es vor allem, besser zu feilschen als die anderen. Von einem Tag zum anderen hatte die »Offenbarung des Schicksals« wieder eine Bedeutung. Man glaubte mit einem naiven, fast religiösen Optimismus an diese »Offenbarung«, wie es ihn als ernstzunehmende politische Kraft seit der halbvergessenen, betraurten fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr gegeben hatte. Es war eine neue Zeit der Räuberbarone, in der jene Mächte aus der dritten Welt, die früher am meisten unter dem Kolonialismus gelitten hatten, nun am begierigsten darauf waren, hinauszuziehen und sich ihr eigenes Kolonialreich in den Himmel zu schneiden.

Nach einer langen Phase des Atheismus lebte Gott wieder, und Gott half all denen, die sich selbst halfen.

Wie viele seiner Zeitgenossen – besonders jene, die als Heranwachsende hohe Punktzahlen in den Eignungsprüfungen erreichten und denen daher der Dienst bei der Co-Op offenstand – entwickelte sich Farber zu einem hartgesottenen, selbstsicheren jungen Mann. Als er das richtige Alter für den Weltraum hatte, waren die süßen imperialistischen Träume der Erde schon etwas bitterer und weniger strahlend geworden, aber Farber blieb unberührt von allem Pessimismus. Vielleicht war er noch starrköpfiger und arroganter als die Mehrheit seiner Generation – vielleicht war er auch einfach nur jung. Auf jeden Fall war er hartgesotten, voller Ambitio-

nen *und naiv*, und das ist in allen Kulturen und in jedem Alter schon immer eine ungesunde Mischung gewesen.

Farber verbrachte die letzte Nacht, bevor er sich auf dem Raumhafen melden mußte, an der Theke einer kleinen Dorfkneipe in Zirndorf. In der Luft hing ein Geruch nach Sauerkraut und verschüttetem Bier, während Farber den schmutzigen Witzen und albernen Saufliegern seiner Klassenkameraden zuhörte und dem alten, halbblinden Schäferhund des Wirtes zusah, der mit seinem staubigen Schwanz gegen die Theke wedelte und seine Hundeträume einer Hundejugend träumte. Gegen Mitternacht raffte sich Farber inmitten des allgemeinen Aufbruchs auf, wick geschickt zwei seiner Klassenkameraden aus, die neben dem Kickerautomaten auf dem Fußboden einen Ringkampf veranstalteten, während die Wirtin mit einem nassen Mob nach ihnen schlug und der uralte Schäferhund wehmütig knurrte, und rettete sich hinaus in die Nacht.

Die eisige weiße Armee der Sterne war aufmarschiert, und während er unter ihnen herlief, fühlte sich Farber fast schon zu groß für diese Nacht, für die schmale Kopfsteingasse unter seinen Füßen. Groß und wild und neu fühlte er sich, bis zum Bersten mit Leben angefüllt wie ein Schlauch voll mit lebendigem grünen Wasser, von blinden Energien durchtobt, die ihn heiß und glühend in dem kalten, ländlichen Schweigen zurückgelassen hatten. Mit unsicherem Schritt suchte er sich seinen Weg durch die schlafenden Straßen hin-

aus über die herbstlichen Stoppeln der Felder (nun unter den Füßen Dreck und hartgefrorene Ackerfurchen), bis es ihn schließlich hinab in die ausgetrocknete Flußniederung trieb. Schwarz und still war es hier, die Lichter des Städtchens weit hinter ihm, nur das blasse, blinkende rote Auge des Wasserkraftwerks weiter stromab erinnerte ihn an die Zivilisation. Der Grund fiel hier zum Fluß hin ab, und schließlich verschwanden auch die Lichter des Kraftwerks hinter dem nahen Horizont und ließen ihn allein in der Dunkelheit zurück. Er konnte den Fluß jetzt hören, ein weiches, zahnloses Gemurmel von Wasser. Brusthohe, scharfe Halme umgaben ihn, raschelten, knisterten und richteten sich hinter ihm wieder auf. Dicker schwarzer Schlamm quatschte unter den Schuhen, und es roch nach Mist, nasser Erde und Feuchtigkeit. Er hatte den Mittelpunkt aller Dinge erreicht, und hier war es dunkel, feucht und still – und er war hier ganz allein. Er war der einzige, der einzige, den es gab und je gegeben hatte, auf der Erde und unter dem Himmel ...

Ein Gespenst explodierte vor seinen Füßen aus dem Gras in den Himmel, breitete als grauer Schatten seine Arme vor die Sterne und war verschwunden. Farber kämpfte erschrocken um sein Gleichgewicht, von der Überraschung ernüchtert. Wieder eine Gespensterexplosion, und eine kaum zu erkennende Form brach aus dem Boden, wie von einer Kanone abgefeuert; diesmal hörte er das leinwandnasse Schlagen von Flügeln in

der feuchten Flußluft. *Fasane*, dachte er lachend und erstaunt, aber noch immer zu erschrocken, um selbst richtig daran zu glauben, *Fasane*, die hier im hohen Gras versteckt schliefen und von seiner lärmenden Ankunft aufgeschreckt davonflogen. Er ging ein paar schwerfällige Schritte weiter, das Unterholz knackte und rasselte um ihn her. Eine ganze Gruppe von Fasanen, vier oder fünf diesmal, explodierte in den Nachthimmel, kaum eine Sekunde später, wie ein Schrotschuß, wie startende Raketen, wie Raumschiffe, die sich nach draußen in die Leere ihrem Schicksal entgegenwarfen. Er riß den Kopf hoch, um den Fasanen mit den Blicken zu folgen, verlor sie fast augenblicklich, doch statt dessen fingen die Millionen eisigen Augen der Sterne seinen Blick ein und hielten ihn fest. Als er so in der raschelnden Stille stand und zu den Sternen hinaufstarrte, traf ihn eine solche Sturzsee von Begierden, Sehnsüchten, Ängsten und schleichenden Schrecken, daß die Sterne zu rotieren schienen und zu aufgespießten Feuerrädern verwirbelten, die ihre Lichtsperre herniederwarfen, und er tanzte vor Wut und Lust und Begeisterung in dem nasen schwarzen Schlamm.

Dann zurück durch die Nässe und die nach feuchtem Stroh riechende Dunkelheit, während der Alkohol ausbrannte und die Kleider ihm naß am Körper scheuerten, durch den schimmernden grauen Nebel, der in der Stadt aufstieg, die noch immer schlief – aber die Nacht gehörte ihm nun irgendwie nicht mehr allein.

Und dann – zu schnell, zu brutal plötzlich, bevor er noch seinen Kater loswerden konnte – fand er sich selbst unter fremden Wesen wieder, mit denen er in eine vibrierende Stahlkiste eingeschlossen war, sah den blauen Schimmer der Erde im Ur-Raum versinken, in der schmutzigen Finsternis, die überall mit Pastellfarben betupft war und an nichts so sehr erinnerte wie das Innere seines eigenen Kopfes.

Trotz allem nahmen die meisten Terraner ein gutes Maß Arroganz mit hinaus in den Raum. Aber während sie dann von Welt zu Welt reisten, weiter und weiter fort von der Erde, starb diese Arroganz langsam; bei jeder Landung schwand etwas davon dahin wie bei der Erdung einer starken elektrischen Spannung, und mit der Arroganz schwanden – so zäh und langlebig sie auch waren – die expansionistischen Träume von einem Imperium, sogar die bescheideneren Hoffnungen wirtschaftlicher Herrschaft erstarben, vergingen, wie sie zuvor schon allen anderen sternenfahrenden Rassen vergangen waren. Der Raum war zu *groß*. Alles erwies sich als zu komplex und zu fremdartig, die Entfernungen waren zu riesig, die Reisezeiten zu lang, mehr als ein Informationsaustausch ließ sich nicht praktizieren. Die Kommunikation war schon das höchste Ziel. Selbst die Handelsallianz war eine Organisation, wie man sie sich loser kaum vorstellen konnte; einige ihrer Mitglieder hatten schon seit Jahrhunderten keinen Kontakt mehr

untereinander gehabt. Sich ein Einflußgebiet zu errichten – ja überhaupt einen kontinuierlichen Einfluß –, war angesichts der klaffenden Unendlichkeit etwas, das nur aus dem provinziellen Blickwinkel vom Grund einer Schwerkraftquelle aus möglich erscheinen konnte. Die Leere des Raumes schluckte alles; sie war für jedes körperliche Wesen zuviel.

Zu dem Zeitpunkt, als das Schiff der Enye über Weinunnach materialisierte, war Farber nicht länger der forsche, ambitionierte Jüngling, der sich ein Jahr früher auf der Erde eingeschifft hatte. Die Enye ließen sich am besten als große graugrüne Felsbrocken mit wässrigen Austernaugen und einem Besatz von wimmelnden, fleischigen Wimpern schildern. Es waren ernste Wesen, die sich bei sozialen Anlässen in einen Mantel aus Speichel zu hüllen pflegten (zu den verschiedenen Anlässen gab es verschiedene Arten von Speichel, die verschiedene Gerüche ausströmten). Sie ›sprachen‹ (mit den Erdlingen), indem sie die Luft durch ihren Schließmuskel in einer Reihe modulierter Blähungen und Rülpsen ausstießen. Sie behandelten die Terraner mit kaum verhehlter Herablassung – manchmal sogar mit offenem Ekel – und bemühten sich, jeden direkten persönlichen Kontakt mit ihnen zu vermeiden, da sie sich offenbar dabei nicht anders vorkamen als ein Erdenmensch, von dem verlangt worden wäre, diplomatische Beziehungen zu seinem Hund aufzunehmen, besonders wenn der Hund Flöhe hatte, aus dem Rachen stank und sich vor kurzem

noch im Dreck gesuhlt hatte. Die meiste Zeit ignorierten sie Farber einfach, und wenn sie sich dazu herabließen, mit ihm in Verbindung zu treten – die Wimpern vor Ekel zusammengerollt –, war es oft noch schlimmer: Er konnte ihre Spiele und Unterhaltungen nicht verstehen (deren Regeln alle paar Minuten nach einem System geändert wurden, das er nie begriff, von dem man aber erwartete, daß er es auf Anhieb verstand), die gelegentlichen Gespräche mit ihnen waren verwirrend, ihr »Humor« war unerträglich, und die allergewöhnlichsten technischen Einzelheiten des Schiffes erwiesen sich auf eine so erniedrigende Art und Weise jenseits seines Verständnisses, daß sein Wunsch nach Anerkennung seiner Intelligenz durch die Enye schon allein daran scheiterte. Wenn sie auf ihrer Reise entlang der Enye-Handelsrouten einen anderen Planeten besuchten, behandelten ihn die dortigen Intelligenzen in der Regel eher wie ein Haustier der Enye oder wie einen Teil ihres Gepäcks oder ignorierten ihn auf so teilnahmslose Weise, daß er annehmen mußte, er sei nicht einmal wichtig genug, um unhöflich zu ihm zu sein.

Mehr als ein Jahr lang bekam Farber dies alles zu spüren, in einem Schiff, das sich subjektiv zunächst als gigantisch, doch nach zwei Monaten schon als viel zu klein erwies.

Andere Autoren haben über Farbers geistige Verfassung am Abend des *Alàntene* spekuliert und versucht, die Vorurteile und Obsessionen ihrer Zeit hineinzuin-

terpretieren. So ist Farber in Nemerovs *Der Barbar* voller chauvinistischer Energie und Hartherzigkeit, während Innauratos *Bis des Menschen Ruf uns weckt* – zwei Jahrzehnte später geschrieben, als es unter der Intelligenz längst nicht mehr populär war, sich wegen unserer mangelnden kulturellen Sensibilität an die eigene Brust zu klopfen, und die Gegenreaktion eingesetzt hatte – ihn als das unschuldige Opfer finsterner außerirdischer Machenschaften darstellt. Die bizarrste Interpretation ist vielleicht die in Darcys *Komische Fügungen*, wo Farber als ein von der Weisheit des Absurden Erleuchteter charakterisiert wird, der die Leben anderer ohne Sinn und Zweck manipuliert, obwohl sich die Ereignisse auf »Lisle«, fünfzehn Jahre bevor sich der sinistere Kult des Noismus aus den Detroiter Slums ausbreitete, abspielten.

Tatsache ist, daß Farbers Geistesverfassung einfach die damaligen Erfahrungen seiner Rasse widerspiegelte. Tausende junger Terraner erlebten zur gleichen Zeit auf einem Dutzend anderer Planeten einen ähnlichen Kulturschock; allerdings waren die Auswirkungen selten so drastisch und auf eine verdrehte Art so weitreichend. (Man denke nur an die so widersprüchlich beurteilte *Gesellschaft für anderes Leben*, die von Eileen Ross und Tamarane gegründet wurde und einen solchen Einfluß auf die Kultur der Cian hatte – und noch hat –, daß wegen ihr fast die terranische Mission geschlossen worden wäre.)

Weit davon entfernt, der eitle Egoist zu sein, als den ihn Nemerov und Gershenfeld beschrieben haben, fühlte sich Farber elend, verstört und verängstigt, als er sich für die Landung auf Weinunnach bereit machte. Ein Jahr mit den Enye – und, was noch schlimmer war, mit anderen Wesen, die so fremdartig erschienen, daß es überhaupt keine Verständigung mit ihnen geben konnte, egal auf welcher Stufe – hatte ihm den Großteil seiner ursprünglichen Selbstsicherheit geraubt, ohne ihm zum Ausgleich dafür echtes Wissen oder eine gewisse Abgeklärtheit zu geben. Sein Stolz war dahingeschmolzen, aber es gab für ihn keinen Rückzug hinter einen Schutzwall aus Snobismus und kultivierter Kaltschnäuzigkeit, wie ihn sich viele seiner Zeitgenossen errichteten. Sein Lebensweg, der einmal so gerade und eindeutig vor ihm gelegen hatte, verlor sich jetzt in einem Morast aus Zweifeln und Verwirrung. Seine Karriere – einst der vitale Mittelpunkt seiner Existenz – schien ihm auf einmal unwichtig und bedeutungslos.

Er sah nicht einmal aus der Luke, als das Zubringerboot sich auf Weinunnach herabsenkte.

Vom Raumhafen in den niedrigen Hügeln westlich von Aei nahm er die Expresß-Bahn direkt in die terranische Enklave, und bis zum *Alàntene* hatte es nichts gegeben, was ihn wieder daraus hervorlockte – weder aus der Enklave noch aus seinem ausweglosen, seelischen Abgrund.

Heute nacht beim *Alàntene* war er zum ersten Mal wieder aus seiner elenden Stimmung herausgerissen worden, und zum ersten Mal seit er die Erde verlassen hatte, fühlte er sich wieder jung, eroberungslustig und lebendig.

Liraun hatte ihn herausgerissen, Liraun und die seidige Intensität der Nacht – obwohl die Wirkung auf ihn stärker zu sein schien, als selbst Sinnlichkeit und Fremdartigkeit erklären konnten.

Der Sex mit Liraun war eine tolle Sache, sicher (sie waren Hand in Hand durch die leeren, hallenden Straßen zur Enklave gegangen, in Farbers Apartment, verstoßen, ohne ein Wort miteinander zu reden, wie unartige Kinder, die sich nach einem verbotenen Ausflug zurück nach Hause schleichen), aber nicht besser, als er bei verschiedenen Gelegenheiten mit anderen Frauen gewesen war. Ihre Liebe in dieser Nacht war kein Feuer transzendentalen Entzückens; wie jedes andere Paar brauchten sie Zeit, sich auf einander einzustellen, und ihre ersten Versuche hatten durchaus eher etwas Ungeschicktes an sich. Es war ganz die übliche verschwitzte Angelegenheit voller kleiner gegenseitiger Entdeckungen, Enttäuschungen und Überraschungen – auf der rein sexuellen Ebene nicht viel anders als sein erstes Zusammensein mit Kathy ein paar Tage vorher. Und doch *war* Liraun anders, und ihre Fremdartigkeit durchzog die ganze Nacht wie der beißende erotische Geruch ihres Körpers die Luft in Farbers Schlafzimmer.

Sie sprach wenig. Sie begann zu unvorhersehbaren Momenten zu lachen oder zu weinen, aus für Farber völlig unerklärlichen Gründen. Sie war verspielt und zur gleichen Zeit von entschlossenem, ja grimmigem Ernst. Farber bekam nie heraus, auf welche Stimmung er sich gerade einzustellen hatte, und ihre Fähigkeit, zwei Stimmungen miteinander zu vermischen, war zuviel für ihn. Ihr Körper war eigenartig, aber nicht so fremd, das er abstoßend gewesen wäre – eher im Gegenteil. Sie besaß keine Brüste oder, genauer gesagt, nur rudimentäre wie Farber selbst; bei den Cian stillten die Männer den Nachwuchs. Auch ihre Brustwarzen waren nur rudimentär entwickelt – drei Paare davon übereinander auf dem Brustkasten, flach und nur durch die dunklen Hautpartien darum herum gut erkennbar. Der größte Teil ihres Körpers wurde von einem feinen, hellen Flaum bedeckt, der vor endlosen Zeiten einmal ein Fell gewesen sein mochte. Ihr Schamhaar war ungewöhnlich dicht und kräftig und zog sich von dem Spalt zwischen ihren Schenkeln aus weit über den Bauch. Ihre Zähne waren nicht sehr viel länger als die eines Menschen, und zu Farbers großer Erleichterung achtete sie sehr darauf, nicht zu fest zuzubeißen, hatte er doch halb befürchtet, sie würde ihn in Stücke reißen. Sie war vielleicht keine so selbstbewußte Expertin wie Kathy – obwohl sie im sexuellen Bereich keineswegs ohne Feinessen war –, aber in ihrer Art lag eine außergewöhnliche, sehr beherrschte Verzweiflung, die ihn zugleich verwirrte und faszinierte.

Beim Orgasmus – bei ihrem zweiten Versuch, bei dem sie sich langsam und geduldig hochgearbeitet hatten – umklammerte sie ihn mit einer Kraft, die fast noch größer war als seine eigene und brach ihm beinahe die Rippen. Sie schrie heiser und wild, als würde sie von etwas entzückt und entsetzt, was er niemals begreifen könnte.

Am Morgen stand Liraun ohne ein Wort auf und zog sich an. Als er ihr zusah, wie sie im kalten, schiefergrauen Licht der Morgendämmerung durch sein Apartment stapfte und sich in ihre hautenge Kleidung zwängte, fühlte Farber eine Woge idiotischer Begierde in sich aufsteigen und wäre bereit gewesen, die ganze Nacht noch einmal durchzumachen, geil wie ein begieriger Schuljunge, obwohl er körperlich wahrscheinlich zu erschöpft dafür war. Liraun sah wesentlich weniger mitgenommen aus als Farber; ihre Bewegungen waren noch immer flink und elegant, ihr Gesicht war frisch und faltenlos, sie huschte wie eine Tänzerin durch das Allerweltsmobiliar des Raumes.

Farber war von der Grazie und der schwebenden Art ihrer Bewegungen so gefangen, daß er sie fast bis zur Türe gleiten ließ, bevor der Zauber brach und er sich in plötzlicher Enttäuschung aufrichtete und stammelte: »Warte, ich ... werde ich dich wiedersehen? Kommst du zurück? Ich würde mich freuen, wenn du zurückkämost ...« Er hielt, von ihrem Schweigen betroffen, inne und fügte dann lahm hinzu: »Wenn du das überhaupt willst.«

Sie wandte sich an der Tür um, damit sie ihn ansehen konnte, einen undefinierbaren Ausdruck im Gesicht; dann zuckte sie die Achseln, noch immer ohne ein Wort und ohne jede Verbindlichkeit, und dann ging sie.

Einige Augenblicke später, als Farber im Bett saß und die leere weiße Tür anstarrte, wurde ihm bewußt, daß er nicht einmal wußte, wo sie wohnte oder wie er sie wiederfinden konnte.

\*

Während der morgendlichen Rituale des Waschens, Anziehens und Frühstückens war Farber völlig in Gedanken versunken. Sein Geist hatte sich geteilt. Die eine Hälfte hätte am liebsten vor Glück vor sich hingeesummt und -gepiffen, was die andere Hälfte jedoch gar nicht beachtete. Diese Hälfte war mit der gespannten Erwartung, ja der Furcht erfüllt, ob sie zurückkommen würde. Es war gut möglich, daß er sie nie wieder sah.

Später als üblich trat er in den flachen, weißen, windigen Morgen hinaus und machte sich auf den Weg zu den Co-Op-Büros.

Hier in der Enklave hatten die Straßen terranische Namen – Washington Street, Second Avenue, Sutter-Platz, Regenbogenterrasse –, und auch die Architektur war irdisch: viel Glas, Plastik und Glasfiber, viele arrogant vorstehende, scharfe Ecken, alles so hoch wie nur eben möglich, mit nichts in Aei vergleichbar, mit nichts auf ganz »Lisle«. Die hohe Mauer, die die Enklave umgab, schuf Sicherheit, indem sie jede Sicht auf die fremde Stadt draußen verhinderte. Farber konnte sich fast vorstellen, er sei hier noch auf der Erde, während er über den schwarzen Asphalt der Washington Street zu den futuristischen ABC-Blocks ging, in denen die Hauptbüros der Co-Operative untergebracht waren; New York, Frankfurt, Chikago, Tokio – auf der Erde gab es Dutzende von Städten, die nicht anders aussahen.

In den Büros herrschte geschäftiges Treiben wie immer, wenn nicht eines der einheimischen Feste stattfand, aber Farber argwöhnte immer mehr, daß von diesen vielfältigen Aktivitäten nicht sehr viele zu irgend etwas führten. Jeden Tag brachten die Cian Waren aus allen Teilen des Planeten hierher, aber sie taten es auf eine vergnügte Art, als sei alles nur ein großes Spiel – die Cian fanden die ganze terranische Handelsmission ungeheuer komisch, genau wie die meisten terranischen Bräuche, und Farber fragte sich, ob sie nicht einfach ihren Spaß daran hatten, unnütze oder möglicherweise sogar beleidigende Objekte Tausende von Meilen weit zu schleppen, um sie vor den müden Augen der Evaluationsteams zu plazieren. Jeden Tag ging es dort lärmend, stinkend, bunt und vielfältig zu. Die Büros waren vollgestopft mit fremden Artefakten, Stoffballen, Metallmustern, stinkenden Gewürzen, Kunstobjekten, Pflanzen jeder Art (Früchte, Muster von Getreide-Gräsern, blühende Ranken, Büsche, ganze Bäume, ja manchmal schienen es ganze Urwälder zu sein, die alle ihre verschiedenen Düfte, fein oder überwältigend, dem vielfältigen fremdartigen Gestank zugesellten, den selbst die nächtlichen antiseptischen Spray-Aktionen nie ganz beseitigen konnten), alle beschreiblichen und unbeschreiblichen tierischen Lebensformen (von einem sphärischen nachtschwarzen Ding von der Größe eines kleinen Elefanten zu kleinen zottigen Raubtieren, nicht größer als Hummer, die herumhuschten, um das Büroperso-

nal anzuknabbern, nachdem sie seltsamerweise bei den Cian noch ganz zahm gewesen waren), von einigermaßen normal aussehenden Insekten bis zu »Vögeln«, die in Wirklichkeit »Eidechsen« waren (nichts davon war – auch nicht als exotisches Schoßtier – für den Export geeignet, und erst recht war nie ein gezähmtes Tier darunter), Muster von Drogen und Medikamenten und der *haute cuisine* der Cian, ja sogar jene seltsamen genetisch veränderten Wesen, die von den cianischen »Schneidern« produziert wurden. Und selbstverständlich waren auch die Cian selbst da und machten sich ganz offensichtlich auf Kosten der Terraner einen schönen Tag, wobei sie es schafften, ihr Theater zugleich vergnügt und würdevoll aufzuführen; »als habe man es mit einem Haufen Tabakladen-Reklameindianern zu tun«, wie einer der Evaluatoren es nannte.

Jacawen *sur* Abut, der cianische Beigeordnete der terranischen Handelsmission, erschien Farber als der einzige Cian, der wirklich so würdevoll war, wie die anderen immer vorgaben zu sein, und Jacawen wirkte nicht nur ehrwürdig, sondern regelrecht grimmig. Natürlich war er als »Vertragsvater« der Terraner – um den cianischen Ausdruck zu benutzen – persönlich für jeden Schaden an der cianischen Gesellschaft verantwortlich, der aus den irdischen Handelswaren oder der Konfrontation mit terranischen Sozialvorstellungen entstehen konnte. Aber Farber fühlte, daß hinter Jacawens Grimm tiefere seelische Abgründe lagen, als sie durch das Ge-

wicht der administrativen Verantwortung erklärbar waren. Jacawen war ein Schattenmensch, flüsternten die alten einheimischen Handlanger, und obwohl Farber keine genaue Vorstellung davon besaß, was eigentlich ein Schattenmensch war oder was es bedeutete, einer zu sein, klang der Name sinister genug – besonders, wenn man dazu noch den drohenden Grimm des Fremden nahm –, um Farber zu veranlassen, Jacawen, so gut er konnte, aus dem Weg zu gehen.

In erster Linie war Jacawen mit der kleinen Kollektion von Waren befaßt, die bereits als Handels Güter von potentielltem Wert für die Erde anerkannt worden waren – zumeist Kunstgegenstände, einige exotische Mineralien und Chemikalien, Gewürze und bizarre Genußmittel. Mehr war es im Augenblick noch nicht, denn der Handel zwischen den beiden Planeten befand sich erst in den Anfangsjahren. Von noch größerem Interesse waren natürlich aus Jacawens Sicht die von der Erde importierten Artikel, an denen die Cian aus was für unerklärlichen Gründen auch immer Gefallen gefunden hatten: Waren, so verschieden wie Harmonikas, Kugellager und englisches Gebäck. Jacawen arbeitete in erster Linie mit dem griesgrämigen Missionsdirektor Raymond Keane und dem ständig umherrennenden, Babbit ähnlichen Ethnologen Dr. Ferri zusammen, und diesen beiden machte er genug Ärger, um den Direktor griesgrämig und den Ethnologen ständig in Bewegung zu halten. Unter anderem erreichte er das, indem er den Terra-

nern verbot, irgendwelche importierten mechanischen Transporter zu benutzen, um Waren zwischen der Enklave und den Lagerhäusern am Aome-Hafen zu befördern. Statt dessen bestand Jacawen darauf, daß alle Waren von vergnügten, singenden und schwitzenden Cian getragen oder in den einfachen, von Tausendfüßlern gezogenen Karren gefahren wurden, so daß ständig eine Horde lauter cianischer Arbeiter die Grenzen der Enklave niederrannte. All das führte letzten Endes dazu, daß Jacawen, Keane und Ferri die meiste Zeit in der Enklave zu tun hatten, und *das* wiederum ermöglichte es Farber, allen dreien die meiste Zeit aus dem Weg zu gehen.

Nachdem inzwischen Farbers einführende Sensi-Studien über das Leben in der Enklave und die Co-Op-Routinearbeiten fertig waren, konnte er sich den ganzen Tag über weit weg von den Büros aufhalten, wohl wissend, daß die Stunden, die er beim ›Sightseeing‹ in den Straßen von Aei verbrachte, offiziell sanktioniert und legitime Arbeitszeit waren – und daß man tatsächlich sogar genau solche Spaziergänge von ihm erwartete.

Farber war graphischer Künstler und hielt sich auch selbst für einen, wenn er auch wie die meisten Künstler seiner Zeit kaum je Pinsel, Farben oder Leinwand berührt hatte. Statt dessen arbeitete er mit jenem raffinierten Gerät, das man Sensi-Krone nannte. Die Terraner importierten es von den Jejun, den Meisterkünstlern dieses Spiralarms der Galaxis. Die Krone erlaubte

es Farber, seine inneren Phantasien und Visualisierungen direkt auf einen holographischen Film zu übertragen. Die Produkte dieses Prozesses, im allgemeinen Sprachgebrauch schlicht »Sensi« genannt, konnten entweder als Film vorgeführt oder als Photo-Vergrößerungen ausgestellt werden (was nun die angemessenere Betrachtungsweise war, so gab es dazu unterschiedliche Standpunkte), und sie verdrängten allmählich die alten Künste des Malens, der Bildhauerei und der Photographie in den höherzivilisierten Kulturen der Erde, Künste, die von den neuen Jungtürken als hoffnungslos passe und unerträglich primitiv betrachtet wurden. Mit dem Auftauchen der Sensis kam es zu einer Kreuzung zwischen der Landschaftsmalerei und den Reisetagebüchern der Entdeckungszeitalter, und es wurde üblich, Sensi-Künstler zu den Handelsmissionen draußen im All zu senden, um den Zuhausegebliebenen durch ihre künstlerisch geschulten Augen einen Blick auf die fremden Welten zu vermitteln. Farbers Aufgabe auf »Lisle« bestand eben darin, aber bisher war er nicht sehr produktiv gewesen. Das würde sich jetzt ändern, hoffte er. Die Nacht mit Liraun hatte ihm viel von seinen Hemmungen genommen, allein durch die fremde Stadt zu ziehen, und sein Kopf war voller Bilder und Erfahrungen aus dem *Alàntene*. Von guten Vorsätzen beflügelt, ging er los, um sich seine Sensi-Ausstattung abzuholen.

Janet LaCorte warf ihm einen entrüsteten Blick zu, als er sich ins Verwaltungsbüro B 2 schlich.

Mit einem säuerlichen Gefühl im Magen schnappte er sich seine Sensi-Krone und seinen Geräte-Rucksack und machte schnell, daß er aus den Büros zum Enklaven-Tor kam. Zu seinem Mißvergnügen lief er hinter dem Archiv-Gebäude ausgerechnet Dale Brody in die Arme. Schon vorher hatte er einige zweideutige Blicke aufgefangen und begann sich zu fragen, wer alles in der Enklave etwas von seinem nächtlichen Abenteuer mitbekommen hatte. Brody sah ekelregend und gepflegt zugleich aus, als habe man ihn an den Haaren zur Konservierung kurz in schnelltrocknenden Lack gehalten, aber erst, nachdem er schon tot war und einige Tage Zeit zum Verwesen gehabt hatte. Er ging steif und langsam, bewegte Arme und Beine kaum vom Körper fort, und seine Augen waren klein, rot und böse.

»Hallo, Junge!« rief Brody heiser, »'ne Nacht bei 'n Niggern, was?« Seine Stimme tropfte von vorgetäuschter Kameradschaft. Farber nickte dümmlich und reflexhaft und wurde dann plötzlich in einer seltsamen Mischung aus Verwunderung und Wut rot bis über beide Ohren. Brody sprach noch immer, träge und erinnerungsvoll: »Weißt du, ich habe mich schon immer gefragt, wie diese Nigger-Fotzen sind, ein bißchen quer, sagen sie ja – aber, verdammt, wie wirst du bloß mit dem Geruch fertig? Das turnt mich immer völlig ab. Ich kapier' einfach nicht, wie du das, verdammt noch mal, schaffst, es sei denn, du hast gar keine Nase.« Er grinste

ohne Wärme und Humor mit seinen gelblichen, verroteten Zähnen.

Weit weg, irgendwo von seinem Hinterkopf aus, beobachtete Farber fasziniert seine eigene Reaktion. Ein Teil Farbers sprach definitiv auf die Umkleidekabinentöne von Brody an, und zwar mit einer beschämenden, unterwürfigen Peinlichkeit, die ihn sogar in seiner Demütigung noch zu einem Teil des sozialen Mechanismus werden ließ, wenn auch nur in der Rolle des Sündenbocks, einfach weil er diese Demütigung zuließ. *Ach, zum Teufel, Dale, müßte er nun sagen, in einem jammernden, halb wütenden Tonfall. Ich war betrunken. Kennst du doch, Dale – du weißt schon –, bist du nie besoffen, verdammt?! Mensch, ein Mann ist manchmal nicht mehr zu halten, wenn er blau ist. Komm schon, Dale, das ist doch so ...*

Und Brody würde ihn noch ein bißchen weiter demütigen, während sie in dieser beleidigend vertraulichen Umkleidekabinen-Atmosphäre »befreit« zusammen lachen würden, Farber in stiller Übereinkunft mit seinem Peiniger, der sich an Sätzen hochziehen würde wie: *Verdammt, Alter – Mensch, wenn du einen geladen hast, Alter, dann vögelst du alles und jeden, was? Ziegen oder Tauknoten, ist dir alles egal.* Und Farber würde ein falsches, unterwürfiges Lächeln lächeln, symbolisch den Unterkörper vorschieben und seine verwundbarsten Teile dem stärkeren Tier zeigen – und schließlich würde Brody ihm einen letzten symbolischen Klaps geben, *bastina-*

do, und verschwinden, um Farber allein zu lassen, damit er seine Wunden lecken und sich mit dem Wissen trösten konnte, daß er immer noch zum Rudel gehörte.

Farber kannte dieses Spiel gut – in seiner Heimatstadt Treuchlingen hätte es einen etwas anderen Akzent gehabt, eine andere Sprache, andere Redewendungen, aber die Regeln wären die gleichen gewesen.

Andererseits könnte er wütend und beleidigt aufbrausen, Brody obszöne Dinge an den Kopf werfen, ihn vielleicht sogar schlagen – und Brody würde wahrscheinlich sogar das Weite suchen. Aber von da an wäre Farber ein Paria, ein Ausgestoßener. Unberührbar.

Farber entschied sich für keine der Alternativen. Statt dessen wählte er – vielleicht feige – den neutralen Weg: »Mensch, Dale«, sagte er gequält, »mach mich heute bloß nicht an, klar? Ich habe einen ganz beschissenen Kater, einen ganz wahnsinnig dicken Kopf.« Und hinter seinem gequälten Ausdruck ließ er ein winziges, spöttisches Lächeln aufblitzen, als wolle er sagen: *Oh, Mann, war das eine Nacht. Du würdest es mir nie abnehmen ...*

Brody starrte Farber unsicher an, durch dieses andere Umkleidekabinen-Spiel aus dem Gleichgewicht gebracht, bei dem er noch nicht wußte, wie er darauf zu reagieren hatte. Nach einer kurzen Pause meinte er vorsichtig: »Habe die Dame vorhin gesehen, die du gestern nacht hast sitzen lassen, unsere Kathy. Da wirst du es schwer haben, bis die noch mal die Beine für dich breit macht.«

»Scheiß drauf«, antwortete Farber, indem er halb unbewußt Brodys Worte vom gestrigen Abend wiederholte. »Es gibt genug Fotzen auf der Welt, oder?«

»Klar«, knurrte Brody, unfreiwillig zu einem Einverständnis gezwungen und damit zu einem schwachen, ungewollten Gefühl von Kameraderie – er war nun noch unsicherer geworden und keine große Gefahr mehr. Schon ein paar Minuten später konnte Farber von ihm loskommen und ließ einen Brody zurück, der sich mit der Hand über sein stoppeliges, lackiertes Gesicht fuhr und Farber verwirrt hinterhersah.

Als Farber forteilte, setzte seine innere Reaktion auf den Dialog ein. Er war von sich selbst tief enttäuscht und erstaunt, daß er es für notwendig befunden hatte, mit Brody selbst diesen kleinen Kompromiß zu schließen, daß er auf das Spiel überhaupt eingegangen war – ein Teil seines Ichs baute fleißig Entschuldigungen auf, die der andere mit Schuldgefühlen wieder einriß –, selbst wenn er es nur defensiv gespielt hatte.

Schlangengleich bäumten sich hinter ihm schwarze Sturmwolken auf – fast zu gut zu seiner Stimmung passend –, während er seinen Weg hinunter zur Neustadt fortsetzte und sich selbst bis ins Mark verfluchte. Scham und Wut stiegen in ihm so dunkel und drohend auf wie die Wolken über seinem Kopf.

Der Regen setzte ein, als er fast die Uferpromenade erreicht hatte, ein kalter, stechender Regen, durch den er hartnäckig weitertrötete, ohne je zu versuchen, ir-

gendwo Unterschlupf zu finden. Glücklich über die Unbequemlichkeit und Kälte, ließ er sich von dem Regen durchpeitschen, als wollte er sich damit selbst kasteien. Als der Guß vorüber war und man ihn draußen über die Bucht hinaus auf das Alte Meer fegen sah, war Farmers Wut zu einem säuerlichen Rest Melancholie geschrumpft, der ihm den Magen verkrampfte und einen fauligen Geschmack im Mund hinterließ. Er war bis auf die Haut durchnäßt und kalt bis auf die Knochen, doch er lief weiter, und seine Stimmung wurde bei jedem Schritt schwärzer und schlechter. Auf seine Umgebung achtete er längst nicht mehr, wußte nicht, ob er allein war oder durch eine Menschenmenge stapfte, wußte nicht, wo er gerade war oder wohin er ging.

Das Meer-Fluß-Haus tauchte vor ihm auf, ehe ihm überhaupt bewußt wurde, daß er den Weg von gestern nacht wiederholt hatte. Er spottete über seine Sentimentalität. Erwartete er etwa, hier Liraun wiederzufinden? Den *Alàntene*, die ganze Nacht noch einmal zu erleben? Nun, das würde er nicht, sagte er sich mit dumpfer, absoluter Sicherheit der erkannten Niederlage, die in ihrer Endgültigkeit fast schon wieder angenehm war. Er würde nichts, absolut nichts dort finden.

Und vielleicht wollte er auch gerade das – sehen, daß es dort nichts zu finden gab. Das riesige L-förmige Gebäude lag leer und still da, ein gigantischer Glaskasten, den jemand hier leer liegen gelassen hatte. Der Tag war immer noch grau und naß, die Luft so feucht

wie Schwamm und der Strand öde und verlassen. Er ging den Strand entlang. Nasser Sand knirschte unter seinen Schuhen. Der Nebel kondensierte sich zu Tröpfchen in seinem Haar, auf seiner Oberlippe. So weit das Auge reichte, gab es nichts Lebendiges am Nordstrand von Shasine. Das Alte Meer sah flach und müde aus, als fühle es sich in dem Regen nicht wohl. Unruhig kräuselten sich die Wellen gegen den Strand, nur ein leises, seniles Murmeln in der Kehle des Meeres.

Das Meer-Haus war von hier aus noch schwach zu erkennen, die Fensterfront glitzerte durch den Nebel, und als Farber vom Strand aus hinübersah, dachte er wieder an den *Alàntene*, die unermüdlichen Tänzer, die genau an der Stelle, an der er jetzt stand, den Boden gestampft hatten; dachte an Lirauns Erklärung, daß dieses Fest zur gleichen Zeit mit jedem Augenblick des Universums koexistierte. War er hier, der *Alàntene*, hier irgendwo hinter dem Nieselregen, dem Nebel und der Leere? Koexistent – Liraun irgendwo hier, Farber selbst, die leidenschaftlichen Tänzer am Meer, durchdrangen sie ihn genau in diesem Moment, fuhren durch ihn hindurch wie Geisterschiffe auf dem Weg zu insubstantiellen Meeren? Er lauschte den nassen, mürrischen ›Vögeln‹, die ihre schlechte Laune durch den Nebel schrien, und fühlte, wie seine Füße tiefer in den kiesigen Sand einsanken, und er schüttelte den Kopf: nein. Hier war für ihn nichts mehr zu finden. Wenn überhaupt etwas hier war, dann nicht für ihn – oder wenn doch, dann

gab es niemanden mehr, der ihn hätte hinbringen können, der Führer war verschwunden, nicht da, würde nicht mehr kommen. Nicht zu ihm.

Er fühlte sich getäuscht und bestohlen, aber auch angenehm verdrießlich darüber, als er schließlich weiter den Strand entlangging, hatte er doch hier den Grund für seine schlechte Laune endlich vor sich.

Der Himmel riß auf, als Farber über den Weg des Dritten-toten-Ahnen in den Winterkind-Bezirk ging. Ein scharfer Wind war aus dem Osten aufgekommen und trieb flusige, blaue Wolken wie Kätzchen über den Himmel, der noch kalt und feucht aussah. Feuerfrau, die Sonne von Weinunnach, spähte blaß durch die fliegenden schwarzen Schatten, die langgezogen und fahl wirkten. Selbst Farbers brennende Verzweiflung war inzwischen zu einer dumpfen geistigen Erschöpfung geworden, wie eine auf den Boden eines Aquariums gesunkene Schnecke. Sooft er an diesem Nachmittag den Hügel von Winterkind nach Brundane hinauftrotete, nahm er pflichtschuldig die Sensi-Krone heraus, setzte sie auf und sah sich nach einer geeigneten Szene um. Er hatte sich schließlich doch an den ursprünglichen Zweck dieses durchweichten, miserablen Spazierganges erinnert. Aber nach der von Leidenschaften und Geheimnissen erfüllten *Alàntene*-Nacht, die gerade hinter ihm lag, nach den emotionalen und physischen Stürmen, erschien ihm der Tag unwirklich: flach, substanzlos, stumpf, die Farben weniger bunt als sonst, die

Szenerie von Aei weniger aufregend und selbst die Luft schal.

In schwarze Melancholie eingehüllt wie eine Elster in nasse schwarze Federn, durchnäßt und übellaunig, kam Farber gegen Ende des Tages zurück in die Enklave. Er ging durch die Tore, an den Büros vorbei, den Steinstreifen entlang, der das Fundament von Farbers Apartment-Haus begrenzte, und sie war da, eine kleine Frau, die geduldig im Schatten wartete, still wie ein Zaunpfahl.

»Liraun«, sagte er in beinahe dümmlichem Erstauen, fühlte dabei Glück und etwas anderes – Furcht? – mit einem metallischen Geschmack in seiner Kehle aufsteigen.

Sie sagte nichts. Ihre Augen glitzerten in der Dunkelheit wie Perlen, und sie blickte ihn ruhig an.

»Ich wußte nicht, ob ich dich wiedersehen würde«, sagte er schließlich unbeholfen.

»Ich auch nicht«, sagte sie. Sie war ruhig, rätselhaft, ohne jedes Lächeln. »Das Volk Unter Dem Meer entscheidet über diese Dinge, die kleinen Dinge, Geburten, Tode, Freuden ...« Sie lächelte. »Wie Kleider weben sie unsere Leben, und wer sind wir, daß wir wissen können, was sie uns hineinweben?«

Dann kam sie zu ihm, über die Steine, durch das sterbende Licht, und sie berührten sich, drehten sich, stießen aneinander wie fallende Blätter.

In den folgenden Tagen sahen sie sich regelmäßig. Doch selbst nachdem er eine, dann zwei Wochen ihr Liebhaber war, wußte er so gut wie nichts über sie. Sie zeigte durchaus Bereitschaft, über ihr Volk und ihre Gesellschaft zu sprechen, aber nur solange sich das Gespräch auf einer ganz allgemeinen und theoretischen Ebene bewegte. Manchmal unterhielten sie sich sogar über Philosophie, aber nur in sehr begrenztem Umfang, und alle tiefergehenden Einzelheiten des cianischen Lebens waren tabu. Auch über sich selbst verlor sie kein Wort. Er wußte nicht, was sie den Tag über machte, wenn sie sich am Morgen von ihm verabschiedet hatte, wohin sie ging oder warum. Noch immer wußte er nicht einmal, wo sie wohnte – sie nahm ihn niemals mit zu sich, und in ihrem Verhalten lag etwas, das ihn davon abhielt, sie nach ihrem Zuhause zu fragen. Immer verließ sie ihn beim Morgengrauen wie das verzauberte Mädchen aus dem Märchen.

Aber immer kehrte sie zu ihm zurück. Manchmal kam sie spät in der Nacht zu seinem Apartment, schwebte stumm wie ein Gespenst, das ein Windhauch fortwehen mochte, wie eine körperlose Inkarnation der Nacht selbst, vor seiner Tür, bis er sie sanft hereinzog, wo sie vom Licht wieder Fleisch, Leben, Wärme und Substanz erhielt. Manchmal traf sie ihn am späten Nachmittag, und sie spazierten in der langen Dämmerung hinunter

nach Aei, während Feuerfrau schmerzhaft langsam hinter den kahlen westlichen Hügeln versank.

Einer unausgesprochenen Übereinkunft gemäß führten sie diese Wanderungen nur in die Neustadt. Die aufragenden, drohenden Steintürme der Altstadt von Aei mieden sie, obwohl die monolithische Skyline und manchmal die langen, kalten Schatten den Horizont beherrschten, wohin sie sich in der Neustadt auch wandten. Von Zeit zu Zeit erwachte in Farber touristisches Interesse, das seine Schritte in Richtung der Altstadt lenkte, aber irgendwie gelang es Liraun immer rechtzeitig, ihm ihre Abneigung gegen einen Besuch dort zu übermitteln – ohne das je ein Wort darüber gesprochen wurde, so daß sie anderswohin spazierten.

Einmal nahm Farber seine Sensi-Ausrüstung mit, und sie schlenderten über die Porzellanplätze und breiten Avenuen der Neustadt, vorbei an der Straße des Häßlichen Mannes durch ein Netz von schmalen Gassen hinunter zu dem Viertel, das als Fischkopf-Bucht bekannt war. Die Straßen waren hier schmal und mit ausgelassenen Cian überfüllt. An den Hauswänden rankten sich üppige, dichte schwarze Efeugewächse empor, aus denen überall rote, orangene und silberne Blüten schimmerten; die Mauern waren von Baikonen, Gesims und Fenstern übersät, und in jeder Öffnung saßen Cian, beugten sich vor, winkten, riefen zum Nachbarn hinüber oder auf die Straße hinab, sangen und schwatzten, so daß der Weg zwischen den Häusern einer Gasse in einer alten Höh-

lenstadt in Arizona glich, vervollständigt durch bunt ge-  
kleidete, fröhliche Geister der Indianer, die dort einst  
lebten. Hin und wieder huschten kleine Gruppen von  
spielenden Kindern an ihnen vorbei, die einzigen We-  
sen hier, die es eilig zu haben schienen. Manchmal öff-  
neten sich die Gassen zu kleinen Terracotta-Höfen im  
Schatten von schiefergrünen Geisterfingerbäumen oder  
rotgoldenen *wellá*, und hier waren Grillöfen aufgebaut,  
geformt wie das offene Maul eines Fisches, auf denen  
Rotfisch und Sandkriecher brutzelten, oder man traf  
auf Stände, an denen Schneenektar, Blauwein und Es-  
senzen verkauft wurden, und das Zwielicht war vom  
Geruch gegrillten Fleisches, von Holzrauch und seltsa-  
men Gewürzen erfüllt. Dazu gesellte sich das kristalli-  
ne Klimpern einer *tikan*, die irgendwo außer Sicht in ei-  
nem Dachgarten oder einem versteckten Hof gespielt  
wurde.

Sie wanderten Seite an Seite am Aome entlang und  
betrachteten eine Weile die Boote, das Treiben im ge-  
schäftigen Flußhafen und das wirbelnde silberne Was-  
ser, das – für Farber jedenfalls – Gesichter und Stim-  
men und phosphoreszierende Schaumkönigreiche zu  
enthalten schien. Schließlich blieben sie an einem Stand  
stehen, um Streifen scharfen, marinierten Schnapper-  
fleisches zu kaufen. An einem anderen Stand kauften  
sie Schädelbecher – wie sich herausstellte, handelte es  
sich dabei um große, Melonen ähnelnde silberne Fröch-  
te, die in heißer Asche gebacken wurden. Die ledrige

Rinde fühlte sich in der Hand warm an, aber wenn man die Frucht aufbrach, war das Fleisch darin kühl und fest; es glich Marmor oder Schildpatt in der Farbe und schmeckte wie eine überraschend gelungene Kombination von Warzenmelone, Yamwurzel und Passionsfrucht. Nach dem Essen schlenderten sie zurück durch Ethran, Vandermont und Lothlethren, vorbei an dem die Sinne verwirrenden, gewundenen, fünfhundert Meter langen Scharlach- und Gold-Mosaik in der Schlangenstraße.

Im Eisfrauenweg, nahe der Kuppe des Hügels vom Kalten Turm, blieb Farber stehen und nahm seine Sensi-Gerätschaft vom Rücken. Es gab hier eine schwarze Steinbrücke über einen tiefen Bergeinschnitt, und im Norden erhob sich die Altstadt wie eine gefrorene schwarze Woge über den hochgiebligen, pastellfarbenen Dächern von Brundane. Eine dünne Wasserfontäne sprudelte hier aus der Altstadt herab, wurde vom Wind verbogen und zerrissen. Liraun sah zu, wie Farber seinen Rucksack mit der Sensi-Ausrüstung abnahm, die Sensi-Krone aufsetzte, sie auf dem Kopf justierte und an das Aufzeichnungsgerät anschloß, dann an Schaltern und Knöpfen die Feineinstellung vornahm. Sie sah ihm schweigend zu, wie sie es schon bei seinen vorausgegangenen Sensi-Aufzeichnungen getan hatte. Und diesmal fragte sie ihn schließlich zögernd, fast gegen ihren Willen, was er da eigentlich tat, und er erklärte es ihr.

Überraschend runzelte sie die Stirn. »Können die Menschen sich selbst nichts ansehen?«

»Natürlich können sie sich selbst etwas ansehen – sie sind nicht blind. Aber die meisten Menschen können niemals hierher nach Lisle kommen und diese Szene hier selbst sehen, deshalb muß ich es für sie tun.«

»Und sie sind damit einverstanden? Etwas durch deine Augen zu sehen?« Sie sprach mit leichtem Ekel. »Sie sehen sich die Welt durch die Augen von jemand anders an? Warum tun sie so etwas?«

Farber war über ihre heftige Reaktion verwirrt. »Vielleicht, weil sie es sonst überhaupt nie sehen würden – die Altstadt dort oben, die Brücke, das Wasser ...«

»Sollen sie doch hierherkommen, wenn sie es unbedingt sehen wollen! Besser überhaupt nichts zu sehen als eine Lüge! Wie können sie die Welt oder sich selbst kennen oder den rechten Weg durch das Leben, wenn sie so dumm sind, daß sie andere Menschen für sich sehen lassen?«

Ein wenig verletzt, konzentrierte Farber sich darauf, die Szene aufzunehmen, vertiefte sich in seine Arbeit. Er bemühte sich, das Bild in seiner Vorstellung mit dem wirklichen Anblick zur Deckung zu bringen, ein Vorgang, nicht unähnlich dem Fokussieren eines inzwischen überholten Kameraobjektivs. So konnte er ein Bild produzieren, das die Wirklichkeit gemäß seiner Vorstellung ergänzte und abwandelte. Er mischte seine subjektive Sicht des Lichtes hinein, akzentuierte den Bogen der Brücke ein wenig stärker, fügte eine drohend über der Altstadt aufragende Gewitterwolke

hinzu, dann fixierte er sein Gedankenbild und betätigte den Recorder. Er hatte Liraun mit in das Bild einbezogen und ihre Pose subtil geändert, um sie etwas dramatischer wirken zu lassen. Sie spielte die Vordergrundfigur und merkte es: Sie grimassierte, ein langer Fangzahn schimmerte feucht, sie trat von einem Fuß auf den anderen und runzelte wieder die Stirn. Für einen Augenblick dachte Farber in einem überraschenden Anfall amüsierter Überlegenheit, sie fürchtete sich, ein »Bild« von sich machen zu lassen – wie gewisse primitive Eingeborene auf der Erde –, hätte Angst davor, daß die Maschine ihr ein Stückchen Seele stehlen könnte. Doch dann erkannte er, fast widerstrebend, daß dem nicht so war: Ihre Reaktion spiegelte viel komplexere Gefühle, ihre Ablehnung hatte eher ästhetische als abergläubische Gründe, die sich von einer unverständlichen Lebenseinstellung herleiteten, einem Mystizismus, der jenseits von Farbers Begriffsvermögen lag. Nun war er es, der die Stirn runzelte. Er hatte damit begonnen, sie fast als menschliche Frau zu betrachten – auf eine vage Art und Weise angesichts der Fremdartigkeit von Aei auf Farbers Seite stehend – und nun zertrümmerte die fremde Unergründlichkeit ihrer Gedanken diese Illusion, und er blieb fröstelnd und elend zurück.

Schweigend gingen sie den Hügel vom Kalten Turm hinab zurück nach Lothlethren, während das Licht hinter ihnen in schwarzen und lavendelfarbenen Streifen am blaßblauen Himmel erstarb.

Als sie die Ausläufer von Brundane erreichten, stießen sie im Hof der Glasbläser auf eine Art zeremonielle Aufführung. Sechs oder sieben Cian-Männer in bizarren Kostümen tanzten in der Mitte des Hofes zur schrillen Musik einer *tikan* und einer Nasenflöte, umgeben von einem Ring von etwa dreißig Zuschauern. Einige Tänzer schlugen trunkene Kapriolen mit großen, flatternden Fledermausflügeln auf dem Rücken, andere wanden sich rastlos wie knochenlose Würmer auf dem Bauch über die blauen Kacheln, wieder andere hüpfen, wirbelten und sprangen ziellos umher. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand ein riesiger, grotesk Gigue tanzender, künstlicher Kopf, auf Stelzen wie einige der Tänzer, mit drei geschnitzten und bemalten Gesichtern: Eines blickte gerade nach vorn, eines nach links, eines nach rechts. Die Gesichter wirkten wild und unnahbar, so verzerrt und stilisiert, daß es kaum zu sagen war, ob sie Menschen oder Dämonen oder Tiere oder eine Mischung aus allen dreien darstellen sollten. Das nach vorn schauende Gesicht, in stumpfem Grau und Braun gehalten, hatte beide Augen geschlossen; das Gesicht links, mit einer orangenen Zeichnung auf Silber und Schwarz, richtete die Augen nach oben zum Himmel; das rechts, blaßgrün, blau und gelb, schaute zu Boden. Das mittlere Gesicht war mit weißem Bein ausgelegt, das linke mit Feuerstein und Obsidian, das rechte mit Federn und Jade. Der große, dreigesichtige Kopf tanzte seinen dröhnenden Stelzen-Gigue über den Hof, wäh-

rend ein *Twizan* am Rand der Zuschauerschar stand und in einem singenden Dialekt etwas deklamierte, dem Farber kaum folgen konnte.

Lirauns Stimmung änderte sich blitzartig, und sie wurde vergnügt, aufgeschlossen und begeistert. Sie bestand darauf, Farber die »Zeremonie« zu erklären.

Als erstes erklärte sie ihm, daß es sich hier überhaupt nicht um eine Zeremonie handelte. Es war eine weltliche Aufführung, kein religiöses Fest – eine Interpretation von Danau *sur* Nestres klassischem Versdrama *Die Erhebung der kleinen toten Kriecher*. Der Held – oder die Heldin, das Cianische machte da keinen Unterschied – war ein kleiner Wurm, der im Schlamm auf dem Grund der Alten See lebte. Aus Gründen, die Farber nicht begriff, verwandelte sich der Wurm eines Tages in ein kriechendes Insekt und das kriechende Insekt darauf in einen Fisch (genauer, in eine Art von springendem Aal). Der Fisch (oder Aal) hätte ein langes, friedliches Leben im Ozean führen können, aber es stellte sich heraus, daß er ein »Seeherz« besaß. Farber bekam nie genau heraus, weder aus dem Gesang des *Twizan* noch aus Lirauns kryptischen Kommentaren, was genau ein »Seeherz« war – möglicherweise bedeutete es, daß der Fisch »von Verlangen erfüllt« war, möglicherweise »Ruhelosigkeit«, ja vielleicht auch »außerordentliche Frömmigkeit« oder »Segnung«, aber genausogut »Unvorsichtigkeit«, ja »Dummheit«. Jedenfalls besaß er ein »Seeherz«, und weil dies so war, mußte er von einem Ende des großen

Nordmeeres bis zum anderen schwimmen. Und das tat er dann auch, aber als er den jenseitigen Strand erreichte, war seine Geschwindigkeit so groß, daß es ihn aufs Land hinaufriß und seine Flossen sich an den Felsen zu Füßen schliffen.

Dieser Teil des Versdramas war sehr lang und für Farber ausgesprochen ermüdend; das Verlassen des Ozeans wurde mit unglaublicher Genauigkeit bis ins belangloseste und alltöglichste Detail beschrieben: die Schlammorte, durch die der Fisch gekrochen war, ihre Zusammensetzung, wo die Felsen lagen und wie groß sie waren, woraus sie bestanden, wie sie aussahen; wo es festen Sand gab, wo See gras wuchs, die Richtung und Stärke der Strömungen, die Temperatur des Wassers, die anderen Fische, die es zur besagten Zeit in diesem Gebiet gab, alle aufgezählt, abgezählt und beschrieben, wie die Wasseroberfläche von unten aussah, gerade bevor der Fisch sie durchbrach und in die Luft hinaus schoß, wie der Himmel aussah, als der Fisch ihn zum ersten Mal erblickte, die Temperatur der Luft, wie stark der Wind war und aus welcher Richtung er wehte ... und so weiter. Wenn die stelzenlosen Tänzer während der Rezitation nicht einige spektakuläre gymnastische Übungen vorgeführt hätten, wäre Farber wahrscheinlich im Stehen eingeschlafen.

Als der Fisch es erst einmal bis auf das Land geschafft hatte, wurden die Dinge dann doch etwas interessanter. Das erste, was der Fisch – nun zum Sandkriecher

geworden – auf dem Land tat, war, einen Wurf kleiner Sandkriecher hervorzubringen oder sich in viele Teile aufzuspalten, aus denen dann Sandkriecher-Kinder heranwachsen – der Dialekt machte es Farber schwer, den Vorgang eindeutig zu begreifen. Die Kinder (oder Teile) führten einen seltsamen, faszinierenden Tanz auf, und dann erschienen *kwians* – geflügelte Beuteltiere, die allerdings gleichbedeutend mit oder stellvertretend für übernatürliche Geschöpfe auftraten. Sie schlepten den Mutter-Sandkriecher (oder einen der Teile) fort und setzten ihn auf einer öden schwarzen Felsebene aus. Hier wurde der Mutter-Sandkriecher (oder sein Teil) von einer Person der Macht besucht, jadeschwarz und wabernd, die erklärte, er müsse sich noch einmal verändern, diesmal zum letzten Mal, um seine Kinder (oder Sippenteile) vor der Ödnis der Welt und der Wut der Sonne zu schützen. Die Person der Macht bot ihm drei Möglichkeiten: Er konnte sich in einen Stein verwandeln, einen hohen, unzerstörbaren Felsen, und die anderen mit seiner diamantenen Härte vor Raubtieren schützen; er konnte sich in ein Moos verwandeln, kühl und saftig, und die anderen mit seiner Feuchtigkeit, seiner Kühle und seiner Weichheit vor der Sonne, scharfen Felsen und dem beißenden Wind schützen; oder er konnte sterben und zu einer Blutlache werden, die den anderen lebenserhaltende Nahrung bot.

Damit endete der Tanz, und die Cian schnippten mit den Fingern Applaus und zischten wie Teekessel.

»Aber wie hat er sich nun entschieden?« fragte Farber. »In was von den dreien hat er sich verwandelt?«

»In alles, in alle drei Dinge zugleich«, sagte Liraun und lächelte.

»Aber das geht nicht! Sie schließen sich doch ausdrücklich gegenseitig aus – er mußte sich entweder in das eine oder in das andere verwandeln. Sie können unmöglich alle drei gleichzeitig wahr sein!«

»Aber das sind sie! Selbstverständlich sind sie das«, versicherte Liraun, noch immer lächelnd, sah ihn dabei aber mit einem seltsamen, eindringlichen Ausdruck an. »Er verwandelte sich sofort in alle drei Dinge auf einmal, genau das. Darin liegt der Sinn der ganzen Geschichte – wenn nur eines daraus geworden wäre, hätte die Geschichte überhaupt keine Bedeutung. Verstehst du? Siehst du es jetzt? Es ist wichtig, daß du es verstehst!«

Farber murmelte eine höfliche Zustimmung, ohne auch nur das Geringste zu verstehen. Als sie den Hof verließen – sie noch immer in Hochstimmung, er verwirrt und aufgewühlt –, sah er noch einmal zurück, gerade im rechten Augenblick, um die beiden Tänzer, die unter dem riesigen Kopf gesteckt hatten, darunter hervorkriechen zu sehen, wie Parasiten aus dem zerrissenen und gelähmten Körper ihres Wirtes krabbeln, und Farber bemerkte, daß die Gesichter der Tänzer nicht weniger verschlossen und fremd waren wie die bunten Masken des großen Totems, hinter dem sie gesteckt und mit

dem sie umhergegeistert waren, das sie sich bemüht hatten, mit Leben zu erfüllen, einem Leben, das nur für wenige hingebungsvolle, flüchtige und völlig transzendente Sekunden Wirklichkeit geworden war.

Hüfte an Hüfte, dicht aneinandergedrängt wegen der Abendkälte, wanderten sie zurück zur Enklave, während um sie herum schimmernde Pastell-Laternen wie durchscheinende Feuerfliegen in der fremden Nacht aufleuchteten.

\*

Ekstase ist vielleicht ein zu gewaltiges Wort im Zusammenhang mit Sex oder auch Liebe, aber diese Nacht war das größte sexuelle Erlebnis, an das Farber sich erinnern konnte, süß, heiß und schön; sie waren abwechselnd zart und heftig, ausschweifend und angenehm melancholisch – und schließlich sanken sie gemeinsam in einen sanften, dunklen Schlaf, wie Zwillinge, die sich in einen Ozean aus Staub und Federn gleiten lassen.

Als Farber erwachte, war es in der kalten und bitteren Stunde kurz vor der Morgendämmerung. Liraun löste sich gerade leise von ihm, um ihn zu verlassen. Er spürte ihre Weiche und Wärme von seiner Haut fortgleiten, fühlte die kühle Luft an der leeren Stelle, so daß er plötzlich dort nackt war, wo vorher Haut ihn angenehm gekleidet hatte. Farber öffnete die Augen. Er beobachtete ihr Gesicht, leuchtend wie ein Mond in der Dunkelheit, wie es sich über ihn erhob, sich von ihm fortzog, von ihm fortzufallen schien wie ein Raumschiff von einem kreisenden Satelliten auf die bronzene Scheibe des Heimatplaneten zu, wie ein winziger phosphoreszierender Fisch, der in die lebendige Dunkelheit des Meeres fortschwimmt. In ihm schwoll etwas Schmerzhaftes, Komplexes auf, drückte ihm die Kehle zu und brannte hinter den Lidern. Unfreiwillig begann seine Stimme zu reden – sonderbar klangen die Worte durch den stillen Raum –, und er hörte, wie er Liraun bat zu bleiben, bei

ihm zu bleiben, mit ihm zu leben, ihn niemals zu verlassen ...

Lirauns Gesicht wurde leer, als sei etwas daraus verschwunden, davongeflogen, wie die Fasanen in die nasse deutsche Nacht geflogen waren. Sie antwortete nicht, wollte nicht. Während er sie anflehte, ihm zu sagen, was nicht in Ordnung sei, zog sie sich an, bewegte sich steif und mechanisch, und ihre sonst flinken Finger fumelten unbeholfen an den Verschlüssen. Das Gesicht blieb kalt und leer wie Wachs. Sie blickte ihn nicht an. Als sie fertig angezogen war, wanderte sie ziellos durch das Apartment, ging erst in die eine, dann in die andere Richtung wie ein gefangenes Tier. Farber war jetzt auf den Beinen, versuchte, sie zu berühren, sie zu halten, doch sie fegte an ihm vorbei, als existiere er gar nicht. Zitternd blieb sie einen Moment lang stehen, die Augen glasig und blind.

Dann lief sie aus dem Zimmer.

Die Tür schlug hinter ihr zu, als wäre es endgültig.

Farber blieb allein in der Dunkelheit stehen, lauschte dem geheimnisvollen Ticken und Summen der Haushaltsgeräte, und langsam kam durch Erstaunen und Schmerz die eisige, reumütige Erkenntnis, daß er immer noch nicht wußte, wie er sie wiederfinden konnte.

An diesem Abend kam Liraun nicht zu ihm. Er blieb die halbe Nacht auf, um auf sie zu warten, döste in seinem Stuhl, zuckte bei jedem Geräusch erwartungsvoll

zusammen, durchdachte die letzte Szene noch einmal und noch einmal in dem nutzlosen Versuch herauszufinden, was geschehen war, durchlebte noch einmal einige der letzten gemeinsamen Augenblicke mit einem fast hypnotisch intensiven Erinnerungsvermögen.

Auch am nächsten Abend blieb Liraun fort.

Am dritten Abend stürmte Farber aus seinem Apartment, war wütend und verletzt, ging zur Kantine der Co-Op und trank eine unvernünftige Menge. Er hatte auch eine eingehende, tränenreiche Versöhnung mit Kathy und war innerhalb von zwei Stunden wieder in ihrem Apartment und in ihrem Bett. Kathy verbrachte den Rest der Nacht, indem sie exotische Methoden des Liebens erfand, um ihr Band zu ihm wieder enger zu knüpfen. Farber bemühte sich grimmig, und es gelang ihm, öfter als jemals zuvor in seinem Leben zu kommen. Aber es half nichts. Er dachte immer noch an Liraun, malte sie sich aus, wollte lieber sie. Trotz seines leicht betrunkenen Zustandes merkte er, daß er mit Kathy nur völlig geistesabwesend umgehen konnte. Er stellte sich vor, sie sei Liraun, und dies allein regte seine Begierde an, nicht Kathy.

Am frühen Abend des nächsten Tages erschien Liraun in Farbers Apartment, schien sich aus der Dunkelheit jenseits der Türschwelle geradezu zu materialisieren. Sie erwähnte ihre Abwesenheit mit keinem Wort, auch nicht die seine am Abend zuvor, ebensowenig wie den Streit, den sie gehabt hatten, wenn es überhaupt ei-

ner gewesen war. Nie wieder erwähnte sie ihn. Auch Farber nicht. Er entspannte sich dankbar in der vertrauten Fremdartigkeit ihrer Gesellschaft, die ihm trotzdem das Gefühl vermittelte, wieder zu Hause zu sein. Kathy läutete ungefähr um zehn und klingelte unaufhörlich weiter, bis sich Farber gezwungen sah, ihr zuzurufen, sie solle fortgehen. Auch darüber verlor Liraun kein Wort.

Sie diskutierten nicht wieder den Plan, miteinander zu leben, doch ein paar Abende später erschien sie mit einem Rucksack voller Sachen und zog ein. Sie brauchte nur fünfzehn Minuten, sich bei ihm niederzulassen. Als Farber sie beobachtete, wie sie in seiner Wohnung umherging und ihre Sachen verstaute, überwältigte ihn ein Gefühl von Erstaunen, das fast an Ehrfurcht grenzte. Eigentlich wußte er überhaupt nichts über sie, nichts über ihr Leben. Und dennoch: Hier war sie – zog zu ihm. Diese Fremde würde tagaus, tagein in seinem Haus leben. Es war unglaublich und wunderbar. Er spürte bereits, als sie das Essen aufsetzte, ungefragt, und sich ruhig niedersetzte, um die *tikan* zu spielen, wie ihre ordentliche, ruhige, beruhigende Gegenwart sich in der Wohnung verbreitete, in seinen Körper glitt wie abgestrahlte Hitze, seine Hoffnungen auftaute, seine Ängste löste.

Danach versuchte Farber, eine engere gefühlsmäßige Bindung an Liraun zu vermeiden, und hätte den Begriff Liebe zu jedem Zeitpunkt rasch und nachdrücklich von sich gewiesen. Allerdings war er in Wirklichkeit von ih-

rer Anwesenheit immer mehr abhängig geworden, besonders jetzt, da er in der terranischen Gemeinde als Außenseiter galt, der von jedem geschnitten wurde. Sie war seine Stütze; sie hielt ihn aufrecht. Sie hielt ihn in Gang. Sie war eine beruhigende Droge, die Einsamkeit und Isolierung dämpfte, das Exil auf einer fremden Welt. Sie half ihm zu vergessen, daß er hier alle Zeit zu den Sternen starren konnte und nicht ein einziges Mal eine Konstellation sehen würde, an die er sich aus Tausenden von Nächten der Kindheit erinnern konnte, als er auf einem Hügel auf der Fränkischen Alb in der Nähe von Treuchlingen geträumt hatte. Machtvoll zog es ihn zu ihrem rätselhaften und bodenlosen Wesen. Ihre Gedanken und ihr Geist waren immer noch unzugänglich für ihn, wie hinter tausend Schichten halbdurchsichtiger, verzerrender Schleier verborgen, und die körperliche Intimität war nur ein Mittel, die erste dieser Schichten aufzudecken. Auch war Farber, der an die aggressiven, selbstsicheren Frauen der Erde gewöhnt gewesen war, durch Lirauns augenscheinliche Unterordnungsbereitschaft entzückt, wenn er sich auch wie die meisten Männer seiner Generation für »emanzipiert« hielt. Dennoch gewöhnte er sich gern und rasch daran, daß sie sich seinem Willen unterordnete, ihm das Essen kochte und ihm in Hunderten von Dingen behilflich war.

Der nun folgende Monat war möglicherweise der glücklichste, den Farber in seinem bisherigen sanft-

ten, jungen Leben verbracht hatte. Sicher war es auch die Periode, in der er die besten Arbeiten produzierte. Während der Wochen des Zusammenlebens mit Liraun malte er einige Stilleben, die später auf der Erde ein bescheidenes Aufsehen erregten, darunter die »Ruhende Frau«, »Alàntene-Nacht«, »Fischer« und das recht bekannte »Esplanade – Blick auf die östliche See«. Er war so zufrieden wie nie zuvor. Er hatte das Vergnügen seiner Arbeit, die er liebte, die Befriedigung, daß die Arbeit gut war, eine vernünftige Vorstellung von künftigem Erfolg – und Liraun. Und so wie die Leute in dem Moment, wo der Wind sich ändert, gern bereit sind, die schmerzhaftesten Lektionen zu vergessen, gewann er auch seinen alten Hochmut, mit dem er von der Erde aufgebrochen war, zurück.

Natürlich konnte das nicht lange dauern.

Jahrelang haben Autoren und Gelehrte darüber gestritten, warum Farber sich entschloß, Liraun zu heiraten. In Wirklichkeit war sich Farber niemals sicher gewesen. Es war weniger eine bewußte Entscheidung als etwas – wie er rückblickend merkte –, zu dem er sich an irgendeinem Punkt verpflichtet fühlte. Wann genau dieser Punkt gekommen war, der Moment der Bindung, wußte er selbst nicht. Aber es gab sechs bestimmte Dinge, die ihn darauf zuführten, sechs lange Schritte ins tiefe Wasser.

Vielleicht tat er schon den ersten Schritt, als er merkte, daß Liraun unglücklich war.

Vielleicht nicht richtig unglücklich – denn sie hatten immer noch viel Vergnügen aneinander –, aber vielleicht besorgt und unter einem seelischen Zwiespalt leidend. Selbst in den fröhlichsten Augenblicken umgab sie etwas Melancholisches, das nun täglich stärker und schwerwiegender zu werden schien. Er merkte es, reagierte darauf besorgt, aber konnte nicht herausfinden, was da genau geschah. Wie immer war sie äußerst zögernd dabei, wenn es darum ging, ihre Gefühle zu äußern, und wechselte immer das Thema, wenn Farber sie fragte, oder zog sich zurück, wenn er nach einer Antwort drängte.

Erst als sie die monatliche Co-Op-Cocktailparty besuchten – eine aufreizende Trotzgeste von Farber, aus der er ein bittersüßes Vergnügen zog –, begann er zu begreifen, was falsch lief. Zu der Party wurden regelmäßig prominente Mitglieder der cianischen Bevölkerung geladen. Sie lief immer noch unter dem Etikett »Cocktailparty«, auch wenn Hallizogene und Amphetamine ebenso serviert wurden wie Alkohol. Es erschienen auch tatsächlich immer einige Cian. Sie nannten die Parties »Kleiner Brauch« und schienen sie mit toleranter, amüsiertes Herablassung zu betrachten wie ein absurdes Spiel, aufgeführt von Kindergartenkindern.

Heute abend waren die Cian gegenüber Liraun sehr kalt, noch kälter, als es die Terraner gegenüber Farber waren. Sie schnitten sie nicht gerade, aber hinter allem, was sie sagten und taten, lag eine kaum verhüllte Feind-

seligkeit, die ihre Mißbilligung ihr gegenüber ausdrückte. Jacawen *sur* Abut war dort, dieser kühle Mensch – als Verbindungsmann mußte er auch dort sein, aber man spürte deutlich, wie er diese Verpflichtung haßte; anders als die anderen Cian, die mit aufgesetzter Fröhlichkeit und nicht ohne eine Spur Sarkasmus an dem Fest teilnahmen, beobachtete er verächtlich die Menge der lauten Partygäste und bäugte die Tanzenden zornig. (Er versuchte sich niemals selbst an einem der terranischen Tänze, wie andere Cian es manchmal taten, wobei ihre Anmut und Geschmeidigkeit die tanzenden Terraner weit in den Schatten stellten, selbst wenn sie belustigt die Schritte imitierten und gutmütig in das Lachen einstimmten, das ihre Versuche, den Skorpion oder den Staubteufel-Dreischritt zu imitieren, unvermeidlich hervorrief.) Jacawen trank nichts, verweigerte Essen und Drogen. Und ebenfalls abweichend von den anderen Cian, war er auch offen feindselig gegenüber Liraun. Seine grausamen Augen durchbohrten sie; wann immer er sie sah, schritt er abrupt aus Räumen, die sie betrat, weigerte sich, mit ihr zu reden und ihre Anwesenheit irgendwie positiv anzuerkennen.

Liraun wirkte angespannt und schwieg den ganzen Abend. Sie blieb so gut es ging für sich. Farber war bekümmert. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß ihre Beziehung Liraun aufzwingen würde, von ihren Leuten so geschnitten zu werden wie er von seinen; er hatte gemerkt, daß die Terraner sich ihr gegenüber di-

stanziiert verhielten, sich aber nicht vorgestellt, daß, wenn er sie zu der Party brächte, er sie auch der Feindseligkeit und dem Zorn der Cian aussetzen würde.

In dieser Nacht war sie zum erstenmal, seit er sie kannte, im Bett unkonzentriert und unsensibel. Zuerst dachte er, sie sei wütend auf ihn, weil er sie zu der Party mitgenommen hatte, aber dann merkte er, daß ihr Kummer mehr aus Schmerz und Demütigung bestand als aus Zorn. Still lagen sie zusammen in der Dunkelheit; ihr schweißnasser Schenkel lag noch über seinem Bein, der Kopf auf seiner Schulter, und drei ihrer Brustwarzen – immer noch hart – preßten sich an seine Seite. Sie fühlten, wie der Schweiß auf ihren Körpern trocknete, die Körperflüssigkeiten und Samen in ihrem Schamhaar trocken und klebrig wurden, beobachteten den sanften Lichtschimmer von der Straßenlaterne draußen über der Decke und oben an einer Wand entlang. Die Stille war zu schwer und dauerte zu lange in der moschusduftenden Dunkelheit, ihr Körper wurde ein zu lebloses Gewicht, und um diese Stille zu brechen sagte er endlich: »Wie war es, als du noch ein Kind warst?« Er sagte dies nicht so sehr, weil er mit einer Antwort rechnete, nicht einmal, weil er es so genau wissen wollte, sondern weil es die einzigen Worte waren, das einzige Bruchstück einer Konversation, die er in seinem müden, benommenen Kopf finden konnte.

Überraschenderweise antwortete sie, hob sich auf einen Ellenbogen und sagte nachdenklich, ironisch, bitter:

»Wie es war, als ich noch ein Kind war? Eigentlich erinnere ich mich nur an Leere und Wind und daran, daß niemand mit mir spielen wollte. Ich war allein. Ich ging bei Schnee und eisigem Wind über die Esplanade, blickte auf die verschlossenen Häuser. Ich wußte, daß jeder Tag, jede Minute, die vorüberging, mich dem Tag näherbrachten, an dem ich sterben würde.«

Farber starrte sie erstaunt an. »War es wirklich so schlimm?« fragte er, doch sie schüttelte nur den Kopf, was keine negative Antwort bedeuten sollte, sondern daß sie nicht weiter darüber reden wollte. Statt dessen richtete sie sich weiter auf, wobei ihr Schenkel über ihn glitt, und starrte gleichgültig, aber eindringlich auf ihn herab, was ihn schließlich mit einer sonderbaren Aufwallung von Peinlichkeit daran erinnerte, daß sie im Dunkeln besser sehen konnte als er. Sie berührte sein Gesicht mit den Fingerspitzen, fuhr sanft über seine Augenbrauen, die Wangenknochen, an der ausgeprägten Kinnlinie entlang. »So fremdartig«, sagte sie verträumt. »So fremdartig. Fast wie ein Tier. Tierisch. Wie eines von unseren huschenden Felsenbabys, die im westlichen Gebirge leben.« Farber, der ein Felsenbaby gesehen hatte, merkte, daß sie ihn mit dem auf ihrer Welt dem Affen ähnlichsten Tier verglich und nach einem anfänglich fast amüsierten Anflug von Ärger beunruhigte es ihn, daß sie ihn für affenähnlich hielt, weil er oft gedacht hatte, wie sehr sie einer Katze ähnelte, oder vielleicht einem Otter: ein schlankes, anmutiges, selbstbewußtes und schönes Tier.

Animalisch, ja. Wie eine Bestie. Wie er. Er fühlte sich sonderbar schuldig, streckte die Hand aus und berührte ihre Wange, die seidige, knisternde Haarkaskade. Unter seiner Berührung sprangen Funken auf. Mit verzweifelter Hast liebten sie sich noch einmal. Liraun drängte, als fürchtete sie, die Decke würde auf sie herabfallen oder der Boden sie verschlucken, ehe sie fertig waren.

Danach ruhten sie, sich in den Armen haltend, aus, die Katze und der Affe (was sie beide nicht waren, wenn sie auch Fremde waren) – aber Liraun schlief verkrampft, warf sich herum und stöhnte, als kämpfe sie sich durch das stürmische Land ihres Traumes, und Farber, der sie umfassen hielt und sie die ganze Nacht hindurch streichelte, schlief überhaupt nicht.

\*

Farber brauchte noch ein paar Tage, um Lirauns Schweigsamkeit auf den Grund zu kommen, wozu es viel Hartnäckigkeit und Überredungskunst bedurfte. Die Geschichte kam in Bruchstücken zutage. Zusammengestückelt ergab sie etwa folgendes: Die cianische Moral fand nichts dabei, wenn ein unverheiratetes Mädchen einen Liebhaber hatte, auch nicht, wenn es ein fremder Liebhaber war; Jungfräulichkeit war nichts Besonderes – eigentlich eher im Gegenteil. Bis man verheiratet war, wurde erwartet, daß man sein Leben lebte oder im Vaterhaus blieb. Darin lag eine besondere Symbolik – man sagte von einem Mädchen, es gehe »vom Dach ihres Vaters zu dem des Ehemannes«. Es war eine Sache des Besitzes, ganz einfach die Übertragung eines Anspruches, und im cianischen Lebensweg gab es keine Möglichkeit, zwischenzeitlich den Schutz eines anderen Mannes zu akzeptieren. Lirauns Sünde war es also nicht, mit Farber geschlafen zu haben – für die anderen Cian eine Angelegenheit äußerster Gleichgültigkeit –, sondern daß sie *mit ihm lebte*, »unter dem Dach« eines Mannes lebte, der nicht ihr Ehemann war.

All dies schenkte Farber eine weitere schlaflose Nacht. Wenn er dreißig Jahre früher geboren worden wäre, hätte er sich möglicherweise keinen Deut um Lirauns Wohlergehen geschert, doch Amoralität war nicht mehr in Mode, und zusammen mit ihrem Horatio-Alger-Op-

timismus und dem Trieb, Erfolg zu haben, hatte seine Generation den klassischen Humanismus wiederentdeckt – begrenzt auf ihre eigene Klasse, also die »Humanoiden« – gepaart mit einer Art einstudierter »Naiivität«. Er blieb also wach und überlegte, was man am besten tun könne. Auf der einen Seite liebte er Liraun aufrichtig und wollte sie nicht verletzen – aber er wollte sie auch nicht verlieren. Auf der anderen Seite hatte er wie die meisten jungen Männer seiner Tage, besonders die Künstler und die Intelligenz, Angst zu heiraten. Doch wie auch immer er die Sache anging, es kam immer zum gleichen Punkt: Entweder mußte er sie heiraten oder sie verlassen.

Gegen Morgen beschloß er – reichlich kaltblütig, aber ein Mann kann oft Kaltblütigkeit als »Sinn für das Praktische« sehen, wenn er nur die Augen genügend zusammenkneift – daß es das beste sein würde, Liraun zu heiraten, aber nur nach cianischem Ritus. Das würde sie in den Augen der Cian wieder zu einer respektierten Frau machen, während es für seine terranischen Kollegen lediglich eine Eingeborenenhochzeit sein würde. Auf der Erde hätte sie keine rechtliche Gültigkeit, und wenn seine Beziehung zu Liraun schlecht verlief, könnte er am Ende seines Trips verschwinden und brauchte sich keine Gedanken über Ehe zu machen. Am Morgen würde er sein Anliegen an den cianischen Verbindungsmann schicken (aber dieser kleine, kalte Mann würde es wahrscheinlich, nach seinem Verhalten gegenüber Liraun auf

der Party zu urteilen, sowieso nicht befürworten) und außerdem eine Notiz an die Co-Op senden, mit einer Erklärung dessen, was er vorhatte.

Dann legte er sich schlafen.

Er hatte noch nicht einmal daran gedacht, es Liraun mitzuteilen.

Lirauns Augen, als er es ihr sagte. Der zweite Schritt.

Am nächsten Nachmittag hatte Farber ein Gespräch mit dem Direktor der Co-Op.

Die meisten Erdenmenschen spielten den Verbitterten, weil es zum Lebensstil ihrer Zeit gehörte, aber bei Raymond Keane, dem Direktor, war dies keine angenommene Rolle. Er *war* verbittert. Er war ein verbitterter, sorgenvoller, zynischer, ausgebrannter Mann mit gerade noch genügend Energie für ein Reservoir erschöpfter Boshaftigkeit. Er war seit dem Beginn der terranischen Beziehungen mit »Lisle« hier, in der einen oder anderen Funktion. In der ganzen Zeit war es ihm nicht gelungen, wirklich vernünftige Handelsbeziehungen aufzubauen. Die letzte große Hoffnung war eine der Eingeborenen-Drogen gewesen – auf Weinunnach für einen völlig anderen Zweck benutzt, die die Co-Op auf die Erde importiert hatte als ein Serum, um bei Transplantationen die Organabstoßung zu verhindern. Es stellte sich heraus, daß sie den unangenehmen Nebeneffekt hatte, zwei Jahre nach der ersten Dosis sämtliche Choline im Körper des Patienten aufzulösen, etwas,

was in den Jahren der Erprobung in der Enklave niemals passiert war. Offensichtlich wurde diese Reaktion durch irgendeine Umweltbedingung auf der Erde ausgelöst; irgend etwas hatte ein Episom ausgelöst, das auf »Lisle« latent geblieben war. Das war immer das Problem im interstellaren Handel: zu viele unberechenbare Faktoren, und die Spielregeln änderten sich ständig und unvorhersehbar. Keane, zu jener Zeit ein kleinerer Angestellter, wurde durch den Cholin-Skandal in das Amt des Direktors geputscht, war jedoch nicht fähig gewesen, diesen Schatten abzuschütteln. Immer wieder liefen die Exporte nach Terra falsch, versauerten, erfüllten nicht die Erwartungen – nie wieder so spektakulär wie bei dem ersten Fiasko, niemals schlimm genug, um ihn aus dem Amt zu werfen, aber es ging ständig so weiter. Das lief nun schon seit fünf Jahren so. Es hatte ihn aufgefressen. Er wirkte wie ein Mann, der eigentlich nicht weiterkann, es aber muß, und der deshalb ohne Kraft weitermacht, nur auf dem Posten gehalten durch eine Reihe komplexer, aber starr miteinander verbundener Schwächen.

Er ließ Farber länger als eine Stunde draußen warten, ohne ihm einen Platz anzubieten.

Farber stand nicht leidenschaftlich entschlossen hinter seinen Heiratsplänen, als er an jenem Morgen ins Büro kam – es war der Morgen danach, und er begann, einige der mit seinem Vorhaben verbundenen Schwierigkeiten zu erkennen. Halb hatte er erwartet, man

würde es ihm ausreden; und halb wünschte er sich das auch. Doch anstatt ihn zu überreden, hatte Keane ihn getadelt, hatte gedroht, getobt, gebrüllt und sich schließlich in eine so rotgesichtige Rage hineinmanövriert, daß er fast zu kreischen begann. Zuerst war Farber erstaunt gewesen. Er arbeitete mit dem denkbar lockersten Vertrag für die Co-Op, praktisch ohne jegliche Aufsicht, und an diese Art gemeinen Herunterputzens war er nicht gewöhnt. Dann begann er durchzudrehen. Keane tobte weiter- die Heirat würde unter den Cian böse Gefühle wecken, es sei ein Schritt in Richtung Auflösung der kulturellen Identität der terranischen Enklave, es könne andere Männer von der Erde ermuntern – oder schlimmer: Frauen –, das gleiche zu tun, es würde Farbers Loyalität aufteilen, ihn zuviel Zeit kosten ... eine Fülle von Gründen, einige vernünftig, andere nicht und alle nur vorgeschoben. Farber beobachtete Keanes Miene beim Reden. Das Gesicht des Direktors war unausgeprägt und langweilig; die Haut schien aus Horn zu sein, übersät mit glänzenden toten Flecken, wie Schuppen aus ranzigem Fett, wo ein Traum gestorben und zu Chitin geronnen war. Was immer er auch sagte, sein wahrer Grund gegen die Heirat war, daß er die Cian haßte. Da war etwas, das über Logik, Pflichterfüllung oder gar Eigeninteresse hinausging. Er haßte die Cian. Er haßte die Co-Op, »Lisle«, seinen Job, Farber. Am meisten haßte er sich selbst. Es war ein erschöpfter, hilfloser Haß, um so schlimmer, weil er so ohnmäch-

tig war. Er konnte nicht einmal zerstören. Alles, was er konnte, war negieren.

Farber konnte ein sehr hartnäckiger Mensch sein, wenn man ihn herausforderte, und nun wurde dieser maultierhafte Zug in ihm dominant. Er begann zu erröten. Unbewußt wappnete er sich, setzte sich entschlossener auf seinen Stuhl und stellte die Füße gerade auf den Boden.

Keane hatte sich schließlich verausgabt, und der Raum füllte sich mit einem Schweigen, das dauerte und dauerte. Farber saß absolut still. Er hatte noch kein Wort gesagt, seit Keane seine Tirade begonnen hatte. Er saß einfach reglos mitten im Büro – ein schimmernder, antiseptischer Käfig, Stahl, Plastik, Chrom, glänzende Kacheln, Glas, angefüllt mit Kleinigkeiten, Plaketten, gerahmten Zertifikaten, Karten, gestapelten Aktenordnern, ein riesiger Computerterminal, ein Hologrammbehälter, der eine halbe Wand einnahm. In diesem Stillleben saß Farber und starrte gleichgültig Keane an.

Keane fummelte in der Unordnung auf seinem Schreibtisch herum.

»Der cianische Verbindungsmann hat Ihnen für morgen ein Gespräch gewährt«, sagte Keane nach einer unangenehmen Pause, »um diesen Antrag von Ihnen zu diskutieren. Mein Rat lautet, nicht hinzugehen. Wenn Sie doch hingehen, dann müssen Sie dem Verbindungsmann versichern, alles sei nur ein Fehler oder eine falsche Vorstellung Ihrerseits gewesen. Verstehen Sie?«

»Mein Privatleben geht Sie nichts an!« sagte Farber gleichmütig.

»Unter keinen Umständen werden Sie diese Sache weiterverfolgen, Farber.«

»Ihre Autorität erstreckt sich nicht auf mein Privatleben«, wiederholte Farber mit einem Anflug von Wut. »Ich werde tun, was ich will.«

»Farber ...«, sagte Keane, und Farber sagte gleichzeitig: »Es geht Sie nichts an.«

Pause.

»Ich kann Ihnen gehörigen Ärger bereiten!« drohte Keane.

Das war der dritte Schritt.

Hartnäckig nahm sich Farber den nächsten Nachmittag frei und ging zum cianischen Verbindungsmann bei der terranischen Mission, Jacawen *sur* Abut. Jacawen hatte sein Büro in der Altstadt.

Farber war schon früher in der Altstadt gewesen, aber niemals lange, weil er sich dort nicht wohlfühlte. Es war ein Ort mit steilen Kopfsteinpflasterstraßen, Türmen und Spitzen und Kuppeln, steilen Treppen, Terrassen und Baikonen und Plazas, langen, schmalen Gäßchen, die sich erdrückend zwischen hohen Mauern aus schwarzem Felsen hindurchschlängelten, in denen sich plötzlich Lücken mit erstaunlichen Ausblicken ins weite Land oder auf die unruhige See tief unten öffneten. Es

war ein Ort mit verschiedenen Ebenen, mit Schächten, die tief in den Felsen hineinführten, tief hinab mit Lichtern und Fenstern, die silbern und orange wie Phosphoreszenz in den Tiefen am Grunde eines alten trockenen Brunnens glitzerten; wabenförmige Klippen eines diamantartigen Gesteins, die sich wie Klippen auf einer Klippe von einer Terrasse oder einem Platz erhoben, wie der Bug eines großen dunklen Schiffes hochragten und eine blinkende Kaskade von Fenstern hoch über den Dächern der darunterliegenden Ebene bildeten; mit weiteren Gebäuden, die darüber errichtet waren, und noch wieder andere oben drauf; verhangene Dächer stiegen hoch und höher in den blauschwarzen Himmel. Es war ein Ort, der durch kleine, vertikale Dschungel gebändigt war, die steil über die Stadt hinweg aufwuchsen wie rankender Wein. Ganz Aei war von Streifen Brachland durchzogen, um den Bürgern in der Stadt Erleichterung zu verschaffen, doch die wilden Streifen in der Altstadt verliefen fast senkrecht hinauf und hinunter: Unkraut und verknotete Büsche und kleine gestutzte Bäume, die in Spalten und Vorsprüngen der Außenmauern wurzelten, voll von struppigen, flinken Wesen – einige wie Ziegen, andere wie Eichhörnchen –, die da in würdiger Stille von Hügel zu Hügel sprangen, verfolgt von kleinen, wimmernden Raubtieren mit nadelspitzen Zähnen und permanentem entschuldigendem Grinsen. Es war ein Ort mit wenigen Geschäften oder offener Aktivität. In der Altstadt gab es keine Läden oder Lager,

wohl aber viele Verwaltungsbüros und Wohnhäuser. Es gab tagsüber zwei Straßenmärkte und entlang der Esplanade Stände, in denen Essen verkauft wurde, doch nur wenige Restaurants, die nach Einbruch der Dunkelheit noch geöffnet hatten, und keine Wirtshäuser oder Vergnügungsstätten wie in der Neustadt. Irgendwie war es in mancher Hinsicht ein Sperrgebiet. Jeder Cian konnte die Altstadt besuchen, aber nur den Mitgliedern einer der Tausend Familien war gestattet, dort zu wohnen. In der Neustadt sah man häufig Nulls, Klone oder genetisch veränderte Wesen auf den Straßen – die Cian verfügten über eine unendlich verfeinerte biologische Technologie, und ihre genetischen Chirurgen, die »Schneider«, produzierten sonderbare Wesen je nach Auftrag als eines der Hauptexportgüter Weinunachs – aber sie durften nicht den Fuß in die Altstadt setzen. Außenweltler wie die Terraner durften als Besucher hinein, wurden aber nicht gern gesehen. Es war ein Ort, der vornehmlich aus Felsen und behauenen Obsidian bestand, verwebt mit Holz, Eisen, Glas und Schiefer. Die vorherrschenden Farben waren Schwarz und Silber, mit ein paar Schiefergrau- und Rottönen dazwischen und zuweilen einem auffallenden Fleck Orange oder Erdbraun. Es roch nach sauberem, kahlen Felsen, Ozon und Meerluft, mit einem Unterton von Moschus. Es gab nur wenige laute Geräusche, doch die Stille vibrierte – als ob Millionen von Stimmen ein wenig zu leise summten, um noch vernommen zu werden. Die

Atmosphäre in der Altstadt schwankte auf dem Grat zwischen »düster« und »ehrwürdig«.

Heute erschien sie Farber düster. Er nahm die Zahnradbahn hinauf, ging am Rand der Klippe über die Esplanade, stieg eine Treppe hinauf, durch ein Gäßchen, durch einen Tunnel, eine weitere Treppe, durch noch ein Gäßchen, drang immer tiefer und höher in die Altstadt vor. Schließlich war er so tief drinnen, daß er nur noch gelegentlich Feuerfrau sah, entfernt blickte sie über das Gewühl hoher Dächer in die schmalen Wohnbezirke und Durchgänge. Alles lag nun in ein schwebendes Halblicht getaucht, und er ging weiter, durch abwechselnde Streifen hellen, verhangenen Lichtscheins und Schatten, die so tief waren, daß sie wie eine schwarzglänzende feste Masse wirkten. Er fühlte sich wie ein Wurm, der sich durch schwarzen Felsen und nasse Erde windet, bis er an eine Treppe gelangte, die hinaufführte über das Kuppeldach eines Gebäudes auf der unteren Ebene, schwindelerregend und sonnengeblendet, mit einem steilen, ungesicherten Abfall auf der einen Seite. Dort fühlte er sich wie ein Insekt, das über einen nackten Bergrücken krabbelt. Jacawens Büro lag in der Nähe in einem Gebäude, das wie ein Giebel aus der Masse der anderen Häuser vorsprang. Die Fenster öffneten sich nur zu Luft und Ferne.

Jacawens Erbsohn, Mordana, geleitete Farber hinein. Er war ein hochgewachsener, schweigsamer junger Mann mit einem Gesicht wie ein zorniger Engel, vol-

ler Stolz und Verachtung, entrückt und gutgeschnitten. Er bewegte sich wie ein Tiger, wie ein Krieger, der zur Schlacht gleitet. Seine Augen glitzerten von einer tödlichen Intelligenz und einer fast fanatischen Intensität. Es war offensichtlich, daß er Farber auf den ersten Blick nicht mochte, daß Farbers bloße Existenz irgendwie eine Beleidigung seiner Vorstellung vom Universum darstellte. Mit steifem, verschlossenem Gesicht, wie jemand, der einen üblen Geruch wahrnimmt, brachte er Farber ins Büroinnere und verschwand rasch.

»Setzen Sie sich, Farber«, begrüßte ihn Jacawen.

Farber setzte sich. Der Boden war hier mit einem Teppich bedeckt, der wie ein fahler Pilz wirkte, und man versank darin wie in einem Kissen. Jacawen saß ein paar Schritte entfernt auf einem niedrigen Podest. Das Büro war weiträumig, sauber, nicht überfüllt, mit Steinwänden und einer getäfelten Decke. In der Ostwand befand sich ein Fenster, von wo aus man über das Wattenmeer der Alten See blicken konnte; es stand offen, und man konnte die Brandung und das Geschrei der »Seevögel« hören, vom Wind herübergetragen und wieder verebbend, wenn der Wind sich legte. Dieser Wind, der durch das Fenster piff mit seiner Fracht, den Meeresgeräuschen, war dünn und kalt und schmeckte nach Salz, das wiederum nach Blut schmeckte. Sonnenlicht drang mit dem Wind herein, auch dünn und kalt, aber rein wie ein lupenreiner Kristall – es spiegelte auf dem prächtigen Wandbehang an der gegenüberliegenden Wand, auf

dem sorgfältig Götter und Menschen dargestellt waren, kalttägige Dämonen und schöne Frauen, Geburten und Kriege, Rettung und Tod.

Farber und Jacawen blickten sich schweigend an.

Jacawen war ein kleiner, nüchterner, selbstsicherer Mann mit jetschwarzem Haar und großen goldenen Augen, wie bei den meisten seiner Rasse. Er war schlank wie ein Otter, vermittelte den Eindruck von Kraft, eines kompakten, festen Muskelsystems. Seine Brüste waren nicht größer als die eines Erdenmannes, da er zur Zeit keine Milch gab, aber sein dünnes Hemd zeigte deutlich die Abdrücke von drei Paar Zitzen, jeweils zu zweien an seinem Brustkorb, und sechs kleine Beulen darunter. Sein Gesicht blickte ruhig, fast ausdruckslos, aber für Farber wegen der winzigen Spitzen der über die Lippen vorstehenden Eckzähne auch irgendwie satanisch. Jacawen war noch intelligenter und härter als sein Sohn, aber bei ihm war der Fanatismus zu einer sicheren, kontrollierbaren, nutzbringenden Kraft gezähmt, eine ständige, rauchlose Flamme. Beide waren Schattenmenschen, eine quasireligiöse Sekte, die in der Regierung Shasines stark vertreten war, aber Jacawen hatte die Reife und Klugheit der Erfahrung – Mordana war noch voller weltlichem Stolz, während Jacawen diesen längst hinter sich gelassen hatte und die sonderbare arrogante Demütigung eines älteren Schattenmenschen zeigte. Er strebte wie die Engel danach, jenseits von Scham und Stolz zu sein. Dabei hatte er unterschiedliche Erfolge.

»Wußten Sie, daß Liraun meine Halbnichte ist?« fragte er abrupt.

O *Jesus*, dachte Farber.

Nach einem Augenblick gelang es ihm zu sagen: »Nein, das wußte ich nicht.«

»Ich sage Ihnen dies nicht«, meinte Jacawen gleichmütig, »weil es an sich wichtig wäre, sondern als Beweis dafür, daß ich ihre Gedanken kenne, daß ich viel Zeit hatte, sie zu beobachten. Auf Weinunnach herrscht der Brauch, Kinder in bestimmten Wellen zu bekommen, im Abstand von vier Jahren. Liraun wurde in der Brachperiode zwischen zwei Wellen geboren, eineinhalb Jahre nach der letzten Welle und zweieinhalb Jahre vor der nächsten. Es passiert fast nie, daß unsere Frauen empfangen, wenn sie nicht empfangen sollen, aber manchmal geschieht es eben doch, und dies war so ein Fall. Verstehen Sie, Farber? Liraun ist allein aufgewachsen, ohne die passende Altersgruppe, ohne Kameraden. Nicht einmal mit Geschwisterkindern – die Mutter, die erst nach Monaten entdeckte, daß sie empfangen hatte, hatte nicht die Zeit, sich ausreichend um das Wachstum zu kümmern: Die meisten ihrer Kinder wurden tot geboren; eine Schwester starb als kleines Kind. Liraun überlebte, aber sie wuchs traurig und wild heran, und so ist sie immer noch. Sie befand sich auch schon bei anderen Gelegenheiten außerhalb der Harmonie.« Er hielt inne und blickte Farber an. »Verstehen Sie, Farber? Ich rede offen mit Ihnen über Privatangelegenheiten, entge-

gen dem Brauch unseres Volkes, und es ist mir zuwider – aber ich möchte verstanden werden.«

Farber runzelte die Stirn. »Mir scheint, Sie wollen mir sagen, daß Lirauns ... Affäre mit mir ... einfach ein neuer wilder Streich ist in einem Leben unglücklicher Rebellionen?«

»Das ist merkwürdig ausgedrückt, stimmt aber grundsätzlich.«

»Und das ist Ihrer Meinung nach alles?«

Jacawen saß einen Moment schweigend da und begann dann erneut.

»Farber, ich glaube, Sie haben mich absolut nicht verstanden«, sagte er trocken. »Ich rede nicht über Ihren Heiratsantrag gegenüber Liraun. Was ich sagen wollte, ist ... könnte eine Entschuldigung sein für den Druck und die Disharmonie, die Ihnen diese Sache verursacht haben muß, und eine Versicherung, daß es nicht Ihre Schuld ist. Verbindungen zwischen Terranern und Cian sollten eigentlich grundsätzlich nicht geschehen, aber wenn es einmal geschehen ist, dann überrascht es mich nicht, daß Liraun als einzige Frau in ganz Shasine dazu fähig ist. Welche Gründe dafür verantwortlich sind, Farber, das wollte ich Ihnen begreiflich machen.«

»Was ist mit meinem Heiratsantrag?« fragte Farber mit gepreßter Stimme.

»Das kann natürlich nicht geschehen. Es wäre unerlaubt.«

»Warum?«

»Weil Ihre Rasse und die meine sich miteinander nicht fruchtbar paaren lassen, Farber!« erwiderte Jacawen, und zum ersten Mal klang so etwas wie Leidenschaft durch seine Stimme. »Können Sie das nicht begreifen? Eine Heirat zwischen Ihnen und Liraun wäre unfruchtbar. Eine Heirat, aus der keine Kinder hervorgehen, wäre in den Augen der Nachtmenschen eine Schändlichkeit. Es ist eine Beleidigung aller Harmonie. Auf Weinunnach hat es so etwas noch nie gegeben! Und wird es auch niemals geben!« Seine ganze innere Härte flammte auf; die ständige, ruhige Flamme schwoll und flackerte hinter seinen Augen. Dann sank sie langsam wieder zurück, ließ ihn leicht erzittern, während sie verlosch. »Nein, tut mir leid, Farber«, wiederholte er, »es kann nicht sein. Ich rede nun offen zu Ihnen, Farber, wenn ich mich vielleicht auch damit entehre. Selbst wenn die Heirat nicht unmöglich wäre, wäre ich doch dagegen. Ich würde es nicht schätzen, könnte aber aus Achtung Ihrer Sitten nicht Ihrer freien Entscheidung entgegenstehen. Wie immer es auch sein mag, ich habe es nicht nötig: Ganz Weinunnach steht Ihnen im Weg und hindert Sie. Es ist ungesetzlich. Und ich kann nicht sagen, daß mir das leid tut.«

*So ist das also*, dachte Farber und spürte lediglich eine Welle der Erleichterung. Aber gerade, als sie ihn überspülte, ließ ihn irgendein ferner Teil von ihm, den er nicht verstand, sagen: »Sind Sie sicher, daß es keinen Weg gibt? Sind Sie sicher? Überhaupt keinen Weg?« In

einem Tonfall mutwilliger, drängender Verzweiflung kamen die Worte heraus.

Jacawen starrte ihn an, und ein neuer Zug erschien auf seinem Gesicht: Verstimmung, Ärger, Boshaftigkeit, Zögern, Bedauern – vielleicht von jedem etwas. Er sagte: »Es gibt einen Weg, Farber. Wenn Sie es wünschen, könnten Ihnen unsere Schneider Ihren Genotyp so einstellen, daß er dem unseren gleicht. Dann könnten Sie heiraten, Farber. Mit dieser Änderung würden Sie nicht im eigentlichen Sinn zum Cian, aber sie würde Ihr Erbmaterial beeinflussen und Anzahl und Beschaffenheit Ihrer Chromosomen ändern. Es hat auf sie selbst kaum Wirkung, wohl aber bei Ihren Nachkommen. Es würde Ihren Samen verändern, Farber, es würde Ihren Samen verändern. Verstehen Sie? Sie und Liraun wären dann nicht unfruchtbar. Wenn Sie sie schwängerten, wären Ihre Kinder reinblütige Cian ohne eine Spur teranischen Blutes.« Er lächelte Farber schneidend an; die Boshaftigkeit war jetzt kaum noch verhüllt. »Nun, Farber, wollen Sie, daß ich Ihnen einen Termin bei den Schneidern verschaffe? Ich versichere Ihnen, es ist der einzig mögliche Weg, Liraun zu heiraten, dessen bin ich absolut sicher, Farber! Nun?«

Farber errötete vor Scham und verwirrtem Zorn. In einem Versuch, sein Gesicht zu bewahren, ließ er seine Stimme sagen: »Ja.«

»Sie möchten also gern zu den Schneidern?«

Gleichmütig: »Ja.«

»Ausgezeichnet!« meinte Jacawen. Seine Hand durchbrach einen Lichtstrahl. Ein Kontrollpult, ein kompaktes Jejun-Produkt, glitt aus dem Boden. Jacawen studierte eine Schalttafel, drehte einen Knopf, schlug auf drei Schalter und sagte etwas in einem Dialekt, zu rasch, um von Farber verstanden zu werden. Das Pult glitt zurück in den Boden. Jacawen blickte Farber an. »Nun«, sagte er, »Sie haben einen Termin in der Halle der Schneider, hier in der Altstadt, morgen um 11 Uhr 15 Ihrer Zeit. Ich wünsche Ihnen viel Glück.« Und Jacawen lächelte mit wohlberechneter Güte, mit offener Verachtung, verspottete Farber, ergoß seinen Zorn über ihn – einen Zorn, der um so vieles zerstörerischer war als der Mor-danas, weil er weniger reflexhaft kam und soviel mehr aus konkretem Anlaß. Farber hatte versucht zu bluffen, und man hatte ihn erwischt. Man hatte ihm das Spiel verdorben. Jacawen wußte, daß Farber niemals zu diesem Termin gehen würde, daß der Preis zu hoch war, daß Farber niemals hatte dorthin gehen wollen. Farber hatte versucht, es durchzustehen, und hatte dabei gehörig das Gesicht verloren. Jacawen wußte, daß Farber nicht den Mut hatte, das durchzustehen.

Er hatte recht. Auch Farber wußte es.

Die Scham, die Farber fühlte, als er aus dem Büro trat – das war der vierte Schritt.

Es war schon Spätnachmittag, als er die Enklave erreichte; daher stoppte Farber bei der Kantine der Co-Op, um

etwas zu trinken. Er fand an der Bar Dale Brody, bereits auf dem Weg zum stinkenden, bewußtlosen Besäufnis. Der Traubenwein der Co-Op mußte so gut wie üblich gewirkt haben, weil sich Brody nach ein paar Minuten des Schweigens und Trinkens mit kalter Schulter zu Farber beugte und mit rauher, übelriechender Stimme sagte: »Nigger kann man vögeln, aber doch nicht heiraten! Wir heiraten zu Hause unsere Nigger auch nicht!«

Farber ballte seine große Faust – fühlte sich wie ein Typ in einem altmodischen Film, tat es aber dennoch – und schlug Brody zwei Zähne aus.

Das war der fünfte Schritt.

Als sich Farber schließlich wieder in seinem Büro meldete, wartete eine Notiz auf ihn, die besagte, er solle bei Dr. Anthony Ferri, dem Ethnologen der Co-Op, vorbeischauen.

Ferri war ein phlegmatischer, zurückhaltender Mann, doch seine kühle Zurückhaltung war eine Maske für einen gierigen Ehrgeiz, der in Keane schon vor Jahren zu Schlacke verbrannt war. Er arbeitete für die Co-Op, aber gleichzeitig machte er Feldarbeit für Cornell – eigentlich befaßte er sich nur mit Feldarbeit für Cornell, so hätte er selber es formuliert, wenn man ihn in redefreudiger Stimmung antraf –, und alle Träume konzentrierten sich auf die wunderbaren Monographien, die er veröffentlichen würde, die Bücher, die er schreiben würde, die Honorare, die er verdienen würde, Stipendien und Lehrstühle, Vor-

lesungsreisen und Besitz. Er wollte berühmt werden, respektiert, ein Riese auf seinem Gebiet. Das war seine eine Leidenschaft; alles andere mußte dafür sublimiert werden. Und es war möglich, daß er seinen Traum in Realität umwandelte. Er war ein ausgezeichneter Kopf, hatte eine enorme – wenn auch sehr spezialisierte – Bildung und genügend Praxis, um zu wissen, daß er in jeder Minute seines Aufenthaltes auf »Lisle« wie ein Dämon arbeiten mußte, wenn er jemals seine Ambitionen erfüllt sehen wollte. All dies stand auf der Habenseite in seinem Hauptbuch. Auf der Sollseite stand seine Persönlichkeit. Die meisten fanden ihn kalt, distanziert und unfreundlich. Eigentlich war er ein recht geselliger Typ, und wenn er sie überhaupt bemerkte, mochte er Leute auch aufrichtig. Aber er bemerkte sie nur selten – er war zu absorbiert von seiner Arbeit, zu gehetzt durch das Gefühl, die Zeit verrinne und bringe ihn seinem Ziel nicht näher. Er war schweigsam bis zu dem Punkt, wo es beleidigend werden konnte. Das lag aber hauptsächlich daran, daß er zu den meisten Dingen nichts zu sagen wußte. Aber wenn er glaubte, ein wenig Kommunikation würde seiner Karriere förderlich sein, und insbesondere, wenn ein Thema der Diskussion in seinen Fachbereich fiel, konnte er plötzlich einnehmend, beredt, enthusiastisch, überzeugend und sogar gewandt werden.

An diesem Abend war er das alles.

Er wollte, daß Farber für ihn arbeitete. Genauer gesagt, wollte er Farber als Forschungsassistenten, der die

Daten sammelte, an die er selbst nicht herankam. Ferri war zu kalt – wenn er dies auch gegenüber Farber nicht so ausdrückte –, um mit den Cian wirklich auf freundschaftlichem Fuß stehen zu können, bei ihnen zu Hause eingeladen zu werden; er hatte es versucht, auf seine schmeichelndste Weise und mit all den professionellen Tricks, die er beherrschte, aber man hatte ihn zurückgewiesen – mit der typischen cianischen Höflichkeit, aber entschieden. Das bedeutete, daß in Shasine einige Türen ihm auf immer verschlossen bleiben würden. Aber Farber hatte sogar eine intime Beziehung mit einer Cian, und wenn er, wie der Klatsch es besagte, sie heiraten würde, bestand die Möglichkeit, daß er sogar enger zur cianischen Gesellschaft zugelassen würde. Ferri, der sah, daß Farber wütend wurde, gab hastig zu, daß es ihm egal sei, ob Farber Liraun heiratete oder nicht, aber wenn er es täte – wenn er es wirklich täte ... Der Job wäre auch nicht sehr anstrengend, erklärte Ferri, er müsse hauptsächlich die Augen offenhalten, heimlich Gespräche aufzeichnen – Ferri zog ein Armband heraus, das einen Microminiaturrecorder verbarg – und das Material Ferri geben. Nur die einfachen Daten. Er brauchte es nicht zu analysieren oder seine Schlüsse daraus zu ziehen. Das würden Ferri und seine semantischen und anthropologischen Computer schon tun. Wenn Farber nur an die entsprechenden Fakten herankäme.

»Joe, hör mich an«, sagte Ferri drängend. »Du bist hier neu. Du merkst gar nicht, was für eine gottver-

dammt heimliche Kultur das ist. Auf der Oberfläche wirkt alles recht offen und entspannt; jeder ist freundlich und höflich und fast ohne Streß, verglichen mit einer irdischen Gesellschaft wie in Amerika oder Rußland. Wenig Anzeichen von Neurosen, wenige Fälle von Wahnsinn; Selbstmordrate gering, durch Streß verursachte Krankheiten selten, psychosomatische Krankheiten fast unbekannt. Aber sie sind so absolut besessen, ihr Privatleben für sich zu behalten! Das ist einfach sakrosankt. Sie reden nie darüber. Sie wollen uns auch nichts untersuchen lassen. Wir sind seit mehr als zehn Jahren hier und wissen immer noch nichts über sie, abgesehen von dem, was sie uns selbst preisgeben. Nichts, verdammt nichts! Uns ist es noch nie gelungen, einen Cian körperlich zu untersuchen, geschweige denn, einen zu sezieren. Joe, du mußt uns einfach helfen!«

»Ich weiß nicht«, antwortete Farber.

»Ich kann dich bezahlen, aus meinem Cornell-Etat. Ganz gut.«

»Das ist es nicht.«

»Was ist es dann?«

»Ich weiß einfach nicht, ob ich so etwas tun möchte. Ich glaube, ich mag es nicht.«

»Es gibt auf dieser Welt eine Hölle von Fragen, mehr, als es Antworten gibt. Du weißt das, Joe«, fuhr Ferri fort, als habe er Farber nicht gehört, als existiere die Möglichkeit einer verneinenden Antwort gar nicht. »Zum einen, ich möchte um alles in der Welt wissen, wie die

Schneider deinen Genotyp ändern wollen. Sie werden doch nicht deinen Körper aufschneiden und mit kleinen Hammern und Schraubenziehern an jeder Zelle in deinem Körper herumfummeln, oder? Sicher nicht. Aber wer weiß – man hat mir gesagt, ihre genetische Wissenschaft sei die am weitesten entwickelte der bekannten Galaxis und daß sie auf dieser Basis weiten interstellaren Handel treiben ... Es ist so verdammt frustrierend, wenn man sich den technologischen Stand dieser Zivilisation vorstellt, so wie er wirklich ist. Soweit ich sagen kann, haben die Cian die Fähigkeit, Raumfahrt zu betreiben, wenn man alle Einzelheiten ihrer Technologie richtig zusammenstellen würde, und diese Kapazität haben sie schon seit tausend Jahren. Sie wollen es einfach nicht – es interessiert sie nicht. Verdammt, niemand schert sich darum. Sieh dir doch die primitive Lebensweise an, Karren, die von Tieren gezogen werden, und das andere alles. Sie müssen das nicht! Die Technologie ist da, steht seit über tausend Jahren zur Verfügung – so sagen sie –, aber sie setzen sie einfach nicht ein. Sie kennen effiziente Massenkommunikation und Hochgeschwindigkeitstransportsysteme, aber sie setzen sie nur selten ein; die meiste Zeit über laufen sie zu Fuß, und in ganz Aei gibt es kein öffentliches Telefonnetz, außer in der Enklave. Was für eine kulturelle Entwicklung produziert eine solche Psychologie?» Er machte eine Pause, um sich über das Gesicht zu wischen und starrte dann Farber an.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Farber milde. Er hatte beschlossen, es habe keinen Zweck, die Fluten von Ferris Rede einzudämmen, wenn sie erst einmal entfesselt waren.

»Du hast so verdammt recht, weißt du!« sagte Ferri wütend und wischte sich wieder über das Gesicht. »Keiner weiß es. In der Geschichte der Erde hat es so etwas nie gegeben. Trotz der gelegentlichen Ludditen und Zurück-zur-Natur-Freaks. Es hat niemals eine menschliche Gesellschaft gegeben, die alle Geräte und Wohltaten einer hochentwickelten Technologie zur Verfügung hatte und sie nicht benutzte, deren Mitglieder einfach keine Lust hatten, sie zu benützen – und ich glaube, auf der Erde wird es eine solche Gesellschaft auch niemals geben. Das einfache Leben, edle Wilde und all das – alles nur Blödsinn. Primitive Völker grapschen immer gierig nach den Bequemlichkeiten, die ihnen langfristig Schaden zufügen, auch wenn die zivilisierten, bequemen Methoden nicht so gut funktionieren wie die alten primitiven. Sieh dir die Eskimos an, zum Teufel! Wie hält man sie in ihren Iglus, nachdem sie erst einmal ein Einkaufszentrum gesehen haben?«

»Die Cian sind aber keine Eskimos«, meinte Farber.

»Verdammt richtig! Verdammt treffend!« rief Ferri sarkastisch. »Du hast den Nagel wieder einmal auf den Kopf getroffen, mein Freund. Die Cian sind keine Eskimos. Verdammt klug. Aber dennoch tun wir so, als seien sie so. Die Cian sind gefährlich, weil sie den Men-

schen äußerlich so ähnlich sind, verglichen mit anderen Aliens, auf die wir gestoßen sind, so daß wir meinen, es sind Leute mit Schminke und Fellkostüm, die wir für Menschen halten und auf dieser Ebene mit ihnen kommunizieren – aber sie sind keine Menschen, und es liegt eine beträchtliche Gefahr darin, wenn wir mit ihnen so umgehen, als ob sie das wären. Es sind *Fremde*, mit fremdartigen Denkprozessen, die von den unsrigen sehr verschieden sind, trotz der oberflächlichen Ähnlichkeit. Es gibt so wenige Gemeinsamkeiten, daß wir besser fahren, wenn wir sie als Tiere betrachten – oder auch als Monster –, anstatt so zu tun, als seien sie Menschen.«

»Sie sind menschlich genug, um mit ihnen schlafen zu können«, schnappte Farber, ohne nachzudenken, und errötete dann bis an die Ohren.

»Sex!« schnarrte Ferri. »Man kann sie also bumsen – na und? Unten auf der Erde bumsen die Leute Ziegen, Schafe, Hunde, Pferde, Kühe ... macht das eine Kuh menschlich, weil man sie vögeln kann? Du bist genauso schlimm wie diese Idioten von der Co-Op. Jeden Tag sehe ich, wie sie ihrer Rolle gerechter werden – sie werden zu Agenten der britischen East-India-Company, und die Cian sind die verlotterten Eingeborenenhorden, stimmt's? Stimmt's? Sie nennen sie sogar schon Nigger, selbst die Leute, die einen echten Schwarzen niemals so nennen würden – selbst die Schwarzen nennen sie so, zum Teufel! Kolonialismus, das ist es. Wir alle bilden uns ein, die Erde sei eine Kolonialmacht, und dem-

nach sind die Cian zurückgebliebene Wilde, denen wir die Wohltaten der Zivilisation nahebringen. Aber die Cian sind kein zurückgebliebenes Volk, trotz der Karren und der Handarbeit und der barbarischen Pracht und alldem – sie waren Mitglieder der Handelsallianz schon Tausende von Jahren, ehe wir aufkreuzten, und die Enye zumindest halten von ihnen eine Menge mehr als von uns. Und dennoch behandeln wir sie wie Stammeshäuptlinge aus Indien oder Afrika im neunzehnten Jahrhundert und nennen sie Nigger. Weil wir sie zu kennen glauben, aber das tun wir nicht. Ich tue es nicht. Du tust es nicht.«

»Vielleicht kenne ich sie ein wenig besser als andere«, meinte Farber ruhig, doch mit einer Spur Verachtung.

»Vielleicht auch nicht. Sie haben nicht einmal den selben Zeitbegriff wie wir. Sind nicht so darauf bedacht, Zeit als eine lineare Sache zu betrachten. Verben in ihrer Sprache kennen keine Fälle, nur Aspekte oder Validitäten wie bei den Hopis. Man kann sagen ›erinnert essen‹ oder ›essen erwartet‹ aber nicht ›er aß‹ oder ›er wird essen‹. Zum Teufel, bei der Co-Op sollten sie keine Menschen unseres Schlages haben, die mit diesen Wesen Kontakt halten. Wir sind fehl am Platze für diesen Job, vollständig deplaziert. Sie hätten Asiaten schicken sollen, Indianer, Polynesier, Eskimos, selbst Buschmänner oder Uraustralier – jemanden, der zumindest eine Chance hätte, die Cian zu begreifen.«

»Du kennst die politische Situation zu Hause«, sagte Farber achselzuckend.

»Ja, das tue ich«, knurrte Ferri. Einen Moment lang schwieg er. Dann fuhr er fort: »Frauen haben in dieser Gesellschaft eine sehr merkwürdige Rolle. Du lebst mit einer, heiratest sie vielleicht! Willst du nicht mehr über sie erfahren? Willst du nicht eine faire Chance, die Motive deiner eigenen Frau besser zu verstehen? Ich verstehe sie jetzt nicht. Auch du nicht. Unverheiratete Frauen sind *Eigentum* ihres Vaters. Verheiratete sind zumindest anfangs Eigentum des Mannes. Kein Status, wenig Rechte. Das Bild einer patriarchalischen Gesellschaft. Aber so bleibt das nicht. Irgendwie wechseln einige Frauen den Status und dringen direkt bis zur Spitze vor. Sie werden fast verehrt. Wieso passiert das? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß eine Frau zeit ihres Lebens bis zu dreimal ihren Namen wechselt. Der Name deiner Frau lautet *Jé Genawen*, glaube ich mich zu erinnern. Stimmt's? Das bedeutet ungefähr: gehört *Genawen*, ihrem Vater. Wenn sie dich heiratet, wird sie *Jé Farber* heißen, ob du es glaubst oder nicht: ›gehört Farber‹. Wenn sie den Statussprung macht, wie auch immer das geschieht, wird ihr Name zu ›gehört zu ...‹, wie immer auch der Name ihrer ersten weiblichen Ahnen lautete. Was soll dieser Unsinn? Ich weiß es nicht, aber du könntest mir helfen, es herauszufinden.« Er legte die Hand mit eingeübter Ernsthaftigkeit auf Farbers Arm. »Joe, das ist das erste Mal, daß eine Cian mit einem Ter-

raner eine intime Beziehung aufnimmt. Innerhalb einer Dekade oder noch mehr Jahren. Deshalb ist es so wichtig. Vielleicht passiert es niemals wieder. Siehst du das nicht ein? Du bist in einer besseren Position, mehr über sie zu erfahren, als jeder einzelne dieser Mission. Du mußt mir einfach helfen!«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte Farber und stand auf, Ferris Protest beiseite fegend, um zu gehen.

Er hatte bereits den sechsten Schritt getan, wenn er es auch noch nicht gemerkt hatte.

\*

Am nächsten Morgen stand Farber sehr früh auf und zog, einem obskuren Instinkt folgend, seinen besten Anzug an. Liraun lag in dem großen Bett und beobachtete ihn. Ihre Augen folgten ihm bei seinen Gängen durch das Apartment. Sie erhob sich nicht, um ihm das Frühstück zu bereiten, wie sie es gewöhnlich tat, und er bat sie auch nicht darum. Sie sprach kein Wort. Ihre Miene war undurchdringlich. Farber war genauso schweigsam. Er zog sich so rasch wie möglich an, wenn er auch keineswegs in Eile war – er wollte einfach ihrem geduldigen, nachdenklichen Blick entfliehen. Ihre Augen drängten ihn keineswegs; daher konnte er sie nicht ertragen. Das fahle, rötliche Licht Feuerfraus schien durch die Jalousien, traf polarisierte Staubkörnchen in der Luft, warf Strahlen auf die gegenüberliegende Wand. In diesem gnadenlosen Licht wirkte das terranische Mobiliar schäbig und billig – Plastik, maschinengefertigt, was es in der Tat auch war. Alles war glatt, präzise, künstlich. Nur Liraun war echt. Ohne sich zu regen oder zu sprechen, blieb sie das lebendige, vibrierende Zentrum des Raumes. Die Wohnung war voll von ihrer Gegenwart, von ihrem warmen, moschusartigen Duft. Sie war der wichtige Faktor, verlieh dem Raum die Gültigkeit, die er besaß, ohne sie wäre alles wie eine Kulisse – flach und unreal. Er zog den Mantel über und ging rasch fort.

Draußen war es sehr kalt. Farber schritt schnell über die breiten Straßen der terranischen Enklave, die Hände in den Taschen; seine Schritte verursachten ein hohles Klickklack; der Atem gefror zu Wolkenfetzen. Sonst war niemand unterwegs. Feuerfrau tauchte aus den grauen Nebelschwaden hin und wieder auf, und Rauhreif glitzerte überall. Auf beiden Seiten erhoben sich terranische Gebäude, vorgefertigte Glas-und-Plastik-Schachteln, abstoßend deplaziert. Sie wurden von üppigen Hainen schwarzer Federbäume umgeben, der halbherzige Versuch eines Architekten, der nur den Kontrast verstärkte. Irgend etwas Verborgenes sang in das kalte Morgenschweigen hinein – es hörte sich an wie ein Vogel, war aber eine Eidechse. Einige der Laterne – wieder nur terranische Fremdkörper – brannten noch, wirkten gegen den grauen Himmel eitel und auf traurige Weise sinnlos. Er gelangte zu der hohen Mauer, die die Enklave umgab. *Was wollen sie damit draußenhalten?* dachte er. *Mit einer Mauer?* Er passierte den schlafenden Wächter in seiner Glaskabine und ging nach Aei hinein. Hier waren die Straßen anstatt mit Asphalt mit Porzellan gepflastert, und als er die horizontverschluckende terranische Skyline hinter sich ließ, thronte die Altstadt auf ihrem Obsidianfelsen über ihm, als hinge sie mitten in der Luft.

Zweimal blieb er stehen und wandte sich um. Einmal verfolgte er seinen Weg mit den Augen zurück, ungefähr eine halbe Meile zur Enklave, bis ihn Scham

und Unentschiedenheit abhielten, ihn wieder umwandeln und ihn auf sein ursprüngliches Ziel zustolpern ließen. Er konnte es nicht – er konnte nicht zurückgehen und ihr sagen, er habe Angst davor, daß die Heirat nicht klappen würde. Sie würde nicht weinen, ihm keine Vorwürfe machen – sie würde es mit geduldiger Verzweiflung akzeptieren, und *das* war es, was er nicht ertragen konnte, dem er nicht gegenübertreten wollte. Wenn er zurückging, könnte er niemandem mehr unter die Augen treten: Keane mit seiner wütenden Verachtung, Jacawen mit dem kalten Zorn, Kathy mit ihrem adretten, selbstzufriedenen Glauben, er würde unvermeidlich zu ihr zurückkehren. Keiner von ihnen glaubte, er würde das durchziehen, und wenn er es ihnen *nicht* bewies, wenn sie recht behalten sollten, wäre das der Todesstoß für die letzten Reste seines Stolzes. Es war die letzte dünne Membran zwischen ihm und einem gähnenden Abgrund von Nutzlosigkeit; er spürte diesen Abgrund ganz deutlich, die Tiefe des Falles, der ihn erwartete. Daher ging er weiter, verkrampft, mit grauem Gesicht, wie ein schlechter Automat.

Er nahm die Schnellbahn hinauf in die Altstadt. Dort, umgeben von den hohen Steinmauern und steilen Kopfsteinstraßen, traf ihn die Ungeheuerlichkeit seines Vorhabens doppelt stark. Er fand eine kleine Terrasse am Fuß einer gewundenen Gasse und blieb dort fast eine Stunde lang stehen und blickte über das fremde Land unter sich. Der Aome glitzerte wie eine silberschuppi-

ge Schlange bei seinen Windungen durch die Neustadt – er war noch nicht zugefroren, wenn es auch nicht mehr lange dauern würde. Er kickte einen Kiesel hinunter zum Fluß und war entsetzt, wie rasch der Stein verschwand. Verloren, verloren. *Du mußt wahnsinnig sein*, sagte er sich. *Du mußt wahnsinnig sein, wenn du so etwas vorhast. Das ist es nicht wert. Nichts gibt es, für das sich so etwas lohnen würde.* Er zitterte, und seine Kehle war wie ausgedörrt. Die Haut fühlte sich fiebrig an, als er sie berührte. Er begann unfreiwillig weiterzugehen. Nach einer Weile bemerkte er mit Entsetzen, daß er auf die Halle der Schneider zuging. *Ich werde nicht hineingehen, sagte er sich. Ich sehe es mir nur einmal an und gehe dann zurück.* Aber er ging hinein, ging wie im Traum. Trotz all seiner Skrupel, merkte er benommen, war er nur fünf Minuten zu spät.

Jacawen *sur* Abut erwartete ihn. Mit steinernem Gesicht führte er Farber durch die belebten, hallenden Flure in einen Raum, in dem unaufdringliche Maschinen und höfliche cianische Techniker warteten. Jacawen sagte kein Wort. Farbers Gegenwart besagte alles. Jacawen murmelte irgend etwas zu dem Cheftechniker, nickte Farber zu und ging.

Der Techniker lächelte Farber höflich an, entblößte gleichmäßige feuchte Zähne und verbeugte sich.

Dann schnallten sie Farber an, steckten ihn in die Maschinen, knipsten sein Bewußtsein aus und taten mit ihm, was sie mit ihm tun sollten.

Vier Stunden später schalteten sie Farber wieder ein. Er zwinkerte und setzte sich benommen auf. Er lag auf einem fahrbaren Bett. Die Sicht verschwamm ihm, und sein Kopf fühlte sich flusig an, als sei er mit Watte vollgestopft. Er hatte einen entsetzlichen Geschmack im Mund. Der Techniker, der an Farbers Seite stand, schenkte ihm das gleiche höfliche Lächeln, Zahn für Zahn, und reichte ihm ein Glas des brennenden einheimischen Schnapses. Er bekam einen Hustenanfall, doch sein Kopf wurde klarer. Der Techniker nahm Farber den Puls ab, blickte ihm in die Augen, drückte eine röhrenförmige Maschine gegen seinen Oberarm und las das Ergebnis auf einer Skala ab – und dann sagte er zu Farber, er könne gehen.

Irgendwie fand sich Farber wieder draußen und stolperte durch die Altstadt von Aei. Er sah immer wieder auf seine Hände, wandte sie herum und herum, hielt sie vor die Augen. Er preßte die Handflächen gegen die Wangen, fühlte die Wärme und Festigkeit seines Fleisches. Er kniff sich, grub die Fingernägel in die Haut. Alles fühlte sich genauso an, sah genauso aus, war es aber nicht mehr. Fremdheit schwamm in ihm, wartete in seinem Samen. Dumpf bäumte er sich gegen die schreckliche Erkenntnis auf, wieder und wieder. Vergeblich.

Er war kein Mensch mehr.

Josef Farber und Liraun Jé Genawen wurden am späten Nachmittag auf der Esplanade der Terrasse getraut, die Türme der Altstadt über sich und die weite Neustadt unter sich ausgebreitet. Die Zeremonie war kurz, einfach und für Farber unverständlich, da er den Dialekt nicht verstehen konnte. Der Wind fuhr über die Esplanade und schüttelte sie durch, und es war bitterkalt. Die dünne Stimme des cianischen Älteren, dem Sänger des *Twizan*, versank im Wind und erhob sich hartnäckig immer wieder. Er war gegen den Wind gewappnet wie ein bemooster alter Stein, fast zahnlos, weißhaarig, sehr alt. Seine hellen, alten Augen verrieten kein Anzeichen dafür, daß er diese Heirat unmöglich fand, wenn so etwas auch niemals zuvor in der Geschichte seiner Rasse passiert war. Von der Erde war niemand anwesend. Jacawen war da, stand still an einer Seite, sah kalt und ablehnend aus. Genawen *sur* Abut, Lirauns Vater, war ebenfalls da. Er war ein fetter, gutmütiger alter Mann mit riesigen schlaffen Brüsten und einem langen, verfilzten Bart. Er versuchte, sich an seinem Halbbruder zu orientieren und blickte ernst, vergaß es aber immer wieder und ließ ein breites, glückliches Grinsen auf sein Gesicht – er hatte gefürchtet, seine Tochter würde niemals heiraten und war froh, sie unter der Haube zu sehen, selbst mit einem Fremden. Verschiedene andere cianische Männer waren noch da, aber keine Frauen. Das kam Farber

sonderbar vor, aber er war immer noch zu benommen, um darüber nachzudenken. Er wandte alle Kraft auf, Liraun eine gute Vorstellung zu liefern. Liraun strahlte – es gab kein anderes Wort dafür. Einige Male dachte Farber, er sähe aus den Augenwinkeln einen Lichtblitz, und wandte sich um, um jedes Mal nur Lirauns Gesicht zu sehen. Ihr strahlendes Lächeln warf auf jeden, selbst auf den sauer dreinblickenden Jacawen, einen freundlichen Glanz. Als die Zeremonie fast zu Ende war, brach Feuerfrau durch die Wolken am Horizont, und die Welt öffnete sich. Man konnte nun bis zum Nordstrand sehen, Meile für Meile, den glitzernden Rücken der Alten See, die Dünen, die sauberen, schachbrettartigen Felder und Obsthaine von Shasine. Feuerfrau schickte Säulen rauchenden, bernsteinfarbigen Sonnenlichts auf die hügelige Landschaft unter ihnen. Liraun wandte sich ihm zu und legte ihre Hand in seine. Sie hieß nun Liraun Jé Farber.

\*

Die Hochzeitsnacht verbrachten sie in Farbers Apartment, die letzte Nacht, die sie dort verbringen würden. Er ging betrunken zu Bett und wachte schwitzend und nüchtern auf, in der vollen Erkenntnis, was er getan hatte. In Panik setzte er sich auf und begann, sich aus dem Bett zu schwingen. Die Berührung seiner heißen, schwitzenden Füße mit dem kalten Kachelboden war ekelerregend; er erstarrte mitten in der Bewegung, als sei sein Fleisch geronnen, und saß wie ein schlaffer, schwitzender, gekrümmter Sack übelgelaunt auf dem Bettrand. In Gedanken spielte er seine Situation durch. Zweifel nagten an ihm, ließen ihn nach einem Ausweg suchen. Es gab keinen. Es gab keine Alternative. Es war zu spät. Die Endgültigkeit war so kalt und übel in seinem Bauch wie der saure Wein vom Abend zuvor. Er legte sich wieder hin. Er döste fiebrig vor sich hin und wurde im Verlauf der Nacht wieder und wieder wach, lag still und blinzelte in die Dunkelheit, lauschte auf die leisen Geräusche seiner Wohnung. Es waren alles kalte, künstliche Geräusche, trockenes, steriles Ticken und Summen. Die Uhr, die Laterne draußen vor dem Fenster, die Temperaturkontrolle, der Luftfilter – alles tote Dinge. Sie waren so laut, daß sie alle Geräusche von draußen fernhielten. Jedes Mal, wenn er erwachte und lauschte, schienen sie lauter und deutlicher zu sein, bis er sich in einem kalten, mechanischen Uterus eines gleichgültigen, leblos-

sen Dings wählte, tot schon vor der Geburt, ein Steinfötus. Er rollte herum und versuchte, sich auf Lirauns Atem zu konzentrieren, hielt das warme Schnurren und Brummen gegen das überpräzise Flüstern der Mechaniken. Nach einer Weile schlief er doch noch kurz ein.

Wie erwartet meldete Raymond Keane sich am nächsten Morgen. Farber fühlte sich besser, klarer und ruhiger, wie ein Mann, der sich unwiderruflich entschieden hat. Nach der langen Zeitspanne von Zweifel und Unentschiedenheit war die Resignation fast eine Erleichterung. Ohne Angst beobachtete er, wie Keanes gerötetes Gesicht auf der Meldescheibe Gestalt annahm – er hatte es sich den ganzen gestrigen Tag schon genauso vorgestellt. Eigentlich war er fast belustigt. Keane sah so erregt und ernsthaft wütend aus. Farber hatte die Lautstärke fast ganz heruntergedreht, doch die Stimme des aufgeregten, puttengesichtigen Eiferers auf dem Hologramm kreischte unangenehm laut in seinen Ohren. Der Direktor war heute definitiv ungemütlich. Wieder legte Keane seine grundsätzliche Unfähigkeit an den Tag, dieses Mal, indem er Farber mit abgehackter Stimme Beleidigungen und Drohungen an den Kopf warf, voller persönlicher Aggression und Verurteilung, die ein guter Administrator sich niemals hätte anmerken lassen. Bei keiner Provokation. Seine Wut zeigte deutlich einen Mangel an Beherrschung und zerstörte das Bild teilweiser Omnipotenz, das Menschen in Keanes Position ei-

gentlich pflegen sollten. *Noch ein Dummkopf*, dachte Farber. *Ich frage mich, ob wir das alle sind*. Einen Augenblick lang hatte er die Vision der arroganten, überdrehten Erdenmenschen, wie sie den Cian erscheinen mußten. Es war kein schmeichelhafter Gedanke. Er war sich dessen bewußt, daß Liraun irgendwo hinter ihm stand, außer Sichtweite des Hologrammwürfels. Sie gab keinen Laut von sich.

Der Kern von Keanes Tirade war der Ausschluß aus der terranischen Enklave. Farber hatte es gewagt, jene Linie zu überqueren, die Keane gezogen hatte, und man würde ihn dafür bestrafen. Beides war nicht überraschend für Farber, wenn auch »bestrafen« ein zu hartes Wort schien. Farber hatte kein terranisches Gesetz gebrochen – nur Direktiven der Co-Operative. Keane besaß in bestimmten Situationen über die Terraner gesetzliche Gewalt, doch diese waren scharf umgrenzt. Er konnte Farber nicht wegen nichts anklagen. Er konnte ihn auch nicht von der Erde ausweisen; als terranischer Bürger hatte er das Recht auf einen Transfer zur Erde, falls notwendig, wenn es ihn auch ein paar Jahre dauern konnte, die nötigen Verbindungen zu schaffen. Auch konnte Keane Farber nicht sein kleines regelmäßiges Stipendium vorenthalten, das zu seiner Unterstützung diente. Das Gesetz – von den Sozialisten durchgesetzt – bestand darauf, um so die Drohung der Entlassung durch die Co-Operative und damit das möglicherweise fatale Zurücklassen eines Menschen in einer fremden

Gesellschaft als jene unberechenbare Waffe zu entschärfen, die sie sonst hätte sein können. Keane hatte aber die Macht, über die Anlagen der Co-Operative auf »Lisle« zu verfügen, und er konnte Farber jede Benutzung der Einrichtungen der Co-Op dort verbieten. Dies beinhaltete die Enklave und die meisten terranischen Einrichtungen auf dem Planeten, was Farber genug Sorge bereitete.

Im Endeffekt schnitt es ihn von sämtlichen Leuten seiner Rasse ab.

»... Verräter an unserer Rasse«, sagte Keane frömmelerisch und bigott, als ihm Farber schließlich sagte, er solle sich verpissen.

Ohne Zeremonie verließ er die Enklave.

Am Nachmittag zogen sie in die Altstadt.

Als Mitglied einer der Tausend Familien besaß Liraun das Privileg, in der Altstadt zu wohnen, und durch die Heirat ging es auch auf Farber über. Er hätte es vorgezogen, auf das Privileg zu verzichten und in der Neustadt zu leben, die er viel angenehmer fand, aber Liraun beharrte mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit auf dieser Entscheidung. Farber war emotional zu ausgepumpt und gab nach.

Sie bezogen das gleiche Haus, das Liraun verlassen hatte, als sie zu Farber gezogen war – unbewohnt und unbeanspruchte hatte es all die Wochen leer gestanden, die sie in der Enklave verbracht hatte, da in Aei gene-

rell keine Überbevölkerung bestand, und in der Altstadt erst recht nicht. Das Haus lag kurz hinter und über dem Kite-Hügel und ging auf eine breite Kopfsteinpflasterstraße hinaus, welche als die Row bekannt war. Es war in einem der vorherrschenden Baustile der Altstadt errichtet, hatte ein Schieferdach, war rechteckig aus schwarzen Felsen gebaut, unten schmal, und bestand aus drei großen Räumen, die übereinander lagen und durch Treppen und Leitern miteinander verbunden waren. Den obersten Raum nutzte man überwiegend als Lagerraum. Es war bereits möbliert, von daher bedeutete der Umzug nur das Herübertragen der persönlichen Gegenstände und ihrer Kleidung und das Einräumen, worauf sie noch Farbers Apartment säuberten. Innerhalb von zwei Stunden war alles erledigt.

Am Morgen kehrte Liraun zu ihrer alten Arbeitsstelle zurück: an der Drehbank einer Präzisionsmaschinenfabrik in der Werkzeugmachergasse in der Nähe des Hügel vom Kalten Turm in der Neustadt. Sie nahm die Arbeit wieder auf, als sei sie nie fort gewesen. Natürlich nahm keiner ihre Abwesenheit zur Kenntnis, und abgesehen von ein paar höflichen Begrüßungsworten, kommentierte niemand ihre Rückkehr.

Farber blieb allein im Haus zurück.

Er hatte das unangenehme Gefühl, alles passiere zu schnell.

Am Nachmittag wanderte er ziellos durch die Altstadt, erforschte die Nachbarschaft in immer weiter werdenden Kreisen. Auf dem Drachenhügel sah er passenderweise eine Gruppe cianischer Kinder, die riesige, formlose, schwarze und orangene Drachen steigen ließen, die seinem auf der Erde geschulten Auge wirklich wie Drachen erschienen, oder wie ein Tintenfisch, eine Schlange, eine Qualle oder ein Dutzend anderer Tiere. Abgesehen von den schrillen Kinderstimmen, einem gelegentlichen Klatschen von Planen bei den Drachen, wenn sich unverhoffte Luftströme in ihnen fingen, und dem fernen – fast unterschwelligem – beständigen Summen des Windes, das in der Altstadt nahezu unvermeidlich war, hörte er keinen Laut. Keinen Laut, und als er die Kinder hinter sich gelassen hatte, hörte und sah er keinen Menschen, niemanden. Keine Bewegung, kein Leben: nur schwarzen Felsen, die steilen, gewundenen Straßen, die verschlossenen Häuser, das Heulen des Windes – wie ein leeres Bühnenbild, eine Geisterstadt, verlassen und schrecklich.

Unten auf der Terrasse war es weniger gespenstisch, weniger schal und klaustrophobisch; hier unten gab es auch mehr Leute und ein willkommenes Gefühl von Weite, von offener Luft bis zum Horizont, zu dem sich die Neustadt tief unten ausdehnte. Er spazierte fast eine Meile über die Esplanade, und dann, an der Kreuzung zum Winterweg – eine Treppe, so steil, daß man sie wie eine Leiter hinaufsteigen mußte, die in den felsenerbor-

genen Bezirken der alten Innenstadt verschwand –, fand er etwas, das wie ein Museum wirkte. Jedenfalls stand die Tür offen – die einzige offene Tür, die er an diesem Nachmittag gesehen hatte –, und er sah kleinere Gruppen von Cian, die augenscheinlich frei hinein- und hinausgingen; das Gebäude, staubig und schlecht beleuchtet, war angefüllt mit Artefakten aller Arten, einige auf Tischen aufgetürmt, andere auf niedrigen Bänken, einige auf dem Boden gestapelt oder an den Wänden entlang, andere auf regalartigen Borden oder sogar auf Treppentufen, die von der Decke hingen. Es gab keine Wächter, keine Kartenverkäufer, keine Führungen, keine Ausstellungsvitrinen, keine erklärenden Tafeln oder Zeichen, keine Bezeichnungen an den Stücken – was das betraf, so schienen die Gegenstände nicht einmal nach irgendeinem organisatorischen oder ästhetischen Gesichtspunkt geordnet, sondern einfach aufgestellt zu sein, wie es sich gerade ergeben hatte. Offensichtlich konnte man so lange bleiben wie man wollte, ohne Behinderung hinein- und wieder hinausgehen; niemand schien verantwortlich zu sein, es gab keine Museumswächter oder Hausmeister, und Farber fragte sich, ob das Haus wohl die ganze Nacht über offenblieb, wenn es überhaupt jemals geschlossen wurde. Die Cian wanderten durch das Gebäude, nahmen die Dinge in die Hand und betrachteten sie eingehend, stellten sie vorsichtig zurück, gingen weiter, und Farber fragte sich, ob Schrein nicht eine angemessenere Bezeichnung war als Museum, wenn auch

keiner der Cian den ausgestellten Gegenständen gegenüber eine ehrfürchtige Haltung einzunehmen schien.

Museum oder Schrein, es waren wunderschöne Dinge darin: alte Werkzeuge, Glocken, Pflüge, Schlüssel, bemalte Leinwand, Münzen, bronzene Küchengeräte, die mit der Zeit grün angelaufen waren, prächtige Hornkämme, lange rostige Ketten, massive Obsidianskulpturen, kleine Porzellanfiguren, Nägel, hölzerne Wagenräder, Vasen, Zaumzeug mit gelblichen Edelsteinen besetzt, ausgebleichte Kleidungsstücke mit prachtvoller Goldbordüre, zerbrochene Töpfe, Musikinstrumente aller Arten, Forken, Pergamente mit alten Versen, alte Ziegelsteine und Teile von Pflastersteinen, Masken, geschnitzte Dämonen, verbogene Löffel, monströse Kopfmasken und Tausende anderer Objekte, die er nicht einmal ansatzweise identifizieren konnte. Es war ein Paradies für einen Archäologen, ein Gerümpelhaufen ohne Schmutz und Kehrlicht (wenn auch einiges wie Abfall aussah), und er fragte sich, ob Ferri es kannte – er hatte einen kleinen, lustigen Tagtraum über Ferri, wie er Gegenstände unter den Mantel schob und sie hinauszuschmuggeln versuchte, wie Alarmglocken ertönten, unsichtbare Wächter sich aus dem Nichts materialisierten und den kleinen Ethnologen mit Energiegewehren und Hellebarden bedrohten ...

In einem Hinterzimmer, das einzig von einem staubgoldenen Schimmer Nachmittagssonne durch ein schmales Fenster beleuchtet wurde, fand Farber eine

komplette Rüstung, in sonderbarer Kettentechnik gefertigt, die aufrecht gegen eine Wand lehnte. Sie hielt einen zweischneidigen Speer in der einen und eine stachelbewehrte Keule in der anderen; am Gürtel hing ein breites Schwert mit dreieckiger Klinge, zusammen mit einem Gegenstand, der wie ein überdimensionaler Nußknacker aussah; Stiefel, Handschuhe und die einteilige Ledertunika waren schwarz, der darüberliegende Kettenpanzer aus angestaubtem, angelaufenen Silber. Auf der Brust lag eine flache Metallplatte, wiederum schwarz, die in Silber mit Reihen von Kindergesichtern verziert war – ernsthaft und unheimlich melancholisch – und dazu mit einem lidlosen roten Auge. Der Helm war aus einem silbernen Metall, gekrönt von knochigem Gehörn, das sich noch einmal drei Fuß in die Höhe erstreckte. Das Visier des Helms war zurückgeschoben, und innen schimmerte Gebein – plötzlich merkte Farber, daß in der Rüstung ein Skelett steckte. Unter dem Visier blickten tote, leere Höhlen, in denen einmal Augen gesessen hatten, aus dem Schädel. Er fühlte, wie ihm das kurze Nackenhaar zu Berge stand und sein Mund trocken wurde. Es war unheimlich, diesen stolzen gerüsteten Geist zu betrachten und daran zu denken, welche Zeitalter von Kämpfen und Schlachten er repräsentierte, die sich endlos wie ein langer, blutiger Schatten bis zu diesen Tagen hinstreckten – eine unvorstellbare Zeitspanne, die er nur intuitiv erfassen konnte –, als die Cian kriegerische Barbaren gewesen waren, als die

Häuptlinge von Shasine und die Herren von Aei hier mit Feuer und Schwert ein Reich errichtet hatten und vielleicht ganze Rassen eines unbekanntes Volkes unter ihren Stiefeln knechteten ...

Nachdenklich verließ Farber das Museum durch einen Seiteneingang, der ebenfalls offenstand. Er fand sich am Rand der Esplanade, blieb einen Moment stehen und blickte über die Brüstung hinab auf die Neustadt. Dort lag die Enklave, deren hohe Glastürme in unmäßigem Glanz den Rest der Stadt überragten, und ihm kam eindringlich zu Bewußtsein, wie fremdartig sie aussahen, wie rätselhaft und riesig diese hohen Gebäude waren mit ihren leeren schwarzen Glasfenstern und den rasiermesserscharfen Ecken, wie kalt und arrogant sie wirkten, wie unergründlich und stolz diese Rasse von Riesen sein mußte, die sie errichtet hatte.

Das hier war nun seine Heimat, wurde Farber sich bewußt, diese kalte Steinstadt um ihn her, ein fremder Ort, unzugänglich und verboten.

Als er den Drachenhügel wieder hinaufging, in das felsige Innere der Altstadt stieg, spürte er die düstere Stille seiner neuen Heimat in sich eindringen wie eine Welle, und wieder schauderte ihn.

Farber war jeden Tag allein im Haus, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Allmählich ging es bergab mit ihm.

Sein Verfall geschah langsam und subtil, so wenig feststellbar, daß man nichts von einem Tag auf den anderen merken konnte. Gewiß war er sich dessen nicht bewußt und er hätte es abgestritten, wenn man ihn darauf hingewiesen hätte. Dennoch wurde er jeden Tag lethargischer, tat weniger. Jeden Tag – ganz allmählich – wurden seine Gedanken etwas dumpfer.

Wenn er ein anderer Mensch gewesen wäre – vielleicht Ferri, trotz dessen Fehler –, oder älter und schon gereifter, wäre es vielleicht nicht passiert. Ein anderer Mensch hätte vielleicht versucht, seine neue Umgebung in den Griff zu bekommen, sie genau zu analysieren, oder er hätte sich ihr angepaßt; ein anderer Mensch wäre vielleicht hinausgegangen und hätte sich etwas zu tun gesucht, eine Möglichkeit, sich zu beschäftigen, hätte vielleicht eine neue Leidenschaft entdeckt, neue Interessen, neue Betätigungsfelder, neue Ziele, neue Aufgaben. Aber Farber war wie er war. Er war er selbst, und so geschah es. Es ging bergab mit ihm. Er war kein dummer Mensch oder ein unsensibler, doch seine Gedanken und Methoden waren auf die starre, spezialisierte Weise seiner Zeit herangebildet, die Spontaneität ausschloß, und er konnte nicht mit einer Situation fertig werden, auf die keine der alten, erlernten Antworten mehr paßte. Außerdem hatte er gewaltige emotionale Schwierigkeiten – hatte er doch gerade eine Reihe langer, aufreibender und durchgreifender Schocks durchgestanden, von denen seine ganze Identität zu Staub zermahlen worden war.

Er war er selbst, und es ging ihm schlecht. Es gab nichts zu tun. Es hatte keinen Sinn, eine Arbeitsstelle zu suchen – Lirauns Einkommen zusammen mit seinem Co-Op-Stipendium reichten für sie beide mehr als aus. Er wanderte in düsterer Bekümmertheit durch die Stadt, bis er es satt war, Altstadt und Neustadt, hinauf und hinab, nach Osten und Westen. Also blieb er daheim, blieb immer öfter in seinen vier Wänden. Blieb eine Woche lang zu Hause und merkte es erst, als er rückblickend die Tage nachzählte. Er zuckte die Achseln und lächelte und verdrängte es.

Es ging bergab.

Nach einem derart verbrachten Monat raffte er sich auf und strengte sich an, aus seinem langweiligen, gleichförmigen Purgatorium auszubrechen. Er wollte malen. Seine Sensi-Ausrüstung stand ihm nicht mehr zur Verfügung, aber früher hatten Künstler auch mit ihren eigenen Händen gearbeitet, und das würde er auch können. So entwickelte er dann eine Zeitlang eine großartige, erzwungene Aktivität und künstlerische Energie, ging hinab in die Neustadt – das erste Mal seit wann? –, kontaktierte Ferri, ließ sich von ihm Leinwand, eine Staffelei und Farben und Pinsel bei der Co-Op besorgen, wo man sie für jene zahlreichen Hobbymaler der Enklave bereithielt, über die Farber noch vor ein paar Wochen gespottet hatte.

Er bekam seine herausgeschmuggelten Sachen und verbrachte die folgenden drei Tage damit, zu malen. Er

versagte. In der Schule hatte er ein wenig Zeichenunterricht gehabt, aber es half nichts, und nachdem er mit einer Maschine gearbeitet hatte, die seine Gedanken direkt in Bilder transformierte, seine Phantasien in Filme, besaß er nicht mehr die Geduld, Tausende von Stunden damit zu verbringen, Hand und Pinsel und Auge zu koordinieren. Es war ein verzweifertes Scheitern. Sein Mißerfolg war vernichtend. Seine Farben waren entweder ekelhaft oder aufdringlich oder banal. Die Proportionen stimmten alle nicht. Seine Menschen sahen wie Frösche aus, die Bäume wie zerrupfte Staubwedel, die Berge wie große, schleimige Massen zerbrochener Eierschalen. Er keuchte vor Wut, zerbrach die Staffelei, zerriß die Leinwand und verbrannte alles.

In jener Nacht wachte er schreiend aus Träumen auf, an die er sich nicht mehr erinnern konnte.

Er glitt weiter bergab.

Das Furchtbare und die Isolation seiner Lage begannen mit ungeheurer Macht auf ihn einzustürmen. Seit dem ersten Augenblick auf diesem Planeten hatten Ängste an ihm genagt, doch nun, wo er von den anderen Menschen abgeschnitten und seine Karriere zum Teufel war, drangen diese Ängste direkt und mächtig auf ihn ein, und Lirauns Freundschaft und Liebe reichten nicht mehr, ihn zu schützen. Sie war seine Stütze gewesen, doch nun war selbst sie unter ihm fortgebrochen.

Eine Woche lang wachte er jede Nacht schreiend auf und wußte nicht, warum.

Dann – und das war noch schlimmer, es war das nackte Grauen – begann er, sich an seine Träume zu erinnern.

Er träumte oft vom *Alàntene*, lange, verzögerte Alpträume voller greller, kreischender, leiser Töne und toter, bedrückender, fast nicht wahrnehmbarer Zombiebilder, voller schrecklicher, schmieriger Darstellungen von ihm selbst und Liraun, unerträglich, weil der *Alàntene* das Zentrum der Zeit war und dort alles ewig so sein würde, wie es einmal gewesen war.

Er träumte von Treuchlingen, von den Bauernhöfen, dem Geruch frischgemähten Grases, den Bergen, der staubigen weißen Stadt, die in der Sonne schlief, den rotziegeligen Dächern, den hohen Kirchtürmen, den Leuten auf dem Marktplatz, den Kreidefelsen, der Donau, die sich bei Kelheim durch diese Felsen ergoß – und dann veränderte sich der Traum! Erdbeben! Der Boden rauchte und sank, als sei er von einem riesigen gespaltenen Huf getroffen worden: Die Erde öffnete sich, warf sich hoch, mahlte, die ordentlichen Ziegeldächer wurden zu Stäubchen zermalmt, gingen in Flammen auf – Krieg! Nur Minuten von der Grenze entfernt blitzten die schimmernden Silbernadeln auf, hinterließen nichts als Asche und Geister und geschmolzene Quarzteiche, geschmolzene Aschegeister, Quarzitknochen – Nova! Der Ausbruch grellen Lichts raffte die Luft hinweg, ließ

die Meere aufbrodeln, buk das Land zu Schlacke – ein Meteor pulverisierte den Globus, die sich neigende Achse peitschte die Welt hinweg, der Mond fiel herab wie eine schwangere Porzellankuh, die Meere ergossen sich über das Land, die Eiszeit ließ den Planeten ruhig und still werden, Pilze überzogen die Erde mit einem rostbraunen Leichentuch – und das alles Nacht für Nacht. Selbst im Schlaf sagte sich sein Verstand, daß keines dieser Dinge passieren könnte, doch sein Bauch sagte ihm: Wer weiß, was mit einer Erde geschieht, die zwischen den Sternen verlorengegangen ist? Und es war der Bauch, der die Träume regierte. Er hatte eine unvernünftige, solipsistische Vorliebe, die ihn fühlen ließ, die Erde könne ohne ihn nicht weiterexistieren; nun, da er gegangen war, wäre sein Schutz nicht mehr vorhanden, und alle Katastrophen, die er durch persönliche Willenskraft von der Erde ferngehalten hatte, würden nun alle auf einmal passieren. In seinen Träumen taten sie es. Und er erwachte von seinen eigenen Schreien.

Er träumte auch, er sei wach und wollte aufstehen und zum Fuß einer Treppe gehen, die nach oben führte, und der Spiegel an der Wand dort spiegelte ihn wider – verzerrt, verdreht, schleimig, picklig, narbig, mit Hörnern, Klauen und Dämonenaugen – ein Monster.

Er träumte, Liraun gebar einen Wurm, der winselte.

Er begann zu trinken.

Farber hatte nie etwas gegen einen gelegentlichen Drink gehabt, aber nun begann er richtig zu trinken –

zunächst nur in begrenztem Umfang, dann mehr und mehr. Es half. Bestimmt, es half. Es tötete die Nerven genügend ab, betäubte das Gehirn, und er machte sich keine Sorgen mehr um schlechte Träume. Er machte sich um überhaupt nichts mehr Sorgen. Er trank weiter. Er begann sich auf dem schwarzen Markt der Enklave Pillen zu besorgen, rationalisierte jeden Schritt auf bewundernswerte Weise, und von da ab begleiteten seine Drinks Tranquilizer oder umgekehrt. Er experimentierte mit einheimischen Getränken. Mit Weinen und Schnäpsen aus fremdartigen Substanzen. Er fand eine seifige einheimische Wurzel, die irgendwie wie ein Yam aussah, und die, in Wein aufgelöst, sogar noch besser als die Pillen wirkte. Es war auch billiger so.

Er war nun die meiste Zeit betrunken.

Er begann auch, dick zu werden.

Dank seiner eisernen Konstitution war er immer noch erstaunlich gesund, wenn man in Betracht zog, was er seinem Körper jeden Tag antat. Aber seine Hände, bemerkte er, begannen ein feines Zittern nicht mehr zu verlieren.

Wie lange noch, ehe er sich selbst über die Schwelle schob, hinter der er sich nicht mehr erholen würde?

Noch ein bißchen Wein.

Zumindest war er ein höflicher Trinker, fand er. Wenn er auch mürrisch wurde, sobald er betrunken war, zeigte er sich doch niemals heftig oder unhöflich gegenüber Liraun. Er schlug sie niemals oder machte ihr Vor-

würfe. Er gestattete es sich nicht, sie gemein zu behandeln, hielt sich heftig zurück, wenn er spürte, daß sich Aggressivität in ihm aufbaute. Das zumindest konnte er. Sie gehörte ihm. Sie hatten etwas Besseres verdient, wenn sie von der Arbeit, die sie am Leben hielt, nach Hause kam, als von einem betrunkenen Dummkopf herumkommandiert zu werden. Das durfte nicht passieren, sagte er sich, und fühlte sich dabei, als riefe er in einen tiefen, trockenen Brunnen hinein. Liraun schien immer noch recht glücklich zu sein, wenn sie auch von ihm enttäuscht sein mußte – sie behandelte ihn immer noch so wie zuvor, tröstete ihn, wenn er schreiend aufwachte, kochte für ihn, ignorierte seinen empfindlichen Zustand. Sie wurde mit ihm fertig, die arme Frau, sagte er sich selber. Arme Frau!

Noch ein bißchen Wein.

Irgendwo tauchte in seinem Kopf der erste schüchterne, tückische Gedanke an Selbstmord auf.

Ein paar Tage später wurde Liraun plötzlich in sich gekehrt, nervös und ziemlich knurrig. Farber fragte sich, ob sie seiner schließlich doch überdrüssig geworden war und trank drei Tage lang deutlich weniger, in einem halb heimlichen, halb ehrlichen Versuch, ihr zu gefallen. Aber das war vergebliche Mühe, denn es war nicht sein Trinken, das sie quälte.

Am frühen Abend des dritten Tages von Farbers Halbabstinenz sagte sie ihm, was sie wirklich beschäf-

tigte. Es war der Beginn des *Weinunid*, erklärte sie, eine jener Perioden alle vier Jahre, in der es einer Frau nach dem Brauch gestattet war zu empfangen. Wenn Farber es wünschte, daß bei der nächsten Welle ein Kind geboren würde, müßte er sie in den nächsten vier Tagen schwängern. Andernfalls müßte er weitere vier Jahre bis zum Beginn der nächsten Welle warten, bei der sie auf jeden Fall empfangen müßte – vier Jahre waren der äußerste Zeitraum, in dem es einem Paar gestattet war, kinderlos zu bleiben. Die meisten Paare warteten diese vier Jahre ab, ehe sie Kinder zeugten. Aber nach dem Brauch lag diese Entscheidung bei Farber – er brauchte sie nur zu schwängern, wenn er es wünschte.

All dies wurde mit zögernder, verhaltener Stimme erklärt, als würden die Worte gegen ihren Willen an einem Faden aus ihr herausgezogen. Das Tabu, persönliche Dinge zu diskutieren – selbst mit einem Ehemann (oder war das so, weil er Terraner war?) –, war stark. Die meiste Zeit wurde ihm begegnet, indem man derartige Dinge umschreibend und symbolisch andeutete. Wenn offene Worte notwendig wurden, wie jetzt, dann war der Streß so groß, daß er aus einer normalerweise gesprächigen Frau einen Stotterer machte.

Aber irgend etwas anderes lief ebenfalls falsch. Er betrachtete sie eingehend. Sie war immer noch nervös und verspannt. Sie stand steif mit überkreuzten Füßen da. Ihre Augen waren zu Schlitzeln zusammengezogen, die Muskeln im Kinn angespannt. Ein paar Schweißperlen

formten sich auf ihrer Stirn. Sie versuchte, weiter unbeholfen über *Weinunid* zu reden.

*Das ist es also, dachte er. Sie will ein Kind, und sie weiß, wenn ich mich nicht dafür entscheide, wird sie vier Jahre warten müssen. Und natürlich ist es gegen die Sitte, wenn sie meine Entscheidung zu beeinflussen versucht. Das ist der Grund für diese angespannte, abwartende Stille. Sie will ein Kind.*

Er starrte sie an und wartete ab, bis er sich an diese Vorstellung gewöhnt hatte.

Schließlich war seine erste Reaktion: Nun, warum nicht? Sie brauchte etwas für sich selbst. Gott wußte, sie hatte wenig genug von ihm in dieser Zeit. Wenn sie es wirklich wollte, warum sollte sie es nicht haben? Das schuldete er ihr, vielleicht auch noch mehr, weil sie mit einem so traurigen Narren wie ihm zurechtkommen mußte. Außerdem ... vielleicht würde es die Dinge ins Lot bringen. Nicht nur für sie, sondern für alle. Auch für ihn. Nun, wenn es ihm besser ginge, hätten sie eine Familie, und wenn es ihm schlechter ginge, hätte sie wenigstens das Baby zum Trost.

»Hättest du gerne ein Kind, Liraun?« fragte er mit zurückhaltender Stimme.

Ihr Gesicht wurde leer.

»Mein Mann«, sagte sie nach einer beträchtlichen Pause, »erinnerst du dich bei dem *Alàntene* an eine Gruppe von Älteren am anderen Ende des Strand, *Twizan*, die anstatt zu singen oder zu tanzen sprachen?«

»Ja.«

»Diese *Twizan* führten die Geschichte von der Ers-gen-Frau auf. Und das ist, in anderen Worten, die Geschichte.« Sie nahm eine deklamatorische Pose ein und begann mit leicht veränderter Stimme: »In den Ersten Tagen, ehe die Welt ganz erstanden war und ehe die Harmonie sich entwickelt hatte, gab es kein Leben auf dem Land. Alle Wesen, die da lebten, weilten in der Alten See. Unter ihnen waren die Ahnen, denn zu diesem Zeitpunkt weilten die Ahnen noch im Bauch des Meeres. Nun stiegen die Ahnen auf und ab im Leib des Meeres, und sie gingen hinaus und hinein, und in ihrem Stolz nannten sie sich die Herren von Allen Dingen, denn sie waren noch unwissend und dachten, der Leib sei schon die Welt. Und sie nannten den Leib die Gegenwärtige Welt und sich selber ihre Herren. Das war eine Beleidigung gegenüber der Ungeborenen Harmonie. Daher schickte der Erste Obere, als er es merkte, den Ahnen aus dem Raum eine Strafe. Es schlug sie nieder, und der Schlag war so: Der Leib-Ozean wurde versengt und verschrumpelt, und die Ahnen wurden alle getötet, außer zweien. Die Knochen der Ahnen versenkte man an dem Ort der Strafe in der Alten See, doch die beiden Übriggebliebenen wurden nackt auf das Land geworfen, weil der Leib sie nicht mehr halten wollte. Das waren der Erste Mann und die Erste Frau. Sie standen in der kahlen Wüste, und nichts regte sich in der Welt, weil das Land kein Leben hervorbringen konnte,

wenn auch die Zeit schon begonnen hatte. Als die Erste Frau dies sah, wußte sie, was sie tun mußte, und sie sagte: »Ich werde mich selber geben und der Erde durch mein Blut Leben schenken.« Und dann nahm der Erste Mann das Blut der Ersten Frau und machte daraus die klaren Flüsse, die über die Erde rinnen, und die Seen im Inland. Und er nahm die Fäkalien der Ersten Frau und machte daraus Fruchtbare Erde, die das Land bedeckt und das Haus des Lebens ist, und aus dem Haar der Ersten Frau machte er alle Pflanzen und Bäume, die auf der Welt sind und in der Fruchtbaren Erde wurzeln. Dann zerbrach der Erste Mann den Körper der Ersten Frau, und sie schrie vor Schmerzen, aber er formte ihre Körperteile wie Ton, und aus ihnen machte er alle Tiere, die es auf der Welt gibt, und alle Menschen, die auf der Fruchtbaren Erde weilen. Aber der Schrei des Schmerzes der Ersten Frau entkam, und ihre vier Seufzer wurden zu den vier Winden, die auf immer über die Welt wandern, auf der Suche nach dem Nachlassen des Schmerzes, der nicht mehr darin liegt. Und so ist es immer die Pflicht der Abkömmlinge der Ersten Frau gewesen, der Welt ihren Körper zur Verfügung zu stellen und unter Schmerzen Leben zu gebären.«

Liraun verstummte.

Das war es also.

Farber lachte fast.

Er hatte wieder ihren »umschreibenden, symbolischen« Kreislauf angeregt, und sie war voll darauf abge-

fahren. Er hatte nur wenig aus ihrer Rede entnommen, außer der Tatsache, daß es ihre Pflicht gegenüber Gott war, Kinder zu gebären. Er nahm an, ihre Antwort auf seine Frage laute »ja«.

Liraun beobachtete ihn eindringlich.

»Meine Frau«, sagte er mit großem Ernst und erwiderte ihren Blick. »Ich habe beschlossen, daß dies der Zeitpunkt ist, da du empfangst und Kinder bekommst.«

Ihre Augen wurden undurchdringlich.

»Ich höre dich, mein Mann«, sagte sie mechanisch. Dann folgte eine beträchtliche Pause, lange genug, daß er sich fragte, ob sie ohnmächtig geworden oder mit leeren Augen im Stehen eingeschlafen sei. Schließlich sagte sie mit einer Stimme, die wie ein Flüstern begann und wie aus weiter Ferne kam und nur langsam hörbar wurde, einer gepreßten Stimme, die vor Aufregung zitterte, brüchig, um in zwei zu zerbrechen, eine benommene Stimme wie die einer Gefolterten, die langsam gesteht, als würde jedes Wort aus ihr herausgerissen: »Mein Mann ... oh, mein Mann. Ich habe Angst!«

Farber nahm sie in die Arme und hielt sie so lange, bis ihr Körper die Spannung verloren hatte und ein wenig unter seinem Griff nachgab. Dann sagte er: »Du brauchst keine Angst zu haben.« Und, sehr sanft: »Du bist eine Frau. Das wäre ohnehin auf dich zugekommen, wie lange du auch immer gewartet hättest. Du solltest keine Angst haben.«

»Ich höre dich«, antwortete Liraun rituell. Sie löste sich von ihm. »Laß mich nun eine kleine Weile allein«, sagte sie dann erschöpft. Langsam ging sie in einen anderen Teil des Hauses.

Er sah sie nicht mehr für den Rest des Abends.

Beim Zubettgehen schien Liraun ihre Haltung zum Teil zurückgefunden zu haben.

Sie tapste aus dem oberen Zimmer, schenkte ihm einen halb klagenden, halb herausfordernden Blick, als er sich an dem Becken wusch, zog sich wortlos das Gewand über den Kopf in einer geschmeidigen Bewegung und legte sich nackt auf das Bett vor ihn, lud ihn mit den Augen, den Lippen, den geöffneten Knien ein. Sie zitterte sogar, als er sie berührte, und als er sich über ihr niederließ, und sich über den ganzen Körper Haut an Haut legte, durchfuhr sie ein leichtes Muskelzucken, als klickten Magnete aneinander.

In dieser Nacht war ihr Liebesakt heftiger als jemals zuvor, ein verzweifelter Kampf ohne Behutsamkeit oder Zärtlichkeit – eher eine Sache lauter Schreie, aneinanderschlagender Körper und harter, verletzender Hände. Sie schien ihn auseinanderreißen zu wollen, und es bedurfte all seiner beträchtlichen Kraft, sie davon abzuhalten. Er hatte Verletzungen und blutete am Morgen aus einem Dutzend kleiner Wunden, und seine Flanken und Schenkel waren wund von ihren Knien und Fersen. Sie trug seine Fingerspuren länger als eine Woche auf

dem Körper. Einmal tat sie etwas, was sie nie zuvor getan hatte – sie biß ihn in ihrer Leidenschaft heftig in die Schulter und saugte das Blut. Im nächsten Augenblick hatte sie sich über ihn gerollt und ritt wie ein Dämon auf ihm, wie eine Wahnsinnige, hatte den Kopf zurückgeworfen, und alle Muskeln bis zum Kinn angespannt.

Als er kam, spürte er, wie tief in ihr sein Samen ausströmte.

Danach versicherte sie ihm, daß sie empfangen habe.

\*

Am Ende des Monats ging Liraun zur Halle der Schneider wegen der Tests. Es handelte sich um weitaus mehr als einen einfachen Schwangerschaftstest, und Farber verstand nur wenig davon. Die Tests hingen mit einer Menge Rituale und Symbolen zusammen, die Liraun nur zögernd erklären wollte. Sie hatte in den vergangenen drei Tagen gefastet und totale Abstinenz praktiziert und allein auf einer schmalen Pritsche neben dem Feuer geschlafen. Wenn sie ihm auch weiterhin das Essen kochte und das Apartment saubermachte, so weigerte sie sich doch, sich von ihm berühren zu lassen, sich ihm zu nähern und redete fast gar nicht. Farber verfolgte sie, bis er sich davon überzeugt hatte, daß ihre dumpfe Verslossenheit nicht aufgebrochen werden konnte, und dann nahm er die Situation mit soviel Haltung auf, wie er aufbringen konnte. Die Abende verbrachte er damit, seine Korrespondenz aufzuarbeiten, schrieb Brief um Brief, die er wahrscheinlich niemals abschicken würde. *Hier ist alles anders*, schrieb er, um dann innezuhalten, manchmal stundenlang, auf das Papier starrend, mesmerisiert durch die Homogenität des Banalen und des Unerklärlichen seiner fremden Umgebung.

Auf der anderen Seite des Zimmers fegte seine Frau warme Asche von der Feuerstelle, fügte pulverisierte Knochen, Holzkohlenstaub und ein paar Tropfen einer unbekanntes dicklichen Flüssigkeit aus einer Phio-

le hinzu, mischte die Mixtur zu einer dunklen, fettigen Paste. Jede Nacht bemalte sie sich nun mit dieser Substanz – verwandelte ihr Gesicht in eine tragische Aschemaske, rieb die Paste auf ihren Kopf, bis das Haar staubgrau wurde, malte sich dunkle Hungerschatten unter die Augen. Dann sah sie aus wie ein schmutziger, verzweifelter Geist, und ehe sie sich schlafen legte, sang sie ein kleines geisterhaftes Lied mit zitternder, schriller Stimme, in dem Farber keine Note vertraut klang. Beim Erwachen wischte sie sich das Gesicht sauber und begann mit anderen Substanzen. Dieses Mal wurde ihr Gesicht zu einer schreckerregenden – fast insektenhaften – Maske mit Streifen in dumpfem Grün und Blau und Schwarz, mit kleinen Tupfern gedämpften Rots. Stolze Resignation, gerechte Wut, religiöse Ekstase, sexueller Wahnsinn – Farber wußte nie, was davon, wenn überhaupt, die Maske jeweils repräsentieren sollte. Sie malte sich auch konzentrische Kreise um die Brustwarzen, kabbalistische Windungen über den flachen Bauch, stilisierte Pfeile, die von den Lenden auf ihr Schamhaar zielten. Ihre Eckzähne schimmerten gegen die matte, glänzende Gesichtsfarbe, wirkten plötzlich länger, wurden plötzlich – Schock! – zu Fangzähnen. Sie blieb den ganzen Tag über nackt, war nicht sie selbst, schenkte Farbers periodischen Attacken von Geilheit keinerlei Aufmerksamkeit.

Sie hatte sich seit Tagen nicht gewaschen und begann, einen fauligen, süßlichen Geruch zu entwickeln, der aber nicht unangenehm war.

Auch war es nicht unangenehm, in der grimmigen Kälte aufzuwachen, wie es Farber am Morgen der Tests tat: Eine Kälte, die er mehr durch die Schlaffelle hindurch ahnte, als sie richtig zu spüren, und die ihm eine schauernde, fast angenehme Vorahnung von der Unannehmlichkeit vermittelte, wenn er wirklich aufstehen würde. Er döste noch eine Weile und genoß die Wärme, die ihn einhüllte. Dann hob er den Kopf über die Felle. Die Kälte stieß gläserne Pfeile in seine Wangen und brachte ihn schockartig zum Wachwerden.

Liraun bewegte sich lautlos durch den Raum. Sie hatte das breite niedrige Fenster in der Ostwand geöffnet. Das erklärte die Kälte. Durch das Fenster sah er einen Hügel niedriger Dächer treppenartig ansteigen und den frischen Schnee fallen, der sich langsam auf die Dächer niedersenkte. Man sah keinen Himmel, nur Schnee, der Flocke für Flocke mit nachdenklicher, nicht aufhaltbarer Anmut niedertaumelte und die Luft erfüllte. Still, flusig, sanft, wie langsam fallende Raupen. Es löschte die Geräusche aus und dämpfte den harten Schein von Feuerfrau zu einem gleichmäßigen, richtungslosen Unterseelicht. Manchmal trieb Schnee durch das Fenster, wirbelte über den polierten Silberholzboden, kreiste wieder durch die Luft, verschwand. Einige der Flocken trafen Liraun, blieben kleben, schmolzen, hinterließen auf ihrer Haut glänzende nasse Flecken. Sie ignorierte sie. Nackt ging sie auf das Steinbecken zu, brach die Eisdecke darin auf und begann sich zu waschen. Ihre

Bewegungen waren langsam und bewußt, und sie schien die Kälte nicht als unangenehm zu empfinden. Ihr Gesicht – zum ersten Mal sah Farber es seit Tagen ohne Farbe – war ernst und nachdenklich. Das Wasser begann schon wieder zu frieren, und auf ihrem Haar lag ein Eisschimmer.

Farber döste, eingehüllt in seinen warmen Kokon und öffnete die Augen, um Liraun das Haus verlassen zu sehen. Sie hatte ihr wildes Tagesgesicht aufgesetzt, wenn es auch diesmal Streifen von Orange und gelbe Flecken anstelle der grünen, blauen und schwarzen Streifen trug. Er fragte sich schläfrig, was die helleren Farben wohl symbolisierten. Hoffnung? Eine traurige Hoffnung. Eine heftige, grausame Hoffnung, in Verzweiflung gebettet. Lirauns gemalte Maske schien für einen solchen flaumigen Morgen zu grob und hart. Er rief sie zu sich, schläfrig, aber sie kam nicht. Sie schien nun ein vollständig isoliertes Wesen zu sein; mit sich selbst zufrieden, unerreichbar, glitt sie durch die Außenwelt, ohne sie zu berühren oder berührt zu werden. Öl auf Wasser, dachte Farber. Vermischt sich nicht. Er rief sie nicht noch einmal. In diesem Augenblick stand sie über ihm – oder hinter ihm, egal. Er fragte sich, ob er irgend etwas tun könnte, damit sie auf ihn reagierte, wenn sie sich seiner Gegenwart überhaupt bewußt war. Er glaubte es nicht. Das machte ihn sehr traurig, wenn auch die Schläfrigkeit den Schmerz zu einer scharfen, treibenden Sehnsucht machte. Sie wickelte sich in einen grauen Umhang

und ging, ohne sich nach ihm umzusehen, in den Sturm hinaus. Fest schloß sich die Tür hinter ihr. Er blieb allein in einem Raum zurück, der mit gedämpftem weißen Licht angefüllt war wie ein Bergsee mit klarem, eisigen Wasser, und er sank langsam in das Licht und durch das flüsternde Zischen und Gemurmel des Schnees, bis er auf den Grund des Sees stieß und einschlief.

Er erwachte in einer Stille, die aus vielen natürlichen Geräuschen bestand, die zu weit entfernt waren, um vernommen zu werden. Gelegentlich wurde eines der Geräusche – das Schlagen einer Tür unten am Berg, Schritte, Stimmen – für einen Moment deutlich: ein Geräusch aus den vielen Stillen, die sie vernehmbar machten. Sonnenlicht glänzte auf Wand und Decke und blendete seine Augen. Farber stand auf und lief über den kalten Boden zum Fenster, wobei er eines der Schlawelle umklammerte. Der Sturm war vorüber. Der Himmel strahlte in seinem normalen intensiven Blauschwarz, gegen das sich die Dächer und Türme der Altstadt scharf abhoben. Auf jeder ebenen Oberfläche lag eine dicke Pulverschneedecke, auf Zweigen, Fenstersimsen und Dächern. Rauhreif glitzerte auf allem und funkelte wie kristallene Feuerfliegen durch die Luft. Es war unglaublich kalt. Farber schloß das Fenster und zwängte sich fluchend und schnatternd in die Kleider. Verdammt, war das kalt! Als er ein Feuer im Kamin angezündet hatte, zitterte er, und seine Finger waren taub. Wie hielt

Liraun das aus? Nicht zum ersten Mal kam ihm der unangenehme Verdacht, sie sei viel härter als er. Der nußartige, an Laub erinnernde Geruch des Rauches erfüllte den Raum, gefolgt von einer zögernden, sich langsam ausdehnenden Wärme. Farber begann aufzutauen. Er stand eine Weile beim Feuer und bog die Finger, kehrte dann zum Fenster zurück. Das Glas war mit Eisblumen überzogen. Er machte mit der warmen Hand ein Loch in die Eisschicht und spähte hinaus. Nichts regte sich in der Altstadt. Der Schnee in den Straßen war immer noch glatt und unbetreten. Die Fenster waren verschlossen oder durch den Frost undurchsichtig. Die schwarzen Steinwände der alten Häuser waren eisüberkrustet. Die Welt war eine scharfe Komposition von Schwarz und Weiß: Eis, schwarzer Felsen, weiße, schneebemützte Dächer, schwarzer Himmel – eine überentwickelte monochrome Fotografie, eine verzerrte Masse von Lichtern und Schatten. Es gab keine Farben, kein Chiaroscuro, keine Grauschatten. Die Kalten Wesen herrschten nun vollständig. Dies war ihre Welt und ihre Jahreszeit, regiert vom Haus von Dûn: harsch, eisig, still.

Farber schauderte ein wenig und wandte sich vom Fenster ab.

Er verbrachte den Morgen mit Nichtstun. Das war nicht ungewöhnlich – an den meisten Tagen tat er nichts. Er hatte sich fast daran gewöhnt. Aber die fast übernatürliche Stille und Spannung des Morgens ließen ihn wegen seiner Lethargie fast Scham empfinden.

Zum ersten Mal seit Wochen begann er seine Schlam-  
pigkeit abscheulich zu finden. *Wie willst du so irgend-  
wem nützen*, fragte er sich bitter. *Was für ein Leben ist  
das?* Aber die gewohnheitsmäßige Faulheit war schwer  
zu durchbrechen. Er saß neben dem Fenster und brü-  
tete vor sich hin, wie ein Mann, der einen schlech-  
ten Traum nicht vollständig abschütteln kann, fühl-  
te sich schal, dumpf und nutzlos und lauschte auf  
die Stille. Manchmal knarrte einer der Silberbäume  
draußen in der Kälte, ein scharfes *Knack* wie ein Pi-  
stolenschuß, oder es gab ein dumpfes, aufschlagendes  
Geräusch, wenn einer der Zweige nachgab und eine  
Ladung Schnee auf die Straße warf. Einmal huschte  
ein Schwarm glänzend geschuppter fliegender Eidech-  
sen über die Traufe und tauschte trillernde Arpeggios  
aus, die durch die gefrorene Luft wie ein Schauer flüs-  
sigen, kalten Metalls schimmerten und schlugen. Doch  
meistens herrschte Stille, und sie schien tief genug, um  
darin zu versinken.

Farber versank bereits zum dritten Mal darin, wur-  
de aber vom hartnäckigen Angelhaken eines Geräusches  
geschnappt. Er hatte es, ohne es richtig zu hören, schon  
ein paar Minuten lang wahrgenommen, aber nun hör-  
te er es. Langsam zog ihn der Ton aus dem stehenden  
Tümpel seiner Gedanken. Das Hämmern von Stein auf  
Stein. *Klack. Klack, klack, klack!* Unsicher kam Farber  
auf die Beine.

Es war direkt draußen vor der Tür.

Farber fühlte sich merkwürdig angespannt und ging hinaus.

Zwei cianische Männer bemühten sich, eine Steinsäule vor dem Haus aufzustellen. Als Farber hinaus trat, trieb der eine Cian sie mit dem Hammer in die Erde. *Klack! Klack! Klack!* ging der Hammer. Erschreckend laut klang es durch die Straße. Die beiden Cian traten beiseite, wischten sich über die Stirn, rieben sich die Hände und blickten die Säule befriedigt an. Es war ein Andreaskreuz, etwa vier Fuß hoch, aus milchigem, feingekörntem Stein geschnitten. Man hatte ein kleines pelziges Tier gevierteilt und die Teile an die Arme des Kreuzes gebunden. Den Kopf des Tieres hatte man aufrecht über dem rechten Balken angebunden. Vorwurfsvoll blickte es mit blinden, weisen Augen in die Welt. Blut war in den hellen Stein gedrungen und befleckte den Schnee um den Fuß des Kreuzes.

Farber starrte das Kreuz entsetzt an.

Die cianischen Männer beobachteten ihn eingehend. Ihre Gesichter waren zu entsetzlichen Grimassen mit glitzernden Fangzähnen verzerrt. Die Hände waren blutverschmiert.

Farber ging auf sie zu, wobei er den Drang unterdrücken mußte, lieber fortzulaufen. Diese groteske rituelle Miene war bei den Cian ein Zeichen für Freude und Vergnügen – wenn es auch eine zu wenig expressive Rasse war, als daß man diesen Ausdruck oft in der Öffentlichkeit sehen konnte. Das terranische Äquivalent dazu wäre

gewesen, in die Luft zu springen und in unbeherrschter Freude zu schreien. *Ich habe keine Ahnung, um was es hier geht*, dachte Farber dumpf. Trotz der Kälte waren seine Gedanken immer noch nicht klar geworden. Seine Füße mahlten den Schnee, sanken bei jedem Schritt bis zum Knöchel ein. Das gleißende Sonnenlicht blendete seine Augen und verursachte ihm Kopfschmerzen. Ihm wurde übel durch das glasige Starren des toten Tieres und von dem Blut, das bereits in zähen, glitzernden Streifen zu frieren begann. Er blieb stehen, zwinkerte, verdutzt, zitternd. *Was soll ich denn jetzt sagen*, fragte er sich.

»Alle guten Wünsche«, sagte der eine Cian und ersparte Farber die Mühe, die Unterhaltung zu beginnen. »Ihr seid eins mit den Wesen des Lebens, Denen-die-unsere-neue-Erde-regieren. Möge ihr Strahlen Euch erfüllen und Eure Träume wärmen.«

Er schwieg.

»Danke«, sagte Farber.

»Ihr seid ein Gefäß für Ihr Loch«, fiel der andere Cian ein. »Durch euch zersplittert es in tausend warme Farben. Ihr helft, die Strahlung am Ort der sich wendenden Stille zu harmonisieren, jenem reglosen, unbewegten Zentrum.«

Farber suchte nach der entsprechenden Antwort. »Euer Licht erhellt meine Finsternis«, entgegnete er.

»Në, das hat keine Bedeutung«, antwortete der Cian. Dann, weniger förmlich: »Keine Verpflichtung. Es macht Vergnügen, Euch von Eurem Glück zu informieren.«

»Sa!« warf der andere begeistert ein. »Das ist ein großer Augenblick für Euch. Meine Seele klingt mit in Sympathie.«

Sie knurrten ihn fröhlich an.

»Ich verstehe nicht«, hatte Farber sagen wollen, aber er sagte es nicht.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Zeremonie einige von Farbers Nachbarn von oberhalb und unterhalb der Row angelockt. Sie sammelten sich um ihn, fünf oder sechs weitere cianische Männer, und fügten ihre höflichen Lobpreisungen und Glückwünsche denen der beiden Abgesandten zu. Man vernahm leises Murmeln und Fingerschnippen, welches Applaus bedeutete. Jemand holte eine Glasflasche mit dem einheimischen Schnaps hervor, und sie wanderte von Hand zu Hand. Wenn ihre soziale Struktur ein Auf-den-Rücken-schlagen beinhaltet hätte, hätten sie auch dies getan.

Farber sah das Licht, verspätet, ungefähr um diese Zeit.

Verwundert stand er auf der fremden Straße und trank mit seinen Gratulanten; auf beiden Seiten erhoben sich die eisbedeckten, lotrechten schwarzen Hauswände, über ihm ein schmaler Streifen Himmel, wie ein kalter blauschwarzer Fluß, der über die Welt dahinströmte.

Ein Wind kam auf und zerzauste das Fell des toten Tieres, ließ den Kopf vermeintlich deutlich grimmig nicken. Auf der Säule befand sich eine Inschrift, die Far-

ber nicht übersetzen konnte. Er merkte sie sich für Ferris semantischen Computer.

Und nach einer Weile entfernten sie sich respektvoll und ließen ihn allein.

Liraun kam etwa eine Stunde später heim. Sie trug keine Farbe, und ihre Haut sah frisch und sauber aus. Sie trug ein langes hellgrünes Gewand, mit gelben und orangenen Mustern bestickt, aber mit ernstem Schwarz gesäumt. Darunter war sie offensichtlich nackt. Man hatte ihr langes Haar aufgesteckt und mit silbernen und Obsidian-Nadeln befestigt. Der fanatische Gesichtsausdruck, den sie in den letzten Tagen an den Tag gelegt hatte, war verschwunden. Sie wirkte ruhig und glücklich. Auch schien sie, als sie im Türeingang stehenblieb und ihn anstarrte, ein vollständig erregtes und erotisches Wesen zu sein, fast wild, als sei sie ein läufiges weibliches Tier. Er spürte die Hitze, die von ihr ausströmte, und nahm den heißen Moschusduft ihres Körpers wahr. Er traf ihn wie eine Welle, trocknete ihm die Mundhöhle aus und ließ ihn die Schenkel verspannen.

Sie starrte ihn einen langen, intensiven Moment lang an, als habe sie ihn noch nie zuvor gesehen, als wolle sie sich jede Linie und jeden Zug an ihm merken.

Dann, langsam, lächelte sie.

»Mein Mann«, sagte sie ruhig.

Und schloß die Tür hinter sich.

Sexuell gesehen war Liraun immer eher passiv gewesen, aber in dieser Nacht war sie aggressiv, unerschöpflich und fordernd. Sie saugte Farber aus, verbrauchte ihn. Sie trieb ihn bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit und drängte ihn dann irgendwie darüber. Sie war entspannt und fröhlich, aber das ließ an ihrer inneren Festigkeit keinen Zweifel. Sie schien glücklich zu sein. Ihre Spiele und die kleinen Gespräche waren voller Aufregung und Fröhlichkeit. Aber darunter lag eine Traurigkeit, so tief und intensiv, daß man sie nur Verzweiflung nennen konnte. Mit ihr zusammen in der Dunkelheit, als er ihre leisen, rhythmischen Schreie vernahm, als ihre Beine ihm den Atem nahmen, als die Nackenmuskeln sich bei ihr wie Stahlseile verspannten und ihr Kopf heftig von einer auf die andere Seite zu peitschen begann – als ertrüge sie so große Schmerzen, daß sie Erleichterung darin suchte, indem sie sich das Hirn herausschlug –, fühlte sich Farber sonderbar allein und abgelöst, wie ein Zuschauer bei der bittersüßen Apotheose eines anderen. Es war ein unerklärlicher Sturm aus Freude und Verzweiflung, der sie antrieb, sie anfeuerte, der in diesem Augenblick mehr ihr Liebhaber war als er selbst.

Kurz vor der Dämmerung erschien eine Abordnung der Zwielight-Wesen, Derer-die-Träume-beeinflussen-können zu der Zeremonie der Namengebung. Die Gesellschaft bestand aus einem Älteren, einem *Twizan* – Far-

ber wußte nicht, ob es der gleiche Sänger war, der sie getraut hatte; wenn nicht, dann war er aber vom gleichen Typus –, fünf jungen cianischen Frauen in den verschiedensten Stadien der Schwangerschaft, eine so dick, daß ihre Zeit unmittelbar bevorstand, und eine *Souúbrae* oder Alte Frau. Die Alte Frau war in der Tat sehr alt, dem Aussehen nach noch älter als der *Twizan*. Sie vermittelte Farber den Eindruck, sie sei allein aus Willenskraft noch am Leben – wenn ihre Gedanken nur einen Moment abgelenkt wurden, so glaubte er, würde sie zu Staub und Asche zerbröseln. Sie war auch, wie sich Farber erinnerte, die einzige richtig alte cianische Frau, die er jemals gesehen hatte. Sie trug eine schneeweiße Robe, hatte Augen wie Eis, ein Gesicht so hart wie die wintergeforene Erde und war definitiv die leitende Person bei der Namengebung. Unter ihren schweigenden Anweisungen wurde Liraun besonders angekleidet und bemalt; man öffnete das Ostfenster, um die ersten Strahlen Feuerfraus in den Raum fallen zu lassen, und zündete ein sonderbar stinkendes Feuer im Kamin an. Die Zwi-licht-Wesen und Liraun versammelten sich dicht um die Feuerstelle, und die Zeremonie begann. Sie schien endlos zu sein. Zwischen Liraun und den schwangeren Frauen, besonders mit jener, deren Geburt kurz bevorstand, wurden rituelle Gesten ausgetauscht, während die Alte Frau Gesänge anstimmte und der Sänger ein unheimliches Moll-Ton-Lied von sich gab, das so verzweifelt klang, daß es ein Geistergeheul hätte sein können.

Farber saß währenddessen in der anderen Ecke und hatte sich in Felle gewickelt. Er war erschöpft und schmutzig, und die Laute und der Geruch machten ihn reizbar. Jeder ignorierte ihn. Er saß also düster allein da, beobachtete die singenden, gestikulierenden Gestalten, fühlte sich in einem Mechanismus befangen, den er nicht begriff und der ihn auf einen Schluß zuwarf, den er weder vorhersagen, vorhersehen noch begreifen konnte.

Die Alte Frau reichte eine Reihe unidentifizierbarer – so zumindest für Farber – Objekte weiter, die ehrfürchtig berührt und behandelt wurden. Die ersten Strahlen der Dämmerung blitzten aus einem Krönchen winziger silberner Spiegel, das man auf Lirauns Kopf gesetzt hatte, und die Zeremonie war vorüber. Sie war nicht mehr Farbers Besitz. Von diesem Augenblick an war sie nach Recht und altem Brauch niemandes Eigentum mehr außer ihr eigenes und das ihrer Ahnen. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie sie selbst.

Ihr Name lautete nun Liraun Jé Morrigan.

\*

Liraun war nun eine Mutter von Shasine, und ihr Aufstieg von einer Leibeigenen zur höchsten Kaste dieser Gesellschaft veränderte ihr Leben drastisch. Sie hatte dieses Thema mit Farber diskutiert, als sie zuerst beschlossen hatten, Kinder zu haben, aber wie immer war vieles, was sie gesagt hatte, rätselhaft und in obskure Allegorien gehüllt gewesen, und nichts davon hatte Farber auf die Totalität des Wechsels vorbereitet.

Nach dem Gesetz war Liraun nun für den Verlauf ihrer Schwangerschaft Haushaltsvorstand geworden, repräsentierte ihn gegenüber der cianischen Gesellschaft und hatte rechtmäßigen Anspruch auf Besitz und Güter. Das bedeutete nicht, daß nun Farber zum Leibeigenen degradiert worden war; sein Status war nicht verringert worden – nur war Lirauns Status ungeheuer gestiegen. Theoretisch besaß nun Liraun über Farber einige Autorität, doch in der Praxis ließ man Mann und Frau diese Probleme selbst regeln, und die meisten gelangten zu einem erträglichen Kompromiß. Aber solange Farber mit Liraun verheiratet war und solange Liraun eine Mutter von Shasine war, waren keine seiner Handlungen für den Haushalt bindend. Sie besaßen keinerlei Rechtmäßigkeit. Er durfte weder Verträge abschließen, die den gesamten Haushalt betrafen, noch einen Teil des Eigentums veräußern oder vergeben, noch ein Haus ohne Lirauns Zustimmung mieten – eben-

so wie es Liraun vor der Schwangerschaft verboten gewesen war, diese Dinge zu tun. Eigentlich ging es Farber immer noch besser, als es Liraun gegangen war. Vor ihrer Erhöhung hatte sie absolut keine Rechte gehabt, wurde als unterlegen und unter Farbers Herrschaft stehend betrachtet. Farber zumindest behielt seine Rechte als erwachsener Bürger, wenn auch von ihm erwartet wurde, daß er sich in kommunalen Angelegenheiten Lirauns Urteil beugte, weil sie ja nun ein höheres Wesen war: »Eine-die-in-Harmonie-eingegangen-ist.«

Das war bestürzend.

Auch war es Liraun nicht mehr erlaubt, für den Lebensunterhalt zu arbeiten. Als Mutter von Shasine gehörte sie zum Rat, der zusammen mit der Loge der Älteren Shasine regierte. Eine der ersten Dinge, die man von ihr verlangte, war die Kündigung. Sie mußte dem Rat zu jeder Stunde, ob Tag oder Nacht, zur Verfügung stehen und durfte keine andere Pflicht haben, die mit diesem einzigen, alles überragenden Zweck in Konflikt geraten könnte. Man erwartete daher von ihrem Mann, daß er sie unterhielt, und es drohten harte Strafen, wenn er dies nicht tat. Und Farbers regelmäßiges Stipendium von der terranischen Co-Operative reichte nicht für sie beide, selbst wenn man den kleinen Betrag noch hinzurechnete, den er von Ferri als »Forschungsassistent« bekam.

Das war beunruhigend.

Farber stellte sich, überraschend auch für ihn, dieser Herausforderung. Er kam von der Flasche ab und nahm

keine Pillen mehr. Er riß sich mit einem fast hörbaren Klicken zusammen. Und ging hinaus, um sich einen Job zu suchen.

Es war unten bei den Docks, eine körperliche Tätigkeit: Entladen von Eisschiffen.

Die Kalten Wesen schienen bleiben zu wollen – die Fruchtbare Erde war mit Eis verschlossen und in Schnee und Stille gehüllt. In den Nächten brannte der Wintermann am Himmel. Seine ganze schreckliche Größe konnte man nun über dem Horizont sehen. Der Aome war schließlich zugefroren. Jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit – alles kalt und still wie der Tod, ein rosa Hauch begann gerade, die Nachtschwärze aufzulösen, der letzte der winzigen Monde rollte herab zum Horizont wie eine kleine Marmorkugel – konnte Farber den Fluß als eine stumpfe, metallische lange Linie sehen, eine geschweißte Naht, die die unsichtbare Welt zusammenhielt. Wenn ihn die Zahnradbahn von der Altstadt hinabgebracht hatte, konnten seine Blicke das zunehmende blaue Zwielight durchdringen, und er sah das erste der breiten schwarzen Eisboote aus dem Westen herannahen, auf vier langen Beinen wie ein Wasserkäfer auf einem terranischen Fluß, nur mechanisch und riesig. Wenn der Aome zufror, dann tat er es bis zum Grund hinab und blieb so bis zum Frühlingstauwetter. Währenddessen spielte sich der Schifffahrtsverkehr auf dem Eis ab. Dieses Eis war so hart wie Stein und an vielen Stellen spiegelglatt, außer dort, wo der Wind

die Oberfläche mit Schnee bestäubt hatte. Man konnte sich keine bessere Straße vorstellen. Der Aome umrundete den Fuß der Neustadt von Aei ungefähr zwanzig Meilen lang, und jede Meile davon war mit einem Dock bestückt, und jedes Dock auf jeder Meile summt vor Handel, ob im tiefen Winter oder im Sommer.

Mitte des Vormittags, wenn die Sonne für diese Jahreszeit am höchsten stand, sah das Eis grüngrau anstatt blau aus, wie in der Morgendämmerung, und auf der Oberfläche zeichneten sich verwickelte Hieroglyphen von den Kufen der Eisboote ab. Manchmal, wenn Feuerfrau besonders intensiv schien, schmolz der oberste Zentimeter des Eises, und die schnell dahingleitenden Eisboote spritzten zu beiden Seiten Wasser und Matsch hoch in die Luft.

Einmal sah Farber, wie ein Eisboot auf dem Eis auf eine Unregelmäßigkeit traf, einen zerklüfteten, hochgekippten Block, der drei Fuß hochragte. Der Stoß jagte zwei der Kufen hoch in die Luft – das Boot glitt gefährlich auf den beiden verbliebenen dahin, einen endlosen Augenblick lang, aber das war für die spiralförmigen Stabilisatoren zu viel, und es kippte über. Das Boot drehte sich zweimal sehr schnell, ließ die Kufen kreischen, machte ein Geräusch wie eine Million Blechbüchsen, die von einer Hundemeute gezogen werden, sprang in die Luft und kam hart auf, glitt und rollte weiter.

Dann explodierte es. Das brennende Wrack schmolz ein Loch ins Eis und bohrte sich sechs Fuß tief in den

Harsch. Als das Feuer erstarb und das Eis wieder schmolz, blieb der Schiffsrumpf in einem Winkel von fünfundvierzig Grad aus der Eisoberfläche herausstehen. Flaggen und Fackeln markierten zwei Tage lang das Wrack, bis cianische Arbeitstruppen es beseitigen konnten.

Das war ein ungewöhnlicher Vorfall; häufiger wurden Unfälle nur um Zentimeter verhindert – wenn überhaupt –, und das tagtäglich. Bei den meisten waren Fußgänger beteiligt. Die Arbeiter am Fluß begannen ihre Arbeit mit der Morgendämmerung, doch um die Mittagszeit waren auch viele andere Bürger auf dem Eis, viele von ihnen auf dem Weg zu den großen Salzwassersümpfen auf der anderen Seite des Aome. Es waren Jäger auf der Suche nach Eidechsen, Schnäppern und Schlammteufeln, Töpfer in der Hoffnung, bestimmte seltene Tonsorten und Erden für bestimmte zeremonielle Keramiken zu finden, heilige Männer auf dem Schattenpfad, die die Einsamkeit suchten, um sich die Anstrengungen zu erleichtern, Sykopathie mit der Harmonie zu finden, Wahnsinnige, Gescheiterte auf dem Lichtlosen Pfad, die Degradierung und Schmerz suchten, Gruppen junger Frauen, unterwegs, um Eidechsenier und Winterpilze zu suchen, Spaziergänger und Touristen. Alle gingen über die Verkehrsstraßen auf dem Fluß, alle der Gefahr ausgesetzt, mit den Eisbooten zu kollidieren, die gelegentlich so nahe kamen, daß alle auseinander spritzten und sich über das ganze Eis verteilten.

Am meisten gefährdet – und am unaufmerksams-  
ten – waren die Horden kleiner Kinder, die am spä-  
ten Nachmittag erschienen, um auf dem zugefrorenen  
Fluß zu spielen. Sie liefen über die Eisfläche, rodelten  
auf ihren Bäuchen, liefen Schlittschuh, spielten Eis-  
schießen mit langen Stöcken und flachen Keramik-  
scheiben. Keine dieser Vergnügungen waren von Terra  
importiert worden, wie Farber zunächst vermutet hat-  
te, sondern hatten sich unabhängig davon hier entwik-  
kelt, wie es fast unvermeidlich auf jeder Welt geschehen  
würde, wo es die Kombination verspielter, humanoider,  
zweifüßiger Kinder und Eis zum Spielen gab. Unver-  
meidlich oder nicht, die Kinder waren während der  
langen Dämmerstunden nahezu unsichtbar und berei-  
teten den Eisbootkapitänen erhebliche Kopfschmerzen.  
Es war ein sonderbarer Zug in der Rassenpsychologie  
der Cian, daß sie keinen Versuch unternahmen, Privat-  
personen vom Eis fernzuhalten oder ihnen das Recht  
streitig zu machen, die lebhaftesten Verkehrsstraßen  
zu überqueren. Natürlich bedeutete dies auch, daß die  
eislaufenden Spaziergänger sich selbst überlassen wur-  
den, aber wenn sie nichts dagegen hatten, eine Kollisi-  
on mit einem Zehn-Tonnen-Eisboot zu riskieren, dann  
hatten die Kapitäne auch nichts dagegen, sich darüber  
den Kopf zu zerbrechen. Sie gaben sich damit zufried-  
en, die Nebelhörner zu blasen, wenn Kinder zu dicht  
an die Hauptstraßen herankamen, und die Kinder rie-  
fen ungestört und unbeeindruckt zurück. Das dump-

fe, trauernde Klagen der Nebelhörner und die fernen, schrillen Schreie der Kinder tön­ten ständig in Farbers Ohren, wenn er arbeitete.

Es war eine schwere, harte und unter Zeitdruck stehende Arbeit, die Eisboote zu be- und entladen und die Waren zu den Lagerhäusern und Stapelplätzen zu schaffen. Es war eine Art Arbeit, die auf Terra von Roboter­maschinen verrichtet wurde, aber in Shasine lief nichts automatisch, es sei denn, es war absolut unvermeidlich. Farber war immer schon ein kräftiger Mann gewesen, aber diese Robustheit war das Ergebnis von Badekuren und Hallensport – er hatte niemals zuvor einen Job gehabt, bei dem es auf körperliche Arbeit ankam, und das Tag für Tag. Zu seiner Schande fand er die Arbeit erstaunlich hart. Die erste Woche verschwamm in Müdigkeit, war ein Alptraum, durch den er wie ein bleigedriger Automat stolperte. Er war um mehr als einen Kopf größer als die größten der cianischen Arbeiter und konnte schwerer heben als sie, aber ihre Belastbarkeit war unglaublich. Jeder einzelne von ihnen stellte ihn in den Schatten und arbeitete leicht und locker weiter, wenn er schon erschöpft zusammensackte und niedergeschlagen in der arktischen Luft herumkeuchte. Er war stärker als sie, aber er hatte nicht ihre Ausdauer, und das allein zählte.

Anstatt ihn zu verspotten, waren seine Arbeitskollegen freundlich und ermutigend zu ihm, waren mitleidig, ohne herablassend zu sein. Sie erteilten ihm Ratschlä-

ge für die Arbeit bei kaltem Wetter und gaben Tips, wie man am besten schwere Güter auslud.

Grimmig folgte Farber ihnen.

Wochen vergingen, und allmählich gewöhnte sich Farber an seinen Job. Er gewöhnte sich an die Schnelligkeit, und die Arbeit fiel ihm leichter. Er verbrannte sein überschüssiges Fett und wurde schlanker als er jemals zuvor gewesen war – eigentlich war er schon fast mager zu nennen. Aber das Fleisch, das an ihm blieb, war zäh, fest und hart wie Eisen. Er war niemals gesünder gewesen.

Und er war auch glücklicher als jemals zuvor nach dem Verlassen der Erde, wenn er auch lange Zeit benötigte, dies zu bemerken. Zunächst betrachtete Farber seinen Job als rauhe, degradierende Notwendigkeit, aber langsam versöhnte er sich damit und bezog nun einen Gutteil Befriedigung daraus. Es war harte, ehrliche Arbeit, die ihn an Sonne und frische Luft brachte – wichtiger aber war, wenn er dies auch nie verbalisierte, daß er sie mit seinen eigenen Händen bewältigen konnte, gewissermaßen Ordnung in das Chaos schnitt. Die Arbeit gab ihm das Gefühl, er könne sein Schicksal in die Hand nehmen, und diese Sicherheit – ob Illusion oder nicht – tötete einiges von der Panik darüber ab, daß er in einer Umgebung lebte, die er nicht begriff. Zum ersten Male hörte er auf, gegen Weinunnach anzukämpfen. Auch begann er überhaupt erst jetzt, den Planeten als Weinunnach zu akzeptieren, anstatt im Geist auf »Lis-

le« zu bestehen. Ein Großteil der Spannung verließ ihn, als er dies tat, als habe er eine Last abgesetzt, von der er gar nicht gespürt hatte, daß er sie trug. Er betrachtete seine Arbeitskollegen nicht mehr als fremde Gestalten und knüpfte auch Freundschaften mit ihnen an. Es war eine entspannte, freundliche Clique – wenn auch Shasine ein deutlich definiertes Kastensystem kannte, so hatte man doch nicht das Gefühl eines ausgeprägten Klassenbewußtseins bei einem individuellen Cian, wie man es bei einem Engländer oder Hindu kennt. Körperliche Arbeit war hier keine verachtete, niedere Angelegenheit wie auf der Erde; überwiegend ging nicht mehr oder weniger Prestige damit einher als bei allen anderen Berufen. Daher stammte der Gleichmut der Arbeiter, die keinen Grund hatten, sich irgend jemandem in ihrer Gesellschaft unterlegen zu fühlen. Farber kam mit ihnen besser aus als mit den Tausend Familien oder den düsteren Schattenmännern, den Aristokraten wie Jacawen. Er merkte, wie er der täglichen Arbeit froh entgensah.

Er war zufrieden, das wurde ihm klar.

Auch Liraun schien glücklicher zu sein, wenn auch immer noch ein Hauch von Traurigkeit sie umfing. Viel von ihrer unerklärlichen Unzufriedenheit und Wildheit war verschwunden oder war zumindest zu Asche heruntergebrannt. Sie hatte die Rolle akzeptiert – oder hatte sie einfach resigniert? –, die sie zu spielen hatte. Damit ging eine neue Ernsthaftigkeit einher. Ihre Ehe war eine

normale Sache geworden. Sie gingen entspannter miteinander um und wurden toleranter. Liraun war mit ihren Pflichten beim Rat vollauf beschäftigt, aber nicht so sehr, daß sie nicht viel Zeit mit ihrem Mann verbringen konnte. In den ersten Monaten der Schwangerschaft liebten sie sich oft Reittiere und eine Meute Hunde von Lirauns Vater aus – lange, schlanke Fleischfresser, die irgendwie wie riesige Spottmäuse aussahen, aber nicht so hinterhältig waren – und gingen in den großen Salzsümpfen südlich von Aei auf die Jagd. Nur selten fingen sie etwas, aber es machte ausreichend Spaß, durch das weite Marschland zu reiten, wenn die Luft schneidend kalt war und der Himmel blendend und sie das klagende Muhen ihrer schlangenartigen Reittiere und das schrille *Yip-yip-yip* der Meute hörten und mit hohlem Eisengeklapper über die groben Steinbrücken trabten, die die höheren Landstreifen miteinander verbanden, umgeben von grünlichem Eis, Schnee und endlosen Meilen schlanken, winterkahlen Schilfes, und nur auf riesige Herden silberschuppiger Eidechsen stießen, die bei ihrem Näherkommen donnernd in den Himmel aufstiegen, um dort hartnäckig zu kreisen und zu schluchzen, bis die Eindringlinge wieder außer Sichtweite waren. Manchmal zogen sie auch ohne die Meute los und drangen tief in das Sumpfgebiet ein, um Jäger und Pilzesammler zu meiden, und Liraun ging dann schwimmen – es war immer noch eiskalt, aber gelegentlich zog Liraun die Kleider aus, schlug ein Loch in das milchige

Eis, welches hier über dem brackigen Salzwasser dünner war, und stieß wie ein Eisbrecher durch die flachen Teiche, verschwand in Schilftunneln über den Gezeitenkanälen und kam auf der anderen Seite voller Harsch wieder zum Vorschein, spritzte und schrie und machte ein entsetzliches Theater, scheuchte Dutzende von winzigen, otterähnlichen Wesen in Panik vor sich her, lachte, als Eidechsen und Rotfinnen hysterisch aufflogen. Farber hielt die Tiere und beobachtete sie, lachte liebevoll, amüsiert, nachdenklich mit. Sein Atem bildete in der kalten Luft Wölkchen und kondensierte zu Frost auf seinen Lippen. Wenn sie wieder auftauchte, schüttelte sie sich das Wasser vom Körper wie ein Hund und nahm ein rauhes Tuch, um die Eisstücke abzustreifen, die sich auf der Haut gebildet hatten.

Manchmal liebten sie sich dann auf einem Bett aus knisterndem Schilf, das sie über den gefrorenen Boden streuten. Liraun war immer belustigt, wenn Farber sich nicht ausziehen wollte. Manchmal sahen sie auf dem Rückweg nach Aei einen der Sumpfbewohner, die entfernte Verwandte der Cian waren: knochige, zwergenhafte Menschen mit knochenweißer Haut in zerlumptem Fell und kunstvoll gearbeiteten Schnee-Eisen. Das Haar war zu zwei enormen bienenkorbartigen Hügeln aufgetürmt und lackiert, das Gesicht war blau und orange bemalt, eine Reihe von gerade erbeuteten Schnäppern oder Rotfinnen hingen mit dem Kopf nach unten vom Lederband über die Schulter. Die Augen waren

hell und scharf, wie aus schwarzem vulkanischem Glas. Ruhig und ernst und mit großer Würde beobachtete sie der Sumpfmensch, wenn sie vorbeiritten. Dann hob er die Faust zu einer Begrüßung – nicht schmeichelnd oder ehrerbietig, sondern eine ungebeugte, aber respektvolle Anerkennung ihrer Gegenwart. Die Sumpfmenschen hielten die Cian für Geister. Wofür sie Farber hielten, kann niemand sagen. Für den Geist eines Geistes vielleicht.

\*

Wochen vergingen, und Shasine versank immer mehr im Winter. In den Straßen türmte sich der Schnee, und bei schlimmen Blizzards wagte man sich manchmal für eine halbe Woche nicht aus dem Haus – dann wirkte die Stadt verlassen und einsam, nur die gelben und orangenen Fenster verrieten Zeichen von Leben. Farber besorgte sich über Ferri aus dem Co-Op-Laden eine arktische Skimaske. Er trug sie beim Arbeiten, und die Cian starrten ihn offen auf der Straße an. Seine Kollegen bei den Docks waren entzückt. Sie begannen ihn freundschaftlich »Ohnegesicht« zu nennen. Farber war das egal. Ohne die Maske wäre ihm die Nase sicher abgefroren, und die eingenahten Schneegläser halfen ihm, die Grelle von Feuerfrau zu ertragen, die von den Schneefeldern reflektiert wurde. Seine Kollegen trugen zum gleichen Zweck Kontaktlinsen aus einer durchsichtigen, flechtenartigen Substanz, doch die Linsen waren »lebendig« in dem Sinne, daß man sie ab und zu in Nährflüssigkeit betten und alle paar Wochen wieder zu-rechtschneiden mußte, und der Gedanke, so etwas auf dem nackten Augapfel zu haben, verursachte Farber ein unangenehmes Gefühl. Nein, er würde bei seiner Maske bleiben und die gutmütigen Scherze seiner Kollegen ertragen. So »eingeboren« war er nun doch noch nicht.

Schließlich war es so kalt geworden, daß auch Liraun es zugegebenermaßen als unangenehm empfand. Sie be-

kamen eine gestaltlose, vierfüßige Kugel, die man in einer Ecke des unteren Raumes aufstellte. Sie strahlte Hitze sowie ein rauchiges goldenes Licht aus, ohne eine für Farber erkennbare Energiequelle zu besitzen. Offensichtlich war sie unerschöpflich. Hier war doch mal ein ordentliches Handelsobjekt für Keane! Sicher war dieses Gerät geradezu übernatürlich effektiv. Zu effektiv für Liraun – manchmal wurde ihr der Raum zu heiß, und sie zog sich in einen der oberen Räume zurück, die immer noch gegen Abend frostig wurden. Sie verbrachte sowie so einen Gutteil ihrer Zeit dort. Ihre Schwangerschaft nahm sie ganz ein. Sie war im fünften Monat, und cianische Frauen trugen normalerweise nur sechs Monate. Ihr Bauch war kaum dicker geworden, doch plötzlich war sie nachdenklich und schwach geworden. Sie bewegte sich schwerfällig und langsam, als sei ihr Bauch ein Sack voll Wasser, und sie fürchte, er platze auf und würde auslaufen. Und irgendwie war es auch so. Sie folgte immer noch den Rufen zum Rat, aber wenn sie dann nach Hause kam, gab es keine Ausflüge mehr ins Sumpfgebiet, kein anstrengendes Schwimmen im Eis, keine Spaziergänge durch Aei. Sie saß statt dessen in den oberen Räumen, manchmal stundenlang, und starrte durch das offene Fenster auf die hügeligen Winterstraßen der Altstadt. Wieder versank sie in ihre alte Melancholie.

Dieses Mal war die Stimmung stärker und schien gänzlich von ihr Besitz ergriffen zu haben. Sie sprach nur wenig. Sie lachte nicht mehr.

Ihr Gesicht wirkte zurückgezogen, und sie sah bleich aus, als habe sie ständig Schmerzen.

Farber dachte, daß die Schwangerschaft bei den meisten gesunden anderen Frauen keine so behindernde, beherrschende Angelegenheit sei, und das machte ihm Sorgen. Aber das waren schließlich auch terranische Frauen. Wer verstand die Einzelheiten der cianischen Psyche? Wer wußte, was auf einen zukam? Keiner von Lirauns Verwandten schien besorgt zu sein, und Farber fand, er habe keine andere Wahl, als ihre Haltung zu der Situation zu akzeptieren. Liraun selber machte sich keine Sorgen, wenn sie auch zutiefst traurig war. Wann immer er sie fragte, versicherte sie ihm jedesmal, alles sei in Ordnung. Das waren ungefähr die einzigen Worte, die er ihr entlocken konnte – jeden Tag wurde sie einsilbiger. Aber nun war es Liraun, die nachts schreiend aufwachte und darauf angewiesen war, daß man sie festhielt und tröstete. Sie sagte nicht, warum. Sie schämte sich dafür, weigerte sich, darüber zu reden und neigte dazu, so zu tun, als sei es gar nicht passiert. Es geschah aber. Und wenn es passierte, klammerte sie sich verzweifelt an Farber, als könne sie ihrer beider Körper miteinander verschmelzen, wenn sie ihn nur fest genug an sich drückte.

An einem Nachmittag ging Farber auf dem Weg von der Arbeit nach Hause bei Ferri vorbei. Der Ethnologe schien entzückt, ihn zu sehen. Farber hatte ihn noch

niemals so angeregt gesehen, so vor Energie platzend und gutgelaunt. Ferris Augen waren lebendig und funkelten, und sein langes, pferdeähnliches Gesicht strahlte. Seine Arme waren bis zu den Ellenbogen hinauf blutbefleckt, und er grinste wie ein ruchloser Mörder einen Augenblick nach seiner Tat.

Farber starrte ihn an. Ferri konnte nicht einmal still stehen. Ständig verlagerte er sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und vollführte unbewußt einen kleinen Freudentanz. Heftig zappelnd erklärte Ferri, daß es ihm nach Monaten komplexer und vorsichtiger Verhandlungen endlich gelungen sei, die Leiche eines männlichen Cian zur Obduktion zu bekommen.

»Du mußt dir das ansehen!« rief er. »Ich habe Sachen gefunden! Heute habe ich mehr gelernt als sonst in einem Jahr.« Enthusiastisch umklammerte er Farbers Arm und begann, ihn in den hinteren Teil des Apartments zu zerren. »Das mußt du dir ansehen!«

Zögernd ließ sich Farber weiterziehen.

Der lange Flur zur Küche war zum Sektionsraum voller Lampen und Maschinen umfunktioniert worden, ein verheddertes Netz von Verlängerungskabeln wand sich über den Boden. Es roch stark nach Blut und Formaldehyd. An der Wand stand ein Rollbett, das als Operationstisch diente. Darauf lag ein flaches Ding, das kaum noch Ähnlichkeit mit einem Menschen oder auch nur einem Humanoiden besaß. Ferri nahm ein Skalpell und kratzte an der Haut. »Siehst du? Hier gibt es eine be-

sondere subkutane Schicht von dickem Fett. Anpassung an die Kälte natürlich. Aber es hängt noch mit anderem zusammen, glaube ich. Richtiges Haar gibt es nur auf dem Kopf, an der Scham und unter den Armen. Dieses andere Zeug hier unten ist in Wirklichkeit ein feines Fell aus sehr fein gewirkten Fasern – und die sind wasserabstoßend wie Entenfedern. Sieh dir die Muskulatur an. Und die Knochenstruktur in den Beinen. Die Bauchleisten sind nicht ganz so hoch wie beim Menschen. Die Hüftknochen sind nicht ganz so abgeflacht und die Hüften selber etwas länger und schmaler. Die Schultern sind schmaler, die Brust ist weniger rund. Siehst du? Die Oberarme sind etwas kürzer. Alles winzige Kleinigkeiten, aber zusammengenommen könnten sie signifikant sein. Und die Füße sind nicht so breit und keulenartig wie unsere, bieten keine so gute Basis, um Gewichte tragen zu können. Ich wette, die Cian haben eine Menge Probleme mit den Füßen! Und hier! Hier ist überhaupt das Interessanteste – ich habe Überreste eines inneren Augenlids gefunden, ein transparentes, wäßrig-gefülltes Lid. Atrophiert, natürlich, aber vorhanden.«

Farber zuckte die Achseln. »Und was bedeutet das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Ferri. »Ich vermute, genau werden wir es nie herausbekommen. Aber ich träume schon den ganzen Tag über unausgegorene Theorien. So wie ich das verstehe, heißt es, daß sich die Cian aus Wassersäugetieren oder Amphibien entwickel-

ten, und das vor bemerkenswert kurzer Zeit. Im geologischen Sinne natürlich nicht. Die Wasserschicht, diese wasserabstoßende Hülle, das Augenlid – alles deutet darauf hin. Wenn sie nicht als Landsäuger angefangen haben, dann hatten sie nicht soviel Zeit wie der Homo sapiens, den aufrechten Gang zu erlernen. Die Muskulatur, die Knochenstruktur, die Hüften. Am meisten die Füße. Natürlich ist das alles Spekulation. Ich habe noch ein anderes Exemplar auf Eis. Und morgen gehe ich alles mit dem medizinischen Computer im Krankenhaus der Co-Op durch und suche nach Bestätigungen oder Beweisen.«

»Interessant«, meinte Farber mit gleichgültiger Stimme. Er war wirklich nicht daran interessiert. In dem Flur war es heiß und eng, und der Gestank des Todes war überwältigend. Er hoffte, Ferri würde sein Lieblingsthema nun beiseite lassen und mit ihm zurück ins Wohnzimmer gehen.

Ferri blickte Farber fragend an. »Du scheinst nicht sonderlich beeindruckt zu sein, stimmt's?«

Farber zuckte die Achseln. »Es ist interessant. Aber erwarte nicht von mir, daß ich herumspringe und jubele, Tony. Ich habe nicht deine besondere Neigung, die es für mich so interessant machen würde, und es scheint mir nichts von unmittelbarer Bedeutung zu sein.«

»Nein?« Ferri zog eine Braue hoch und wedelte dann mit dem blutbefleckten Skalpell durch die Luft. »Du wirst dich wundern.« Ein Teil der übersprudelnden

Freude verließ ihn. Zum ersten Mal schien er zu merken, daß er und seine Kleider über und über mit Blut befleckt waren. »Hölle«, murmelte er, »ich muß mir diesen Schmutz etwas abwaschen.« Er verschwand im Badezimmer. Einen Augenblick später hörte Farber die Dusche laufen.

Farber ging zurück ins Wohnzimmer. Er suchte den Stuhl, der am weitesten vom Flur entfernt stand und setzte sich. Selbst dort spürte er den schwachen Geruch von Verwesung. Er wartete.

Ein paar Minuten später kam Ferri heraus, trug Jeans und ein Sweatshirt. Er schaltete den Ventilator an, um den Geruch zu vertreiben, ging zu einer fahrbaren Bar und mixte ihnen Drinks. Einen reichte er Farber und setzte sich dann in den gegenüberliegenden Sessel.

»Jesus«, seufzte Ferri, während die Polster sich selbständig formten. »Ein langer Tag.« Er schlürfte an seinem Drink. Er sah jetzt müde aus. Offensichtlich hatte ihn Farbers fehlende Begeisterung aus seinem manischen Zustand herausgerissen. »Tut mir leid, daß ich dich so mit meinem Geschwätz überfallen habe, Joe, aber Himmel! Das bedeutet mir soviel, und ich vermutete, ich ging richtig darin auf. Wenn du nur ahnen könntest, wie schwer es ist, die Cian zu irgendeiner Kooperation zu gewinnen, wie verdammt mißtrauisch sie sind, wie viel ich Süßholz raspeln und manipulieren mußte, um diese beiden lausigen Exemplare herauszueisen ...« Wieder seufzte er und nahm einen größeren Schluck.

»Du hältst das alles für übertriebene Pedanterie, nicht wahr?«

Farber lächelte unverbindlich. Er schüttelte das bräunliche Zeug im Glas. Komisch, wieder mal Scotch zu trinken. Schließlich sagte er höflich: »Es scheint mir ein bißchen akademisch zu sein.«

»Aber überhaupt nicht«, erwiderte Ferri mit Nachdruck. »Ich wette, darin liegt der Schlüssel zu allem anderen. Hölle!« Erhielt inne. »Die cianische Kultur hat etwas sehr Sonderbares. Verdammte, sie hat sogar irgend etwas *Künstliches*. Diese Sache, daß die Männer die Kleinen säugen zum Beispiel. Ich bin den Typen da drüben mit einem Diagnostikator durchgegangen. Nun, die enzymischen und hormonellen Veränderungen im Grundsystem der Männer sind unglaublich komplex. Und auch bei der Durchführung ist es sehr komplex. Der Milchfluß beim Mann wird durch den Moschusgeruch der schwangeren Frau angeregt, dazu durch minimale Mengen von Hormonen, die per Osmose durch die Haut bei Berührung in ihn eindringen. Verdammte, ein solches System konnte sich niemals *natürlich* so entwickeln. Das zumindest ist meine Meinung. Nicht bei einem intelligenten Säuger. Es ist irgendwie zu kompliziert. Und es ist unnötig. Warum können die Weibchen nicht säugen? Bei den niederen Säugetieren hier, die ich untersuchen konnte, tun sie es, daher ist es kein allgemeiner besonderer Zug im Ökosystem dieses Planeten.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, alles deutet auf die

Idee hin, daß die Cian mit einer plötzlichen, drastischen Veränderung fertig werden mußten – und sie paßten sich an, und diese Anpassung beeinflußte die Entwicklung ihrer gesamten Kultur.«

»Was für eine Veränderung?« fragte Farber.

»Da enden die bisherigen Forschungen«, entgegnete Ferri. »Im Moment befindet sich Lisle in einer größeren Zwischeneiszeit. Nach meinen Berechnungen muß die letzte größere Eiszeit den Wasserspiegel der Meere ziemlich gesenkt haben. Verstehst du? Das legt nahe, daß die Cian vor der letzten Eiszeit amphibische Humanoide waren, die direkt an den Ufern im flachen Wasser lebten. Wahrscheinlich waren sie ebenso hoch entwickelt wie die heutigen Cian, intelligent, aber nicht zivilisationsgründend wie die heutigen Cian. Ich bezweifle, ob sie Feuer hatten oder Werkzeuge herstellten, wenn sie fast die ganze Zeit im Wasser gelebt haben. Ich habe das unangenehme Gefühl, einige der cianischen Mythen sind älter, als sich Menschen dies überhaupt vorstellen können. Diese Mythen haben sich in ununterbrochener Linie von den Tagen an fortgesetzt, als die Cian das Meer verließen. Gespenstisch.«

Er trank sein Glas aus. »Jedenfalls kommt dann die Eiszeit, und der Wasserspiegel sinkt drastisch. Die Kontinentalblöcke fallen hier sehr rasch und steil ab. Wenn man den Wasserspiegel genügend absenkt, hat man bald nirgendwo flaches Wasser mehr. So galt es bald für die Säger, sich entweder auf ein ausschließliches Wasser-

leben einzustellen oder sich vollständig dem Landleben anzupassen. Sie paßten sich dem Landleben an, zumindest einige von ihnen, und das taten sie sehr schnell. Auf ihnen muß ungeheurer Druck gelegen haben, und die Zeit muß hart gewesen sein. Ich vermute, die Mehrheit von ihnen starb, aber andere haben es geschafft. Stell dir das vor! Ich bezweifle, ob das Leben auf Terra in der Lage gewesen wäre, rechtzeitig damit fertig zu werden, aber die Cian konnten es. Sie paßten sich an.«

»Wie paßten sie sich an?« fragte Farber rauh. »Das hört sich an, als hätten sie an ihren Körpern herumprobiert und sich selbst so konstruiert, daß sie überlebten.«

Ferri grinste. »Genau das meine ich. Feuerfrau strahlt erheblich mehr ultraviolette Strahlung ab als die Sonne. Dieser Planet ist von der harten Strahlung ausgedörrt. Das macht die Biomasse viel flüssiger als auf der Erde. *Viel* mehr Mutationen in jeder Generation, und viel davon lebensfähig.« Er hielt inne und blickte Farber bedeutungsvoll an. »Verdammt, du hättest dir das doch aufgrund deiner eigenen Erfahrung denken können. Ein Teil ihrer Legenden deutet doch darauf hin, daß die Frauen freiwillige natürliche Schwangerschaftsverhütung praktizieren. Reabsorption des Embryos. Deine Erfahrung mit deiner Frau scheint dies zu bestätigen, und ich kenne noch andere Beispiele. Und wenn sie dazu imstande sind, dann habe ich keine Zweifel, daß sie ihr genetisches Material noch weitergehend beherrschen – und auch auf andere Weise. Auch dafür

gibt es Anzeichen. Also: Sie waren gezwungen, auf dem Land zu leben und sich nach den Standards der Evolution in sehr kurzer Zeit daran anzupassen. Aus irgendeinem Grund verfrug sich diese Umwandlung nicht mit der Fähigkeit der Frauen zu säugen. Aber ihre genetischen Fähigkeiten retteten sie, indem sie die Männer die Kinder säugen ließen. Und diese Verzerrung wurde vom gesamten Rest der Kultur widergespiegelt, bis zu jenem Zeitpunkt, als die Gesellschaft einen Stand erreichte, der es ihnen ermöglichte, das Problem in den Griff zu bekommen – und täusche dich nicht, sie beherrschen die Sache inzwischen; ihre genetische Technologie ist so ausgefeilt, daß sie so ungefähr alles tun können, was sie wollen. Dein eigener Fall ist dafür der beste Beweis – doch inzwischen war das Säugen durch die Männer schon ein so bestimmender, integraler Faktor ihrer Kultur geworden, daß sie diesen Teil nicht herausreißen konnten, ohne den Rest ebenfalls zu zerstören.«

»Ich weiß nicht.« Farber spielte mit seinem Glas und setzte es dann ab. »Mir erscheint das alles ziemlich kompliziert, oder?«

»Das ist es auch«, meinte Ferri. »Das ist die eine Theorie. Hier ist noch eine: Die Cian haben diese Veränderungen in ihrem Biosystem bewußt vorgenommen, und zwar in historischen Zeiten. Es handelt sich um eine sehr stabile Kultur, Joe, die beinahe statisch ist. Nach allem, was ich beobachtet habe, möchte ich behaupten, daß sie schon mindestens seit dreitausend Jah-

ren eine höher entwickelte biologische Technologie haben wie wir. Eine lange Zeit, nicht wahr? Irgendwann in diesen dreitausend Jahren haben sie ihre Fähigkeit entdeckt. Sie ›fummelten‹ an sich herum, um deinen Ausdruck zu benutzen. Die Fähigkeit der Männer, Milch zu geben, ist so verdammt kompliziert und ausgefeilt, daß man es leichter erklären könnte, wenn es ein bewußter Akt genetischer Manipulation wäre, als sich vorzustellen, daß ein so kompliziertes System sich natürlich herausgebildet haben könnte. Sie haben es also selbst gemacht. Warum? Jesus Christus, ich weiß es nicht! Aber die Gedanken der Schattenaristokraten sind so unergründlich und dunkel für uns – wer weiß, warum sie das alles machen? Es sind *Fremde*. Stimmt's? Was wissen wir wirklich über ihre Art, über ihre Lebensziele, welche Motive hinter ihrem Handeln stehen, was wovon diktiert wird? Nichts.«

Ferri stand und mixte sich noch ein großes Glas. Seine Bewegungen wirkten ein wenig unsicher – er wurde rasch betrunken. »Das ist also meine zweite Theorie«, sagte er zu Farber. »Ich mag sie nicht so sehr wie die erste, aber ich muß zugeben, daß Occams Rasiermesser sie vorzieht. Vergiß nicht, daß das Messer oft nicht schneidet, wenn es auf wirkliche Situationen trifft.« Er lachte über seinen eigenen Witz, trank seinen Drink aus und mixte einen neuen. Farber wollte nicht mehr. Ferri umklammerte vorsichtig sein Glas und kehrte an seinen Platz zurück.

Einen Moment lang saßen die beiden Männer schweigend da. Ferris Gesicht hatte einen faltigen Ausdruck angenommen, als schmecke er etwas Faules. Es war deutlich, daß seine manische Begeisterung unter dem Einfluß von Erschöpfung und Whisky dahinschmolz. Er grinste Farber schief an. »Zwei Theorien, und keine von beiden reicht, um die unheimlichen Züge in dieser Gesellschaft wirklich abzudecken. Verdammt, ich kann mir noch ein Dutzend andere ausdenken, wenn du willst. Was soll ich denn sonst auch tun in diesem Vakuum, als hier zu sitzen und mir selber Märchen zu erzählen?« Er nahm einen wilden Schluck aus seinem Glas. »Wenn ich doch nur ein weibliches Exemplar bekommen könnte, mit dem ich arbeiten könnte, wenn ich sie hier auf dem Tisch hätte und sie aufschneiden könnte. Dann könnte ich es vielleicht herausfinden. Aber ein Weibchen lassen sie mich nicht aufschlitzen – das ist ein solches Sakrileg, daß sie schon entsetzt zischen, wenn man es nur andeutet.«

Farber beobachtete ihn schweigend. Wissenschaftliche Objektivität war ja ganz schön, aber, verdammt, dieser Mann wußte um Farbers Situation, und es mußte da noch etwas wie Taktgefühl geben! In Farbers Kopf setzte sich hartnäckig das Bild fest, wie Liraun zerpfückt und auseinandergenommen auf dem Rollbett lag, vom Fuß bis zum Schädelbein aufgemeißelt, um Ferris Neugier zu befriedigen. Farbers Kinnmuskeln verspannten sich.

»Hilft dir das hier eigentlich?« fragte er mit belegter, rauher Stimme und pochte auf das Telemeter an seinem Handgelenk.

»Hilft mir verdammt«, brummte Ferri. Er ging hinüber zur Bar, kam mit einem Atomiseur für Narkosen zurück, preßte ihn sich auf die Nase und atmete mehrere Male tief ein. Als er wieder sprach, klang seine Stimme hoch und entrückt verträumt, als sei er irgendwohin gegangen und habe seinen Körper mit einem Autopiloten zurückgelassen, der sich mit Farber beschäftigen mußte. »Es lenkt mich ab. Es tut mir so gut,« sagte er mit der neuen, gleichgültigen Stimme, wedelte mechanisch mit dem Arm, sah aus wie ein Roboter, der auf gefühlsmäßigen Aufruhr programmiert ist. Er taumelte zurück zu seinem Sessel, mit langsamen Schritten wie ein Astronaut bei niedriger Schwerkraft, und bot Farber den Atomiseur an. Farber lehnte ab mit einem plötzlichen Anflug von Ekel – er merkte gerade, wie sehr ihn sein Leben unter den Cian von den anderen Terranern entfremdet hatte. Ferri zuckte die Achseln, schenkte ihm ein verträumtes, verächtliches Lächeln und erlaubte sich noch einen langen Zug von der Droge. Als er wieder auftauchte, waren seine Augen undurchsichtig, und die Stimme wirkte noch entrückter. »Wir wissen seit langem, daß die Sprache der Cian stark auf Wechsel in Tonhöhen und Inflektion beruht, wie beim Chinesischen. Nun erscheint es so, daß exakt ausgesprochene Worte und Sätze eine andere und normalerweise völ-

lig andere Bedeutung annehmen können, nur von dem sozialen Konstrukt abhängig, innerhalb dessen sie gesprochen werden. Vielleicht auch durch die unendlich vieldeutigen Handbewegungen und die Körpersprache variiert, wenn man das auch nur schwer beweisen kann. Aber Jesus! Ich bin überrascht, daß wir überhaupt jemals etwas von dem verstanden haben, was diese Leute zu uns gesagt haben.«

»Woher willst du wissen, daß wir das getan haben?« fragte Farber.

Ferri zog eine Grimasse und senkte seine Nase wieder in den Atomiseur.

\*

Danach sah Farber Ferri für eine Weile nicht. Er und Liraun sahen sich zusehends gezwungen, mit ihrer eigenen Gesellschaft zufrieden zu sein. Bei dem gegenwärtigen Zustand von Liraun war das für Farber eine einsame Zeit. Er lebte wieder wie ein Junggeselle, aber dieses Mal akzeptierte er es mit Gleichmut, wie er auch versuchte, Lirauns Dumpfheit und den plötzlichen, offensichtlichen Verfall ihrer Gesundheit zu ertragen. Er war immer noch zufrieden, trotz allem. Seine alte Unrast, seine Erdenkrankheit, war verschwunden. Er wollte nirgendwo anders sein, nichts anderes tun – dieses Wissen drang von innen nach außen und verschaffte ihm Frieden. Wenn er in die Zukunft blickte, war er voller Zuversicht. Er hatte nun die Füße auf dem Boden, und er und Liraun hatten sich gut aufeinander zu entwickelt. Die Schwangerschaft hatte dies im Moment alles gestoppt, aber nachdem das Kind da war, würde sich alles wieder normalisieren. Er war kein sonderlich geduldiger Mann, aber er konnte genug Geduld entwickeln, um es bis dahin durchzustehen. Und dann würde alles gut werden. Alles würde schön werden. Und das Kind – er merkte, daß er ihm mit größerer Freude entgegensah, als er bei sich selber vermutet hätte.

*Warte, bis das Kind da ist, sagte er zu sich. Warte, bis das Kind geboren ist.*

Der letzte Monat der Schwangerschaft rückte heran, und Liraun unterzog sich einem weiteren Meerwechsel. Wenn sie auch körperlich immer noch schwach und zittrig war, so schien sie doch aus einer inneren Quelle Kraft und Würde zu ziehen. Aber nun forderte der Rat mehr und mehr von ihr, als wolle er soviel Nutzen wie möglich aus ihr ziehen, solange sie noch eine Mutter von Shasine war.

Manchmal begleitete er sie zu den Ratsversammlungen oder holte sie auf dem Rückweg von der Arbeit dort ab, und er sah und hörte genug, aus kleinen Unterhaltungsfetzen, um zu merken, daß das, was Ferri gesagt hatte, stimmte: Liraun regierte zusammen mit den sechs anderen Müttern, die im Moment den Rat bildeten, wirklich Shasine. Es war eine gewaltige, komplizierte Aufgabe, und Farber verstand nur soviel, daß er froh war, daß es nicht seine Aufgabe war. Finanzen zum Beispiel waren für die Cian ein Spiel, wie sie es für Terraner niemals hätten sein können. Sie gingen damit um wie in einem Märchenspiel. Wenn dies auch auf der Erde der Fall war, so gab man es dort doch selten oder nie zu – aber niemals würde man auf der Erde bereit sein, mitten im Spiel die Regeln aufzuheben oder zu ändern, wie es manchmal in Shasine geschah. Manchmal wischten sie einfach alle Schulden aus und begannen wieder von vorn, oder sie einigten sich auf einen neuen Geldwert;

»Staatsverschuldung« war ein unbekannter Begriff bei den Cian. Doch diese Angelegenheiten gehörten noch zu den am wenigsten komplizierten im Zusammenhang mit der Rolle einer Mutter von Shasine, und Farber war es zufrieden, die ganze Sache Liraun zu überlassen, wenn er auch eine ganze Weile brauchte, um sich an seine neue Rolle als »First Lady«, wie er es nannte, zu gewöhnen. Jetzt war Liraun die Wichtigere – wenn er überhaupt irgendwelche Bedeutung besaß (viel bestimmt nicht), dann nur, weil er mit ihr verbunden war, weil sie ihn gern um sich hatte, als sei er ihre Lieblingskatze.

An einem Tag in diesem Zeitraum wurde er Zeuge eines sonderbaren Vorfalles, den er erst Wochen später begreifen sollte.

Er und Liraun befanden sich auf dem Rückweg von einer Ratsversammlung. Als Mutter von Shasine hatte Liraun nun eine Karosse, die von einem der traurigen Tausendfüßler gezogen wurde, sowie einen Kutscher, der ihr zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung stand. Farber durfte nur auf besondere Anweisung hin mit der Kutsche fahren, und er erhielt stets viele ablehnende Blicke, wenn er sie bestieg oder verließ. An diesem Abend waren sie fast schon in der Row, als irgend etwas die Grabesstille, die zu dieser Nachtzeit in der Altstadt die Regel war, durchbrach: ein gespenstisches, klagendes Heulen von einem Musikinstrument, einem Horn vielleicht oder einer Flöte. Wieder ertönte es, dis-

harmonisch und verzweifelt, ein Geräusch, wie es vielleicht eine verlorene Seele während ihres Abstiegs in die Hölle von sich gibt. Dann ertönte eine Trommel, hart, rasselnd, mit einem wahnsinnigen Rhythmus, der wie ein Betrunkener vor und zurück taumelte.

Beim ersten Ton des »Horns« saß Liraun kerzengerade in der Kutsche, und Farber spürte, wie sie vor Angst zitterte. Jetzt – beim Ton der Trommel – schwankte sie und fuhr sich entsetzt an die Kehle. »Eine *Opeinade!*« flüsterte sie. Eine Sekunde lang saß sie still wie ein Stein, aber dann – Farber öffnete gerade den Mund, um zu fragen, was los sei – sprang sie auf die Füße und schlug gegen den Kutschersitz, um den Wagenlenker aufmerksam zu machen. »Die *Opeinade!* Suche sie! Folge den Tönen!«

Der Kutscher drehte sich um und starrte sie an. Sein Gesicht sah ablehnend verständnisvoll aus. »Aber Mutter, Ihr wißt, daß ich das nicht tun kann ...«

»Tu, was ich dir sage«, knurrte Liraun. »Suche sie. Sofort!«

Achselzuckend und murmelnd drehte der Fahrer den Wagen und lenkte ihn den Weg zurück. Farber streckte die Hand aus, um Liraun zurückzuziehen, aber sie schüttelte ihn ab und blieb stehen und hielt sich am Sitz des Kutschers fest. »Liraun ...« begann er, doch da beugte sie sich nach vorn und rief: »Schneller!« Ohne sich umzudrehen sagte der Kutscher mit erstickter, ablehnender Stimme: »Aber Mutter ...« Liraun schlug ihn

mit der flachen Hand in den Rücken, so fest sie konnte, und schrie: »Schneller! Die kalten Wesen werden dich verschrumpeln lassen, wenn du nicht schneller fährst!« Das reichte dem Kutscher. Niemand wollte, daß ihm eine Mutter von Shasine etwas Böses wünschte. Zischend trieb er den Tausendfüßler mit einem langen Stock an. Der Tausendfüßler muhte traurig, schüttelte sich und begann mit der doppelten Geschwindigkeit dahinzugleiten, rumpelte über die Steine und Furchen auf der Straße.

Unglücklicherweise hatte die Karosse nicht das vielfache Aufhängesystem wie der Tausendfüßler: Sie tanzte und holperte wild, während Farber Liraun zuschrie, sich hinzusetzen. Sie ignorierte ihn. Farber konnte kaum sitzen bleiben, doch Liraun hielt sich leicht aufrecht, verlagerte bei jedem Stoß das Gleichgewicht, als surfe sie – reglos starrte sie vor sich in die Dunkelheit; die Haltung von Nacken und Kopf verriet ihre Spannung und Angst. Schließlich tauchten Lichter auf: Fackeln tanzten vor ihnen unten am Hügel wie ein Zug aus leuchtendroten Edelsteinen. »Sie gehen zum Platz der Segnung!« rief Liraun über das Rasseln der Räder hinweg. »Hier entlang! Häng sie ab!« Sie schlug wieder gegen den Sitz des Kutschers. »Schneller!« Gehorsam lenkte der Kutscher den Wagen in ein Gäßchen, auf das Liraun gedeutet hatte, was die Karosse fast umwarf. Sie holperten einen steilen Abhang hinab. Blaue Funken sprühten unter den Rädern hervor, als der Kutscher zu

bremsen versuchte, damit sie das Tier nicht überrollten. Farber hing verwirrt und vernachlässigt auf seinem Sitz und biß die Zähne zusammen, versuchte, nicht daran zu denken, wie hart sie aufkommen würden auf dem Steinpflaster, wenn die Karre umfiel.

Holpernd und schwankend rollten sie auf den Platz der Segnung.

Liraun hatte es gut abgepaßt. Der Platz war noch leer, aber sie konnten das Horn näherkommen hören ebenso wie das Staccatorasseln der Trommeln, und daneben war ein Ton, wie ihn eine große, wütende Biene von sich geben konnte: ein einstimmiges, rätselhaftes Summen.

Die Kutsche kam kreischend zum Stillstand. Die Bremsen wirbelten drei Fuß hoch die Funken in die Luft, und sie war noch nicht völlig zum Stehen gekommen, als Liraun heraussprang und auf die Mitte des Platzes zurannte. Farber jagte ihr nach, rief ihren Namen, fürchtete, sie würde sich verletzen. Aber trotz der Schwangerschaft rannte sie wie ein Reh, und sie war fast zwanzig Schritt vor ihm, als die andere Frau auf den Platz schoß.

Auch diese Frau rannte, doch sie stolperte und taumelte beim Laufen, und es war offensichtlich, daß sie am Ende ihrer Kraft war. Gerade als er hinsah, stolperte sie und fiel zu Boden, rollte mehrmals herum und blieb mit dem Gesicht nach unten liegen. Sie versuchte nicht, wieder aufzustehen, sondern blieb ausgestreckt auf dem Pflaster liegen, nur die Schultern bewegten sich unter schwerem Keuchen. Hinten ergoß sich die *Opein-*

ade aus einem Gäßchen heraus auf den Platz. Für Farber wirkten sie wie aus einem alten Frankenstein-Film: Zwei oder drei Dutzend Männer mit Fackeln und improvisierten Waffen, Keulen, Pflastersteinen, Rohrstücken; ein *Twizan* schleuderte rituell etwas hin und her, das absurderweise wie eine riesige Zickzackschere aussah. Es hätte lustig, ja lächerlich wirken können, aber das war es nicht. Die Gesichter der Männer waren wütend und ernst. Die entblößten Fangzähne glitzerten böse; die Augen waren hart wie Stahl, und Farber dachte, dies sei der schrecklichste Anblick, den er je gesehen habe. Sie sahen die Frau, heulten auf vor Wut und Freude und stürzten nach vorn.

Liraun rannte ihnen entgegen.

Sie rannte an der anderen Frau vorbei, noch ein paar Schritte auf den entgegenstürmenden Mob zu, breitete die Arme aus und wartete reglos wie eine gekreuzigte Statue, wie König Kanute, der versucht, die fremde Flutwelle aufzuhalten.

Farber, der schnell hinterherlief, um sie einzuholen, kalte Angst im Magen, schien es einen Augenblick lang so, als würde der Mob nicht stehenbleiben, als würde er Liraun überrennen, sie zertrampeln, um an die andere Frau zu gelangen. Doch fast unmerklich verlangsamte sich die Menge, fiel in den Schritt und kam ein paar Schritte vor Liraun zu einem unruhigen, wogenden Halt, wie ein Brecher, der auf seinem Weg zum Strand aufgehalten wird.

Schweigend beäugten sie sich, Liraun und die hunderthändige, vielköpfige Menge.

Dann sagte Liraun, immer noch die Arme ausgebreitet: »Die Jagd ist vorbei. Geht heim.«

Unruhig erhob sich die Menge, summte jenes ominöse scharfe Summen, und dann antwortete eine Stimme: »Die *Opein!*« Und eine andere Stimme: »Was ist mit der *Opein?*« Und noch eine weitere: »Überlaß sie uns! Sie ist eine *Opein!*« Sie rückten weiter vor.

Liraun trat einen Schritt nach vorn, hob die Arme höher, hielt den Mob, schien die Leute zurückzudrängen, als sei sie eine Strahlenwand mit unsichtbaren Kräften. »*Opein* oder nicht«, sagte sie. »Ihr sollt sie nicht haben. Sie gehört nun mir, und die *Opeinade* ist vorbei!« Ihre Stimme klang hart, eisig und voller Autorität. Die Menge vernahm diese Autorität und begann zögernd, unfreiwillig darauf einzugehen. Ein paar Männer hinten wandten sich bereits zum Gehen.

Hinter Liraun setzte sich die Frau auf.

Das war ein Fehler. Als der Mob ihr Gesicht sah, heulte er auf, und ein junger Mann von der Spitze schoß nach vorn und versuchte, um Liraun herumzugelangen. Zischend schnappte sich Liraun seine Fackel und schlug sie ihm heftig über den Kopf. Als er niederfiel, und die Funken im Haar ausschlug, wirbelte Liraun die Fackel herum, so daß sie hell wie ein Komet aufflackerte und schrie: »Macht, daß ihr fortkommt! Wesen aus dem Meer! Hört, was ich sage! Fort hier! Sofort!«

Und sie schleuderte die Fackel in die Menge.

Das brach den Widerstand. Sie drängten sich von dem Platz, einige verdutzt rennend, andere mißmutig vor sich hintrottend, doch keiner wandte sich mehr um.

Liraun starrte hinter ihnen her und stand so gerade wie ein Ladestock. Ihr Gesicht war leidenschaftlich und stolz. Farber beobachtete sie ehrfürchtig, hatte fast Angst vor ihr, sah in dieser zornigen Walküre keinen Zug mehr von jener Liraun, die er zu kennen glaubte.

Die andere Frau richtete sich mühsam auf. Liraun unternahm keinen Versuch, ihr zu helfen. Ihr Gesicht war verschmiert von Schmutz, Schweiß und Blut, das Haar wild zerzaust. Eine Verletzung, wahrscheinlich von einem Stein, färbte eine Gesichtshälfte lila und begann anzuschwellen. Trotz dieser Entstellung merkte Farber erschreckt, daß er sie kannte. Sie hieß Tamarane und war die Frau von Lord Vrome (sein richtiger Titel lautete *Hyrithakumenäe*: »Ehrlicher Besitzer von Ländereien in Escrow, für einen Subsepten, dem er vorgesetzt ist«), der blutsmäßig mit der Genawen-Linie verwandt war. Er hatte sie einige Male im Haus der Genawen getroffen und einiges Gerede über sie gehört. Sie hatte nun bei zwei *Weinunid*-Perioden nicht empfangen und wurde für unfruchtbar gehalten.

Liraun und Tamarane beugten sich sowie zuvor Liraun und der Mob, und zwischen ihnen herrschte die gleiche Feindseligkeit und Spannung wie zuvor.

Schließlich gelang Tamarane ein verzerrtes Lächeln mit ihrem verletzten, blutigen Gesicht. »Nun, Mutter«, sagte sie mit gebrochener, ironischer Stimme. »Danke für mein Leben.«

»Ich hätte dich ihnen überlassen sollen«, entgegnete Liraun bitter. »Ich hätte dich ihnen überlassen sollen. Nur konnte ich es irgendwie nicht ...« Plötzlich schwankte sie, war nicht mehr stark, sah grau und müde und hager aus. Farber streckte die Hand aus, um sie zu stützen.

Auch Tamaranes Gesicht veränderte sich. »Liraun ...« sagte sie oder versuchte es, mit Betroffenheit in der Stimme und reumütiger Zärtlichkeit. Aber Liraun schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. »Ich will nichts von dir hören«, sagte Liraun kalt. »Es gibt nichts, was du noch irgend jemandem zu sagen hättest. Du hast dir dieses Privileg verscherzt.« Dann kam die Kutsche, und Liraun stieg, unterstützt von Farber, hinein. Sie sah Tamarane nicht mehr an.

Farbers letzter Blick auf die Szene, als die Kutsche fortrumpelte, traf auf eine Tamarane, die allein mitten auf dem Platz stand und ihnen nachsah und mit ihrem zerstörten Gesicht ein komplexes, bitteres, ironisches Grinsen grinste, als sie hinter ihnen in Dunkelheit und Geheimnis versank.

Liraun weigerte sich, über den Vorfall zu sprechen, doch am nächsten Tag war Farbers Arbeitsstelle voller Klatsch und Gerüchten. Man hatte entdeckt, daß Ta-

marane – wie, das wußte niemand – in Wirklichkeit nicht unfruchtbar war. Statt dessen hatte sie eine *Droge genommen, welche die Empfängnis verhinderte* (der Cian erschauerte in unvorstellbarem Entsetzen, als er dies mitteilte, und Farber fiel auf, daß es das Wort »Verhütungsmittel« in ihrem Vokabular gar nicht gab) – die besagte *Droge-die-Empfängnis-verhindert* sei unter enormen Mühen von den fernen Landen an der Südküste heraufgeschmuggelt worden. Daher die *Opeinade*. Offensichtlich konnte nur ein *Opein* oder eine Frau, die von einem *Opein* besessen war, eine so monströse Tat begehen, und das beste war, sie auszulöschen, ehe der *Opein* noch andere vergiften konnte. Farbers Kollegen waren alle durch Lirauns Eingriff bei der *Opeinade* verwirrt, aber sie tadelten sie nicht dafür – jetzt, da der kritische Moment vorüber war – und stellten auch ihre Handlung nicht in Frage: Immerhin war sie »Eine, die der Harmonie teilhaftig ist«, und von daher waren ihre Entscheidungen göttlich motiviert und *per definitionem* korrekt, wie unbegreiflich sie auch immer den anderen bloß untransmogrizierten Wesen erscheinen mochten – ärgerlicherweise schlossen sie Farber in diese Bezeichnung mit ein und scherten sich nicht darum, ihn nach den Gründen für Lirauns Benehmen zu fragen, denn sie nahmen selbstverständlich an, er sei viel zu niedrig, um sie verstehen zu können.

Aber die *Affaire* um Tamarane war bei weitem nicht vorbei. Man hatte schon zwei Flußhändler unter dem

Verdacht der Komplizenschaft beim Schmuggel der *Droge-die-Empfängnis-verhindert* in den Norden von Shasine verhaftet, und Tamarane selbst war in Slop verschwunden, dem Hort fremder Wirtshäuser und billiger Hotels am Vandermonterufer des Aome. Niemand würde ihr etwas zuleide tun, denn eine Mutter von Shasine hatte ihren schützenden Mantel über sie gebreitet, doch zugleich war allen klar, daß sie nicht lange in Aei bleiben konnte – niemand würde ihr helfen, ihr Schutz gewähren oder ihr etwas verkaufen, außer vielleicht ein paar fremde Kaufleute von zweifelhaftem Aussehen. Aber wenn Lirauns Zeit als Mutter vorbei war, galt ihr Schutz nicht mehr, und die *Opeinade* würde wieder die Jagd auf Tamarane beginnen. Es gab noch weitere Spekulationen, etwa die, ob Lord Vrome vielleicht selbst an dem Verbrechen seiner Frau beteiligt war. Ob er es nun gewußt hatte oder nicht, er war jedenfalls in tiefe Ungnade gefallen.

Später nahm Farber die Zahnradbahn hinauf in die Altstadt. Er war gerade auf der Esplanade angekommen und bahnte sich seinen Weg durch die Nachmittagsmenge auf der Terrasse, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch das andauernde Schellen eines Gongs oder einer Triangel erregt wurde. Er blickte hoch. Dort stand ein Mann auf dem Dach eines jener hohen Gebäude am Rand der Esplanade, sechs Stockwerke hoch, stand mit den Händen im Nacken verschränkt. Ein paar Schritte hinter ihm stand ein Diener mit einem bronzenen Gong und einem Klöppel. Der Diener schlug wieder und wie-

der den Gong, bis die Klangwellen überall über die Terrasse wehten und jeder hochblickte. Zufrieden, daß alle Augen auf ihm ruhten, entfaltete der Mann die Hände, berührte die Brust und verbeugte sich. Dann trat er zum Rand des Daches, hob die Arme wie ein Turmspringer und warf sich in die Luft.

Der Mann schien lange Zeit in der Luft über Farber zu schweben und hatte die Arme zu beiden Seiten ausgestreckt. Das Haar flatterte im Wind. Das Gesicht blickte ernst. Und dann wurde er plötzlich schneller, sauste herab und vorbei, da er den Sprung so berechnet hatte, daß er an der Esplanade vorbeikam. Der Wind trieb ihn weit hinaus, der Neustadt zu, den lotrechten, dreihundert Fuß tiefen Abhang hinab auf die Dächer von Brundane. Er wirbelte herum, wurde kleiner, ein Püppchen von der Größe eines Fingernagels, ein Tupfen, ein Fleck, verschwand vollständig, verschluckt von Ferne und Tod.

Farber hatte ihn erkannt.

Es war Lord Vrome.

Oder besser. Es war Lord Vrome gewesen.

Eine oder zwei Wochen später ging Farber in der Dämmerung durch eines der schmalen, engen, gewundenen Gäßchen im Inneren der Altstadt, als er von Angesicht zu Angesicht auf einen Entgegenkommenden stieß. Ein flüchtiger blutroter Sonnenstrahl, der durch einen Schacht zwischen dunklen Felsen herabfiel, beleuchtete das Gesicht des Mannes.

Es war Lord Vrome.

Farber rang nach Luft und wich gegen die Mauer zurück, war zu verduzt, um auch nur erschreckt zu sein. »Lord Vrome!« flüsterte er, fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich und seine Lippen taub wurden. Der Mann sah ihn an, das unmögliche Gesicht unbewegt und entrückt, und sagte: »Sie irren sich. Ich bin nicht Lord Vrome. Mein Name ist Tanar *sur* Riné.«

Er schob sich an Farber vorbei – der vor der Berührung zurückwich – und ging weiter, war innerhalb von fünf Schritten in der schleimigen Dunkelheit verschwunden.

Farber starrte ihm lange Zeit nach, bemüht, noch etwas von ihm zu sehen. Es *war* Lord Vrome gewesen: Das gleiche Gesicht, Zug für Zug, Körper, Statur und Gangart, alles gleich, nur die Kleidung war anders.

Aber es konnte nicht Lord Vrome gewesen sein.

Farber ging weiter. Gänsehaut überzog seinen Körper. Angstvoll blickte er in dunkle Ecken; die unheimliche Stille und das Geheimnis der Altstadt legten sich auf ihn wie ein Gewicht.

In jener Nacht träumte Farber, er sei bei der Erzeugung des Lebens zugegen.

Das war noch, bevor irgend etwas existierte, nicht einmal Berge und Meer, und die Erde war grau und glatt wie eine Billardkugel.

Farber – oder Farbers Blickpunkt, da er keinen Körper hatte – schwebte über der flachen, aschfarbenen

Ebene, die sich in alle Richtungen unendlich weit zu erstrecken schien. Dann erschienen unter seinem Blick die Götter am Horizont und blickten hinab in die Welt. Es waren zwei, unendlich groß, vage humanoid, mit den leeren, roh geschnittenen, übergroßen Augen der Statuen auf den Osterinseln. Steif begannen die beiden Götter – jeder Meilen groß, und Sturm und Blitze jagten ungeachtet um sie her – nachdenklich auszuschreiten. Unter ihrem Gewicht sank der Ascheboden tief ein und rauchte. Sie gingen entschlossen geradeaus, Seite an Seite, blickten geradeaus, an Farbers Standpunkt vorbei auf den Horizont zu, verkleinerten sich zur Größe großköpfiger Tiki-Totems, verschwanden um den Planeten herum. Sie ließen eine lange Doppellinie tiefer Fußabdrücke hinter sich zurück. Jeder Abdruck füllte sich mit Wasser und strahlte mit einem gespenstischen blauen Schein. Langsam begannen sich die Abdrücke zu vergrößern, zu verschmelzen, breiteten sich in immer größer werdenden Kreisen aus, und die Älteren Wesen, die auf der Ascheebene lebten, Wesen, die lebten, ohne lebendig zu sein und ohne Zuflucht im Fleisch, Überbleibsel des Urchaos, zogen sich angeekelt vor diesen Tatsachen der Kausalität und des Lebens zurück. Wenn die Spuren sich trafen, nachdem sie den ganzen Planeten umzogen hatten, würde das Chaos vertrieben, die Zeit würde beginnen, und die Fruchtbare Erde würde geboren sein.

Farber verließ seinen Standpunkt, um in einen der Wassertümpel am Grund eines der Fußabdrücke der

Riesen zu blicken, auf das wimmelnde, sich windende  
Leben, das dort entstand.

Der Tümpel war voller Würmer.

Die Würmer hatten Lirauns Gesicht.

\*

Manchmal kam Jacawen *sur* Abut, Lirauns Halbonkel, zu Besuch. Offensichtlich mehr aus politischen Gründen als aus familiärer Zuneigung, da sowohl Liraun als auch Jacawen sich sehr förmlich zueinander verhielten und der Großteil ihrer Konversation aus einem Austausch von Ritualen zu bestehen schien. Aber Jacawen wußte nicht, was er mit Farber anfangen sollte. Es gab kein Ritual, das ihm vorschrieb, wie er sich verhalten sollte – die Situation war einzigartig. Der Mann war da. Man mußte sich mit ihm auseinandersetzen, eine Beziehung aufnehmen. Aber was für eine? Jacawen wußte, wie man sich Außenweltlern gegenüber verhielt, das war Teil seiner Arbeit, und es hatte sich ein angemessener Brauch entwickelt. Aber ob er wollte oder nicht, er konnte Farber nicht mehr als Außenweltler betrachten – er war nun mit den Banden des Blutes an Jacawens eigenes Haus und seinen Stamm gebunden, er war, per Gesetz, ein Verwandter. Jacawen jedoch fand es unmöglich, ihn in dieser Rolle zu akzeptieren. Er konnte sich Mühe geben wie er wollte, er konnte sich nicht einfach völlig herzlich innerhalb des Familienrituals verhalten mit diesem riesigen, lauten Fremden. Und Farbers Unkenntnis der richtigen Form machte die Sache noch schwieriger. Es blieb nichts anderes übrig als der Versuch, mit Farber in einer außergewöhnlichen, speziellen Weise umzugehen, ungeleitet durch Sitte oder Ritual, wo keiner vom

anderen wußte, was dieser erwartete – für einen Cian eine erschreckende Vorstellung, besonders für einen aus Jacawens abgehobener und aristokratischer Kaste.

Jacawen machte einen bewußten Versuch, Farber eine Ehre zu erweisen. Jacawen war ein Schattenmann. Wie bei dem Apachen *Netdahe* oder den *Yaki-Yori* auf der heimatlichen Erde bestand seine Philosophie in unerschütterlicher Feindseligkeit gegenüber Fremden, gegenüber allen Eindringlingen. Anders als bei *Netdahe* war er aber nicht verpflichtet, sie beim ersten Anblick zu töten. Soziale Kontakte mit Fremden wurden von den Schattenmenschen als verachtenswerte, aber unvermeidliche Bedingung des interstellaren Handels angesehen, welcher wiederum als unvermeidliches Übel betrachtet wurde. Angst wirkte sich bei den Cian nicht in Gewalt aus, zumindest nicht als gesellschaftlich bedingte Gruppengewalt, wenn es auch viele Duelle gab. Immerhin bestand diese Feindseligkeit. Jacawen war daran gewöhnt, Fremden mit höflicher Verachtung und scharfem Mißtrauen zu begegnen. Das tat er auch. Er hätte Schwierigkeiten damit gehabt, ihnen irgendwie anders zu begegnen. Er mochte Farber nicht. Er schätzte Farber nicht – alles an dem Erdenmenschen strahlte für ihn eine beleidigende und vergiftende Unorthodoxität aus. Farbers Heirat mit Liraun hatte ihn verletzt, und Liraun war ihm damit auf immer entfremdet. Es war eine Wunde, die niemals heilen würde. Doch nach dem Brauch seines Volkes war er verpflichtet, mit dem ver-

achteten Fremden eine Synchronisierung des Geistes zu versuchen. Es war für ihn undenkbar, dies zu tun, indem er Farbers Ungewöhnlichkeit mehr entgegenkam und sie tolerierte. Ignoranz der Sitten war keine Entschuldigung; die Harmonie lag in allen Herzen und wartete darauf, entdeckt zu werden, und wenn Farber sie nicht gefunden hatte, war das sein Fehler. Deshalb verbrachte Jacawen lange Stunden damit, Farber zu erklären, was seiner Meinung nach falsch an der Lebensweise der Erdenmenschen war.

»Du gehst zu schnell«, sagte er einmal und wiederholte dabei unbewußt Ferris Worte. »Du bist ungeduldig. Du begreifst nicht, was du siehst, und wartest nicht, bis dir die Einsicht kommt. Du stürzt einfach weiter, so irrsinnig schnell.« Er zwinkerte, schüttelte den Kopf und suchte nach dem richtigen Ausdruck. »Du bist *ehrgeizig* ...« – er benutzte eine terranische Vokabel dafür, weil es in seiner Sprache kein Wort dafür gab – »... und du gehst so schnell, daß du nicht den Boden unter deinen Füßen sehen kannst, und daher zerstörst du, was um dich herum ist. Wie die wilden Tiere bist du gefährlich, wenn du auch nicht offen feindselig bist. Du bist viel zu sehr mit der Außenwelt beschäftigt, der Welt des Fleisches und der Dauerhaftigkeit, und nimmst nicht die Innenseite der Welt in dir selbst wahr. Das ist bei dir wie eine Krankheit, eine Vergiftung, diese Haltung läßt dich nur immer einen Aspekt einer Sache sehen.« Er hielt inne, und seine Miene veränderte sich von

Sachlichkeit zu Wut. »Wir, die Schattenmenschen, haben ebenfalls diese Krankheit, aber wir leiden weitaus weniger darunter. Daher können wir mit dir umgehen, daher können wir dich überhaupt verstehen. Wir sind eine Ausnahme, anomal, aber wir haben unsere Aufgabe – die Bürde der irdischen Regierung lastet auf uns. Wir dienen als Puffer für den Rest des Volkes. Wir sind die Barrieren gegen die Vergiftung an Körperlichkeit, die Wesen wie du verbreiten. Das ist unser Stolz und unser Leid – es ehrt uns, daß wir unser Volk so schützen und es ist unsere Schande, daß wir so verseucht sind, daß wir dazu fähig sind.«

Und so weiter, die ganze Nacht lang.

Farber verstand es nicht. Jacawan verstand Farber nicht.

Nach einer Weile hörte Jacawen entgegen aller Tradition auf, sie zu besuchen.

Farber begann, Genawen *sur* Abut, Jacawens Halbbruder, öfter zu sehen. Wenn er auch zu einer der Tausend Familien gehörte, war Genawen doch kein Schattenmensch – das mußte man werden, man wurde nicht dazu geboren – und schien Jacawens Abneigung gegen Fremde nicht zu teilen. Er war ein kluger, jovialer alter Mann und führte mit gütiger Strenge einen großen Haushalt. Sein Haus war ein weiträumiger Steinbau am Platz der Auferstehung am anderen Ende der Esplanade.

Genawens Frau wurde zu dieser Zeit ebenfalls Mutter, und dies gab ihm und Farber gemeinsamen Gesprächsstoff, wenn sich auch Genawen die meiste Zeit darüber beklagen wollte, wie sehr seine Frau in der Zeit ihrer Herrschaft das Hauspersonal verdarb. Doch was Genawens Haushalt zur Zeit am meisten durcheinanderbrachte, war etwas, das Farber wie eine Zirkusparade ohne Elefanten erschien und im Innenhof stattfand.

»Was, zum Teufel, ist das?« fragte er, als Genawen ihn über den Plattenrand des Hofes führte.

»Das ist die Probe für die Prozession meiner Frau«, antwortete Genawen.

»Aber was für eine Prozession?«

Genawen verstummte. Er starrte Farber erstaunt an. »Was für eine Prozession?« murmelte er leer, und dann sagte er: »Was für eine Prozession? Oh, hohoho! Beim Ersten Toten Ahnen – weißt du, daß ich nicht sicher bin, ob ich dir verraten soll, was es ist? Ich habe es noch niemals zuvor erklären müssen. Oh, hohoho!« Genawen lachte bei den Hohohos wie ein Nikolaus, mit perfekter Aussprache und keinem einzigen Extra-Ho – auch keinem fehlenden. Er sah auch wie ein Nikolaus aus, abgesehen von dem fehlenden Bart: buschige Brauen, rosige Wangen, fetter, wabbliger Bauch. Da seine Frau schwanger war, hatte er auch Milch, und seine sechs hängenden Brüste tanzten auf und nieder, wenn er lachte. »Nun, wir wollen sehen, wie ich das erkläre«, begann Genawen ernster. »Du weißt, daß Owlinia, meine Frau, Mutter

ist, und ihr Termin steht kurz bevor. Die Geburt kann jeden Tag stattfinden. Nun, diese Leute hier werden sie zum Gebärrhaus bringen, wenn es soweit ist – du weißt über die Gebärrhäuser Bescheid, oder?»

»Ja. Liraun hat sie neulich erwähnt.«

»Nun«, fuhr Genawen fort, »die Prozession geleitet sie zum Gebärrhaus wie eine ...« Er suchte in seinem kleinen Vokabular nach dem terranischen Ausdruck.

»... eine Ehrengarde?» schlug Farber vor.

»Ja«, meinte Genawen, »das ist richtig, wenn man auch bemerken muß, daß zugleich ein ernster religiöser Ritus damit einhergeht. Daher tragen diese Männer Kostüme, andere Talismane oder Götzenbilder, wie deine Leute sagen würden –, aber das entspricht noch immer nicht ganz dieser Sache. Viele repräsentieren die Machtwesen oder symbolisieren die Naturkräfte.«

»Was stellt dieser hier dar?« fragte Farber und zeigte auf einen Cian, der von Kopf bis Fuß in ein graues Kostüm, an einigen Stellen mit weichen Federn besetzt, gekleidet war – er hatte große Kreise aus roter und schwarzer Farbe um die Augen gemalt und vergoldete falsche Fangzähne, die fast dreißig Zentimeter lang waren.

»Das ist einer der Feten«, antwortete Genawen, »und es ist unheilverheißend, über ihre Bedeutung zu reden, besonders für Männer in unserer Lage, wo die Mütter fast soweit sind, mit der Prozession zu gehen. Man muß bei solchen Dingen die Form wahren. Daher gehen im-

mer mindestens zwei Zwielightwesen mit der Prozession, ein *Twizan* und eine *Souúbrae*.«

Wie auf ein Stichwort hin kam in diesem Augenblick eine *Souúbrae* aus einem der angrenzenden Gebäude in den Hof. Es war die gleiche ausgemergelte, habichtgesichtige Alte Frau, die bei Lirauns Namensgebung präsiert hatte. Sie glitt wie ein Eisberg durch ein Meer von leuchtend bunten Kostümen, gab hier mit einem Wort Befehle, dort mit einem Nicken oder einer knappen Geste. Ihr wurde sogleich gehorcht. Die *Souúbrae* blieb einen Moment stehen und starrte Farber an. Es war deutlich, daß sie ihn erkannte. Sie blähte die Nüstern, schenkte ihm einen Blick kalter Ablehnung und ging weiter. Sie schien eine Kälte- welle hinter sich zu lassen in dem staubigen Hof.

»Ich glaube, sie mag mich nicht«, sagte Farber.

Genawen zuckte die Achseln.

»Was heißt denn *Souúbrae* überhaupt?« fragte Farber.

»Das ist ein altes Wort«, entgegnete Genawen. »Es bedeutet ›Unfruchtbare‹.«

»So sieht sie auch aus«, meinte Farber. »Unfruchtbar wie ein Felsen.«

Genawen grinste. »Hohoho! Sei besser vorsichtig, Farber. Einige von ihnen haben viel Macht. Sie könnte dir die Milch in den Brüsten sauer werden lassen!«

»Da habe ich keine Sorge«, erwiderte Farber mit einem Grinsen.

»Äh?« sagte Genawen. Dann, als er die Pointe begriff: »Oh, hohoho!«

Farber zählte. »Wie viele Männer gehen mit dieser Prozession? Ah, zwanzig.«

»In dieser fünfundzwanzig.«

Farber pfiß, schnalzte dann Genawen zum Gefallen mit der Zunge, weil ein Cian nicht vor Überraschung pfiß. »Das muß aber teuer sein.« Plötzlich sah er besorgt aus. »Muß ich auch für Lirauns Prozession bezahlen?«

»Nein, das wird nach dem Brauch die Regierung tun, die zumindest eine kleine Prozession für jede Mutter von Shasine finanziert. Natürlich, wenn du zusätzliche Leute oder teure Kostüme haben willst, dann mußt du dafür bezahlen wie ich hier. Oh, hohoho! Wenn ich mir das auch nicht mehr lange werde erlauben können, beim Zweiten Toten Ahnen, wenn Owlinia weiter so schlecht wirtschaftet.«

Aber Farber hörte nicht hin. Irgendwo im Hinterkopf saß ein Gedanke, der um seine Aufmerksamkeit kämpfte, aber er konnte ihn irgendwie nicht erreichen. Er vergaß es.

Eine Woche später traf Farber Genawen wieder in einem kleinen Park am Fuße des Drachenhügels. Genawen und eine junge Cian fuhren sechs Babys in einem kompliziert gebauten, vollen Handkarren spazieren.

Farber begrüßte sie, und Genawen bestand darauf, eines der Kinder hochzunehmen und es begeistert dem Erdenmann unter die Nase zu halten. Das Baby begann ebenso begeistert zu schreien.

»Oh, hohoho!« sagte Genawen. »Ein feiner Wurf, nicht wahr?«

»Sie sehen sehr gesund aus«, meinte Farber.

»Zu gesund«, antwortete Genawen. Er hatte sich das Baby an eine seiner prallen, glänzenden Brüste gelegt, die er nun nach dem Brauch für stillende Väter entblößt trug. »Es tut weh, wenn sie fest saugen.«

Farber unterdrückte ein Lächeln. Einen Moment standen sie schweigend da und blickten auf die ausgebreitete Neustadt unter ihnen, während Genawen ein weiteres hartnäckiges Baby säugte. Die junge Frau hielt sich im Hintergrund.

Schließlich bemerkte Genawen sie. Er winkte sie zu sich und legte ihr eine fleischige Hand auf die Schulter. Beide lächelten Farber an, Genawen begeistert, das Mädchen schüchtern. »Farber«, sagte Genawen, »das ist meine neue Frau.«

Beim nächsten Mal erwischte Farber den flüchtigen Gedanken in seinem Kopf. Er wünschte sich inständig, er hätte es nicht getan.

\*

Früh am Morgen verließ Farber die Arbeit und machte sich auf die Suche nach einem Gebärdhaus. Sie waren nicht leicht zu finden – das cianische Verständnis von Züchtigkeit diktierte, daß es schmucklose, unscheinbare Gebäude sein mußten, und es gab nicht das cianische Gegenstück eines Telefonbuches. Aber einer von Farbers Kollegen hatte seine Frau vor ein paar Tagen zu einem Gebärdhaus gebracht, und wenn er sich auch strikt weigerte, die eindringlichen und unhöflichen Fragen des Erdenmenschen zu beantworten, hatte Farber ihn doch belauscht, als er seinen Freunden den Weg der Prozession beschrieb. Farber hatte so eine verschwommene Vorstellung, wo eines dieser Gebärdhäuser lag.

Er machte sich zu Fuß auf in die Neustadt, folgte dem Flußweg am belebten Aomeufer entlang. In der Altstadt gab es keine Gebärdhäuser – diese Information hatte er in den letzten Tagen aufgeschnappt. Offensichtlich waren sie dort verboten. Er bezweifelte, ob es eines in diesem Bezirk geben würde; so wie er es verstanden hatte, lagen diese Häuser in ruhigen, abgelegenen Teilen der Stadt, nicht weil man sie als schändlich betrachtete, sondern weil sie als so heilig angesehen wurden, daß sie nicht unziemlich durch den Lauf urbanen Lebens vergiftet werden sollten. Er ging schnell, fast im Trab, bis die Stadt zu beiden Seiten spärlicher besiedelt war und damit ihre Grenzen erreichte, und er wandte sich

der Nordstraße zu. Hier mußte er langsamer gehen und aufpassen. Überall konnten die Gebärhäuser sein.

Die Nordstraße verlief parallel zum Alten Meer, ungefähr eine Viertelmeile davon entfernt, hinter den endlosen Dünenketten. Farber folgte ihr über Meilen hinweg die Küste entlang, während die verstreuten Häuserblocks, die Vororte von Aei, immer seltener wurden. Er fand immer nur Häuser mit einem offensichtlichen Zweck: Bauernhöfe, Maschinengeschäfte, Ziegeleien – keines konnte ein Gebärhaus sein. Hartnäckig ging er weiter. Der drohende Monolith der Altstadt hatte zunächst vor ihm und zur Linken aufgeragt; nun lag er fast hinter ihm. Der Haufen von Dächern und Türmen glänzte gegen den dunkler werdenden Nachmittags Himmel. Als er hinter ihm zurückblieb, öffnete sich die Welt vor ihm, wie sich die Stadt den Vororten geöffnet hatte, als er sich der Nordstraße zugewandt hatte. Er hatte das Gefühl, als ob das Auge Gottes sich gerade langsam geöffnet habe, wie eine übernatürliche Fernsehkamera, die ihn zu einem winzigen schwarzen Flecken reduzierte, der sich über eine ungeheuer große weiße Fläche mühte. Der Wind roch nun nach Weite, nach allen Orten, an denen er jemals gewesen war, den unermesslichen Ausdehnungen einer fremden Welt, offen bis zum Horizont. Es war zugleich einschüchternd und anregend. Er merkte, daß er auf dieser Welt niemals außer Sichtweite der Altstadt gewesen war, daß sich seine Erfahrung von Weinunnach auf einen Radius von zwanzig

Meilen beschränkte. Nun, als der Obsidianfelsen und seine Last von steilen Türmen hinter dem Horizont zu versinken begannen – wie ein skelettiertes Geisterschiff, das sinkt – spürte Farber den unvermittelten Trieb, immer weiterzulaufen, ungeachtet seines ursprünglichen Ziels. Weiter und weiter über die Schneeebene zu wandern, bis Aei verschwunden war, bis alles, was er kannte, nicht mehr da war – Liraun vergessen, ihr Kind, Ferri, die Erde, sein ganzes altes Leben ablegen und vergessen, weitergehen, bis er an einen neuen Ort geriet, eine neue Stadt, um neu zu beginnen. Es durchfuhr ihn wie sexuelle Begierde, wie ein elektrischer Strom, wie ein heißer drogengeschwängelter Wind. Es schüttelte und beutelte ihn. Einen Augenblick lang beherrschte es ihn und ritt auf ihm wie ein Dämon, dann riß er sich los. Der Wind peitschte es fort, und es war verschwunden. Er zwinkerte. Er schüttelte den Kopf.

Er ging weiter.

Immer noch kein Gebärdhaus.

Die Landschaft um ihn herum war unter einer mindestens zwanzig Zentimeter dicken Schneedecke begraben, wenn man auch die Nordstraße irgendwie makellos frei gehalten hatte. Hier wuchs nichts mehr, wenn man von ein paar Schneebäumen absah, die in kleinen Hainen über niedrige Hügel verstreut waren. Sie waren hoch, üppig und durchsichtig, wie Riesenspargel, wie Wachsbohnen, mit spitzen ebenholzscharzen Kronen. Sie waren heliotrop und drehten sich zur Sonne auf ih-

rem Weg nach Westen. In dieser Jahreszeit, im tiefsten Winter, blühten sie, und die Luft war voll von den weißen Wolken ihrer Samen. Eine Weile lang erlebte Farber beim Wandern über die Straße eine sonderbare, angenehme Attacke von *déjà vu*, die so lange blieb, bis er den Grund dafür herausgefunden hatte. Es war ein ungewöhnlich warmer Tag für die Jahreszeit – für Shasine im Winter –, und das helle Sonnenlicht, der verhangene blaue Himmel, die treibenden Samen, dies alles zusammengenommen kam – wenn man den Schnee ignorierte – in der Wirkung einem sanften Frühlingstage auf der Erde gleich. Hemdsärmeliges Wetter, Vögel singen unsichtbar im leuchtenden Himmel, süße Wolken von Kirschblüten im Wind, vielleicht eine Bande lärmender Kinder, die irgendwo Fußball spielen. Die Vision war für ihn so real, daß er fast den Mantel auszog, so abwesend war er. Aber die »Vögel« waren Eidechsen oder kleine geflügelte Beuteltiere; der Samen hatte einen üblen, fauligen Geruch, und was auch immer vor ihm lag, es war beileibe kein Fußballspiel. Das wurde ihm innerhalb eines Augenblicks klar, und die Illusion verschwand. Wieder und wieder tappte er in die Falle von Bildern und alten Denkweisen, die hier nicht mehr zutrafen, und wiederholt verriet ihn Weinunnach, ließ ihn das Nachsehen haben, riß ihm den Boden unter den Füßen fort, schlug ihm ins Gesicht. Wie lange würde es dauern, bis er gefühlsmäßig akzeptierte, daß er nicht mehr auf der Erde war?

Plötzlich zitterte er. In der Luft lag ein bitterer, knochentiefer Frost, den das direkte Sonnenlicht nur einen Augenblick lang verhüllen konnte. Eine plötzliche Kurve brachte ihn zu einem Schrein am Straßenrand, verlassen, zur Straße hin offen und ein Stück in den Boden versunken. Die halbrunde Wand, die ihn umgab, bestand aus kleinen Stücken aus Marmor, Porzellan und Keramik. Im Schrein standen Steingötter, vierschrötige, starrende Götter von etwa vier Fuß Höhe, mit grotesken Gesichtern und knorrigen Händen, ein wenig an den aztekischen Stil erinnernd. Einige erkannte er. Die Warmen Wesen, geschnittene Jade mit Silber und Knochenintarsien, hatte man umgedreht, so daß die Gesichter zur Wand blickten. Für den Rest des Winters würden sie so abgewandt von einer Welt bleiben, deren Schicksal sie nicht kontrollierten und deren Leiden sie auf keine Weise verhindern konnten. Die Kalten Wesen, aus verwittertem Gestein und poliertem Obsidian, hatte man nach vorn in den Schrein gestellt, und sie dräuten über der Straße. Ihre Gesichter waren grimmig, unglücklich und stolz. Ihre leeren schwarzen Obsidianaugen schienen ihm beim Vorbeigehen zu folgen.

Eine Viertelmeile nach Passieren des Schreins gab Farber auf. Er blieb geschlagen auf einer kleinen Anhöhe stehen und versuchte, wieder Luft zu bekommen. Hinter ihm ragte die Altstadt wie ein zersplitterter Baumstumpf über den Rand der Welt; fern im Westen sah er die wintergestreiften Bäume eines Obsthains, aus

der Entfernung winzig wie Zweige; vor ihm, im Norden und Osten, lagen die schneeverhüllten Dünen – wie eine Miniaturbergkette – und das Alte Meer. Das Wasser war kalt, metallisch und träge, und die Strände waren eisumschlossen. Die einzigen Laute waren der Wind und das Stöhnen des Packeises, das unter den langsamen Wellen knirschte und brach. Das Licht begann zu schwinden, und es wurde kälter. Die Verlassenheit der Szenerie war unbeschreiblich – mehr als man ertragen konnte. Er konnte nichts anderes tun, als aufzugeben und zurück nach Aei zu gehen. Seine Suche war ohnehin gescheitert; er war fast drei Meilen von der Kreuzung der Nordstraße entfernt, und das Gebärhaus konnte nicht so weit draußen liegen. Zögernd wandte sich Farber zur Rückkehr. Er hob den Fuß zum ersten Schritt. Dann hielt er inne und verlagerte sein Gewicht noch nicht.

Der Wind trug ihm eine leise, kristallen klingende Musik zu.

Einen Augenblick dachte er, diese Musik sei in seinem Kopf, eine Wiederkehr seines alten Traums vom *Aläntene*, aber sie nahm stetig an Lautstärke und Deutlichkeit zu: glitzernde Arpeggios, die sich mit der lebendigen Autorität silberner Spitzen in jetschwarzem Holz in den Wind nagelten, darunter lag ein leises Donnern von Trommeln.

Farber blickte nach Süden über die Straße, zurück auf Aei, und nach kurzer Zeit sah er, wie das staubige Son-

nenlicht sich auf bronzenen Masken und Eisenhelmen brach, auf prächtigen Stoffen glänzte und die hohen nickenden Kopfputzfedern sichtbar machte. Die Sonne glitzerte hell auf Onyx, Bernstein und Amethyst. Aus dieser Entfernung sahen die Dahinziehenden klein und dicht gedrängt aus – wie ein phantastischer Tausendfüßler mit Stoffkörper und in tausend Farben, Dutzende von winzigen Beinchen schritten im gleichen Rhythmus, Hunderte von gestiefelten Füßen schlugen auf die Steine. Blitzend, windend, stampfend, schwankend, mit klingender Musik schlängelte sich der Tausendfüßler aus den Hügeln auf ihn zu.

Er setzte sich auf einen Felsen, um auf ihn zu warten.

Zehn Minuten später war die Prozession herangekommen. Er saß und beobachtete ihr Vorbeiziehen, ohne ein Miene zu verziehen und reglos wie die Statuen im Schrein, wenn auch der Stein seine Schenkel durchkühlt hatte und die Kälte die Beine hinaufzog. Das war die Prozession eines reichen Hauses, wahrscheinlich von einer der Tausend Familien, und bestand aus über zwanzig Personen. Zuerst kamen die Imperatoren, die die Talismane auf langen Stäben oder als Maskenköpfe trugen, dann eine Gruppe Zwielichtmänner um die Mutter herum; ihnen folgten die Musiker mit ihren Trommeln und *tikans* und den Nasenflöten. Alle wirkten ausgeruht und frisch. Der Marsch vollzog sich rasch und wohlgeordnet; die Musiker spielten unaufhörlich, die Talismane wurden hoch und aufrecht an

ihren Stäben getragen, offensichtlich ohne jegliche Anstrengung, wenn auch einige von ihnen an die dreißig, vierzig Pfund wiegen mußten. Trotz seines offensichtlich hohen Alters ging der *Twizan* in einer komplizierten Schrittfolge, schoß von einer Seite der Straße auf die andere, wirbelte und sprang, schleuderte ein paar Handvoll braunen Staubs in die Luft – es roch nach Muskat und Zwiebeln, und Farber mußte beinahe niesen. Der *Twizan* atmete nicht einmal sonderlich schwer, wenn er auch schon an die achtzig Jahre alt sein mußte. Farber hatte die unglaubliche Lebenskraft der Cian nie so deutlich vor Augen gehabt wie hier. Ein schneller Marsch über drei oder vier Meilen bei einer Temperatur von nahe null Grad hätte eine terranische Frau im letzten Stadium der Schwangerschaft sicher umgebracht oder eine Frühgeburt ausgelöst, aber irgendwie war die cianische Frau noch auf den Beinen, ging zwischen der *Souúbrae* – diese Alte Frau war fett, stämmig und fast kahl, aber ebenso kalt und alt – und den stillen, kostümierten Feten daher. Das Gesicht der Mutter wirkte abgehärtet und leer und so grau wie Asche. Ihre Haut glänzte trotz der Kälte klebrig vor Schweiß. Manchmal stolperte sie, und die *Souúbrae* reichte ihr eine Hand, um sie zu stützen. Aber sie ging weiter.

Sie alle ignorierten Farber vollständig, und er unternahm keinen Versuch, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Still saß er auf seinem Felsen und schwieg, und nach kurzer Zeit war die Prozession den Hügel hinab und

außer Sichtweite in einem Schneebaumhain verschwunden.

Er gab ihnen fünf Minuten, stand dann auf und folgte ihnen.

Das Gebärdhaus lag noch eine dreiviertel Meile weiter die Straße entlang. Es war ein niedriges Flachdachgebäude aus grobem grauen Gestein, lag mit der Front zur Straße und breitete sich nach hinten in die niedrigen Hügel aus. Wahrscheinlich war es in den Berg hineingebaut. Es gab keine Fenster, und Farber konnte nur eine Tür sehen. Es war ein unscheinbares Gebäude, und man hätte es leicht für ein Lagerhaus halten können, wenn sich nicht die Prozession in einem Halbkreis davor aufgestellt hätte. Als er ankam, vollzogen sie gerade das Ritual der Erwartung, feierten bereits die Kommende-Übertragung. Farber beobachtete die Szene aus etwa dreißig Schritt Entfernung, stand mit gegen die Kälte zusammengezogenen Schultern dort. Wieder war er deutlich zu sehen, und wieder ignorierte man ihn, als existiere er gar nicht. Farber hatte hier nichts zu suchen, und wenn er schnüffelte, dann war das ein Zeichen für seinen schlechten Geschmack, seine Ungebildetheit. Niemand würde sich der Gefahr einer Vergiftung durch Farbers disharmonisches Wesen in dem Versuch aussetzen, auch nur irgendwie auf ihn zu reagieren. Das Ritual war kurz: Nachdem die Mutter von dem *Twizan* gesalbt worden war, führte die *Souúbrae* sie zum Gebärdhaus, zu der hohen Eisentür in der glatten Steinwand. Die Tür

öffnete sich. Man erhaschte einen kurzen Blick auf jemanden in weißer Kleidung. Die Mutter betrat das Gebärdhaus. Hinter ihr schloß sich die Tür.

Die *Souúbrae* wandte sich um, und die Prozession war vorbei. Die Beteiligten gingen nicht mehr in strenger Reihenfolge, sondern wurden wieder zu einer formlosen Gruppe von Individuen. Sie machten sich in beliebiger Ordnung auf ihren Weg zurück nach Aei, redeten miteinander, lachten über Scherze, die Musiker hingen die Instrumente über den Rücken, die Impersonatoren legten die langen Stäbe auf die Schultern. Die meisten blickten Farber im Vorübergehen wiederholt an. Nur die *Souúbrae* und der *Twizan* sahen nicht hin, und sie strahlten kühle Ablehnung aus. Innerhalb weniger Minuten waren sie auf der Straße verschwunden, und Farber war wieder allein.

Er wartete.

Der Wind stöhnte vom Meer her; die Sonne glitt nach Westen auf den Horizont zu.

Sonst regte sich nichts – alles war kalte Stille und Spannung.

Er wartete, fror, kauerte sich gegen die Kälte nieder, begann schließlich mit Turnübungen gegen die Kälte: Arme gegen den Körper schlagen, Kniebeugen, auf der Stelle laufen, und er fragte sich dabei, was die ihn möglicherweise beobachtenden Cian bei seinen Bewegungen wohl vermuteten, fühlte sich auffällig und absurd, machte aber entschlossen weiter. Seine Bewegungen brach-

ten den Kreislauf wieder in Gang, sein Atem verpuffte in kleinen, heftigen Explosionen einer alten Dampflok nicht unähnlich, aber er wartete hartnäckig weiter. Er belagerte das Gebärdhaus noch eineinhalb Stunden lang, während der lange Nachmittag in dunkle Nacht überging. Während dieser Zeitspanne kamen zwei weitere Prozessionen aus Aei an. Es waren weniger aufwendige Angelegenheiten von ärmeren Familien – keine bestand aus mehr als zwölf Mitgliedern, und ihre Kostümierung war nicht so prächtig. Alle Beteiligten ignorierten ihn, wie auch die Bewohner des Gebärdhauses ihn in den langen Zwischenräumen zwischen den Prozessionen ignoriert hatten. Während Farber zusah, brachte die letzte Prozession die Mutter in das Haus hinein, zündete dann rauchige, rußige Fackeln an – es war jetzt vollständig dunkel – und zog zurück nach Aei. Ihre Fackeln wurden kleiner, wurden zu winzigen zuckenden Flämmchen und erloschen eine nach der anderen. Wieder war Farber allein und starrte auf den geheimnisvollen, kahlen Steinbau.

Drei Frauen waren in das Gebärdhaus gegangen.

Keine war wieder herausgekommen.

Zitternd glitt Farber plötzlich nach vorn, von der Straße hinab, stampfte durch den knietiefen Schnee. Er wußte nicht, wohin er wollte oder was er zu tun gedachte – wie ein Pfeil, der plötzlich losgelassen wird, schoß er los, ging, weil er gehen mußte. Eine Eingebung hatte ihn hierhergebracht, Mißtrauen hatte ihn hier gehalten,

und es war ein Verdacht, der sich nun zur Unerträglichkeit verdichtet hatte, der nun wie eine Bogensaite unter Druck setzte und ihn auf sein Ziel zujagte. Dieser Verdacht war wortlos, unbegründet, irrational; er hatte ihn nicht einmal bewußt weiter verfolgt. Aber auf der unbewußten Ebene war er akzeptiert und geglaubt worden – nun suchte er nach Beweisen. Er begann das Gebärdhaus zu umrunden, kämpfte sich durch dichtes, wintergestreiftes Gebüsch. Zweige knackten unter seinen Schritten wie Knochen, und Zweige peitschten ihm in die Augen. Der Schnee reichte ihm bis zum Schenkel, dann bis zur Hüfte. An der Seite erhoben sich die grauen, glatten Wände des Gebärdhauses. Er grinste nervös, während er sich durch den Schnee kämpfte. Das Haus hatte überhaupt keine Fenster.

Auf der anderen Seite des Hügels fand er eine weitere Tür. Es war eine einfache Tür aus beschlagenen Brettern, fast nur ein Ausschlupf, in die Seite des schneebedeckten Hügels eingelassen, wo das Haus gegen den Felsen stieß. Vor der Tür befand sich eine flachgetrampelte Fläche, und dort standen zwei oder drei rechteckige Kästen, ungefähr vier mal vier Fuß groß. *Abfall*, war Farbers erster Gedanke, so vertraut und normal erschien ihm die Szene. Aber die Kästen waren aus hartem Holz, unbehandelt, aber glattgehobelt, und sie sahen kräftig und gut verarbeitet aus. Keine Wesen machten um Müll soviel Aufwand. Farber wollte näher herantreten, um sie zu untersuchen, als er von der Tür ein lautes, metalli-

sches Klicken hörte, gefolgt von einem rostigen, quiet-schenden Geräusch. Farber erstarrte halb geduckt und spähte vorsichtig hinüber.

Die Tür schwang auf. Gelbes Licht ergoß sich über den festen Schnee. Zwei silbergewandete cianische Techniker tauchten aus dem Tunnel auf und trugen einer der rechteckigen Kisten zwischen sich. Sie setzten sie neben die anderen Kisten und redeten ein paar Minuten lang leise miteinander. Silberblau hob sich ihr Atem vor dem hellen Licht aus dem Tunnel in der Luft ab; ihre dürrer, von hinten erleuchteten Schatten erstreckten sich lang über das kahle Land. Dann gingen sie wieder hinein. Die Tür schloß sich. Das Licht erlosch.

Farber rutschte auf dem Rücken den Hang herab, glitt unten weiter, die Beine hilflos in die Luft gestreckt, weil er zuviel Geschwindigkeit erreicht hatte, um bremsen zu können, und landete in einer Schneewehe. Er arbeitete sich keuchend heraus, schlug sich den Schnee von den Kleidern und richtete sich vorsichtig auf, um nachzusehen. Er bemerkte einen undeutlichen Pfad von der geräumten Fläche vor der Tür, der sich nach Norden und Westen wand und sich in den fernen, wintergefangenen Hügeln verlor. Es war kaum mehr als ein in den Schnee gestampfter Pfad, aber Farber hätte wetten mögen, daß auf diesem Weg die Kästen abtransportiert wurden, wahrscheinlich von den Tausendfüßlern oder einem anderen großen Zugtier. Er betrat die geräumte Fläche und blieb stehen, um auf irgendwelche Ge-

räusche zu lauschen. Nichts. Nervös ging er auf die Kästen zu und kniete bei einem von ihnen nieder. Er ließ die Hände über den Deckel gleiten, untersuchte ihn, fing sich einen Splitter ein. Vorsichtig zog er ihn heraus. Die Kiste war zugenagelt, aber nicht allzu fest. Abrupt beschloß er, es zu riskieren. Er grub die Finger unter den Deckel und fand Halt. Dann holte er tief Luft, hielt fest und schien wie eine Kröte anzuschwellen. Seine riesigen Hände verspannten sich, das Handgelenk bog sich, die Schultern zogen sich zusammen – man hörte das knackende Geräusch von splitterndem Holz, und der Deckel flog auf. Er schwankte über der Kiste und rang nach Luft. Die beiden hellsten Monde waren aufgegangen, schwangen wie Meteore über den Himmel, warfen ein dämmriges, milchiges Licht über die abendliche Schneelandschaft, aber man konnte immer noch nicht gut sehen, und die sich bewegenden Doppelschatten verursachten ein zusätzliches Problem. Farber kniff die Augen zusammen, griff zögernd in den Kasten und wühlte darin herum. Seine Hände trafen auf etwas Glattes und Hartes – es rollte unter seiner Berührung fort. Wieder griff er danach, faßte es und hob es rasch aus der Kiste ans Licht.

Es war ein Schädel.

Farber knurrte, als habe man ihn in den Magen geschlagen und ließ ihn fallen. Der Schädel fiel mit einem knochigen *Tschunk* in den Schnee, drehte sich herum und rollte langsam in die Schatten. Die Welt pulsierte,

und die Zeit blieb stehen – Farber war wie erstarrt. Die Finger hielt er noch so ausgestreckt, wie er den Schädel fallen lassen hatte, während eine Dekade verstrich, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend – dann ein *Puls* und die Zeit begann wieder, die Welt kippte und wirbelte um seinen Kopf, als er seinen Körper zurückzerre, so daß er schwer auf den Fersen saß und die Hand krampfhaft schüttelte, als habe er etwas Heißes berührt. Er schlug die Augen zu und öffnete sie wieder. Der Krampf ging vorbei, und die Welt drehte sich nicht mehr. Er fuhr sich mit der Hand an die Kehle und ließ sie wieder sinken. »Nein«, sagte er mit lauter, tonloser, fast sachlicher Stimme. Er merkte, daß er unfreiwillig grinste, freudlos, ein Grinsen des Grauens. Zugleich sagte ein abgelegener Teil in ihm: *Du wußtest, was es sein würde*, leidenschaftslos, furchtlos und ganz und gar nicht überrascht.

Er zwinkerte. Dann griff er grimmig noch einmal in die Kiste. Brüchige tote Gegenstände, rasselnde, rollende Dinge, die unter seinen Fingerspitzen klapperten. Kalte, unangenehme Oberfläche. *Wie Porzellan*, dachte er unsinnigerweise. Knochen. Rippen, Wirbel, Finger, Schenkel, eine Hüfte.

Er kroch zur nächsten Kiste hinüber – kroch auf Händen und Füßen, ohne sich aufrichten zu wollen, wie ein Krebs – und zerrte sie auf, achtete nicht auf die Geräusche, schlug mit der Handfläche wütend und heftig darauf, als ein Nagel steckenblieb, hob den Deckel mit traumartiger Langsamkeit hoch, als sei er ein Schmet-

terling, und riß dann mit einem plötzlichen Ruck das Ende heraus. Unter seinem Fingernagel saß nun ein langer, schmerzhafter Splitter, aber er ignorierte ihn. Rückwärtslos griff er in die Kiste und schaufelte eine Handvoll des Inhalts heraus. Ja, Knochen. Und noch mehr Knochen. Er erstarrte wieder, das Gesicht zum Himmel gewandt, kauerte grotesk mit einem Armvoll brüchiger weißer Knochen am Boden, wie ein Gespenst, das man beim Holz sammeln erwischt hat. In ihm befand sich ein sonderbares, gefährliches Vakuum, das darauf wartete, durch Panik und Entsetzen gefüllt zu werden, die längst da sein mußten, von ihm nur noch durch eine dünne Glasschicht getrennt. Ruhig und geduldig kauerte er dort in der Dunkelheit und wartete darauf, daß das Glas zerbrach.

Hinter ihm ertönte von der Tür her ein lautes, quiet-schendes Geräusch.

Das Glas zerbrach. Das Vakuum füllte sich. Noch ehe das Licht aus der Tür die geräumte Fläche überfluten konnte, war Farber fort, ließ die Knochen fallen und sprang mit einem einzigen, riesigen Satz fort wie eine aufgescheuchte Katze. Drei Schritte brachten ihn zum Rand der Fläche, dann den eisigen Hang hinauf – kriechend, wühlend mit Händen, Füßen, Fingernägeln, Knien, Ellenbogen. Und er rannte und stolperte durch die Schneewehen, kämpfte sich seinen Weg vorwärts, taumelte, fiel, durchpflügte den Schnee, schwamm fast durch den Schnee. Wieder hoch. Ein rauher Schrei hin-

ter ihm, und er rannte schneller, zog die Knie bei jedem Schritt so hoch hinauf wie möglich, um aus dem Schnee zu kommen. Dann stieß sein Fuß in Luft. Er fiel aus den Schneeverwehungen auf die Straße, traf schmerzhaft auf, rollte herum und kam zum Laufen wieder hoch. Glücklicherweise war sein Gesicht nach Süden gerichtet, als er wieder auf die Beine kam, in die Richtung Aeis, denn er wäre nicht mehr in der Lage gewesen, sich zu orientieren. Seine Gedanken waren unter einer Überlast von Panik und abergläubischem Entsetzen vollständig verschwunden. Doch sein Körper konnte den Befehl, so schnell wie möglich zu rennen, und dafür waren das trockene harte Pflaster unter den Füßen und die plötzliche Befreiung von den Schneelasten ein Segen. Er rannte.

Irgendwo in der rauchigen Nacht hinter ihm ertönte ein weiterer Schrei. Er war bereits leiser durch die Entfernung, wurde noch leiser, verklang.

Farber rannte weiter.

\*

Später konnte sich Farber kaum an den Rückweg nach Aei erinnern. Kälte, krampfartige Bewegungen, Dunkelheit, die Sterne in einem eisigen, prachtvollen Tanz um seinen Kopf, der rasselnde Ton seines Atems, laut und häßlich in seinen Ohren. Er rannte oder trabte fast die ganze Strecke, wurde nur gelegentlich etwas langsamer, wenn er erschöpft war, rannte aber stets weiter, wenn er wieder Luft bekam. Er sah sich nicht um. Manchmal stolperte er im Dunkeln und fiel – rollte sich ab, wenn er Glück hatte, knirschte mit den Zähnen und schnitt sich auf Steinchen und Kies –, aber immer erhob er sich unmittelbar danach wieder. Er rannte, weil es praktisch war, ein Mittel gegen die erstaunliche Kälte, aber er rannte auch, um dem Grauen zu entkommen, das ihm wie ein riesiger schwarzer Schatten nachgeisterte, stehenblieb, wenn er stehenblieb, ihn ohne Augen beobachtete, ihm folgte, wenn er wieder losrannte, geduldig und unermüdlich.

Irgendwo kurz vor Aei fing es ihn ein, verschluckte ihn mit einem einzigen samtigen Biß, und er konnte wieder *denken*. Unhaltbar krabbelten die Gedanken über die blanken Flächen in seinem Kopf. Mein Gott, wie sollte er das Liraun beibringen? Sie würde ihm nicht glauben! Wie konnte sie ihm das glauben? Wie konnte er sie überzeugen, wie konnte er sie dazu bringen, diese monströse Täuschung zu durchschauen, die man den

Frauen ihrer Rasse vorspielte – seit wieviel Jahrhunderten schon? Jahrtausenden? Wie viele Opfer in all der Zeit? Das Entsetzen und Mitleid drückte ihm das Herz zusammen. Stell dir vor, unzählige Millionen von Frauen, die leichtgläubig zum Schlachthaus gingen, fröhlich den Ritualen zustimmten, ohne zu merken, wo es sie hinführte, glaubten die frommen Lügen der Schächter. Und dann das Gebärdhaus. Die Tür schloß sich hinter ihnen, der plötzliche Schrecken und der Schock, die Messer. Mord. Das unwürdige heimliche Begräbnis in den Bergen. Und das alles wegen eines dunklen Aberglaubens, einer gottverfluchten Paranoia, einer mörderischen religiösen Irreführung! Die Pastellfarben der Neustadt winkten ihm träge von weitem, und wahnsinnig rannte er fiebernd und zitternd auf sie zu.

An der Kreuzung der Nordstraße mit dem Flußweg fiel er zum letzten Mal und am heftigsten, glitt die Böschung auf dem Bauch etwa dreißig Meter weit hinab, grub sich den Kies tief in Gesicht und Hände. Der Schock ließ ihn einen Moment reglos liegen bleiben, friedlich auf die Ellbogen gestützt in der Dunkelheit, unter gehetzten Atemstößen. Als er den Kopf hob, wurde sein Blick unwiderstehlich von den niedrigen Dächern von Aeis Neustadt angezogen, dann von dem drohenden Obsidianfelsen darüber – ein so eindrucksvoller Berg, daß er jeden Blick auf sich zog, von welcher Richtung aus man auch immer hinsah – und schließlich, als er den Kopf zurücklehnte, um das Bild in sich aufzu-

nehmen, von der Säule aus schwarzem Fels bis zu dem kalten Stein an der Spitze. Altstadt von Aei. Als er sie anstarrte, spürte er eine Welle so durchdringender komplexer Gefühle, daß seine Sicht verschwamm und die Altstadt auf ihrer Klippe tanzte und schimmerte.

Dann ging er durch die schmalen, geheimnisvollen Straßen.

Schwarzer Felsen. Hohe Mauern. Verrammelte Türen. Entlang der Esplanade, den Drachenhügel hinauf.

Die Row. Sein Haus. Orangenes Licht strömte aus den Fenstern. Als er hinaufging, öffnete sich die Tür und Jacawen kam heraus.

Die beiden Männer blieben stehen und sahen einander an. Dann schloß Jacawen die Tür hinter sich und kam langsam auf ihn zu. Bisher hatte Farber Panik, Terror und Entsetzen verspürt. Er hatte noch nicht die Zeit gehabt, wütend zu sein. Doch jetzt überrollte ihn eine riesige Welle von Verachtung und Zorn, als er die kleine, nüchterne Gestalt langsam auf sich zugeistern sah. Es lag einzig und allein an Leuten wie Jacawen, den Schattenmenschen, mit der widerwärtigen Dunkelheit ihres Geistes und ihren harten, gnadenlosen eisigen Gedanken. Sie waren es, die ihm Liraun nehmen und sie vernichten wollten. Jacawen blieb stehen – sie stießen fast die Nasen aneinander. Schnaubend vertieften sich ihre Blicke ineinander, jeder trat instinktiv einen Schritt nach links. Jacawens Augen waren eindringlich, sachlich, bohrend. Farber mußte die Faust zusammenbal-

len, sonst hätte er zugeschlagen. Aber dem glitzernden, diamantharten Blick konnte er nicht lange standhalten. Gegen seinen Willen flackerten seine Augen unsicher beiseite. Da sagte Jacawen ruhig: »*Hatatha*, begrüßt seist du.« Farber entgegnete dumpf irgend etwas. Jacawen nickte höflich und begann weiterzugehen. Farber schob sich gegen die Wand, um ihn vorbeizulassen. Der Gedanke, ihn zu berühren, war ihm plötzlich widerwärtig. Er drehte sich um und jagte ins Haus.

Liraun blickte von ihrem Stuhl auf und sagte: »Josef ...?« Dann hielt sie inne. Farbers Kleider waren verschmutzt und zerrissen. Überall war er zerkratzt, und in seinem Gesicht klebte getrocknetes Blut. Er sah schaurig aus. Liraun starrte ihn entgeistert an.

»Was wollte er hier?« fragte Farber.

»Mein Mann ...«

»*Was wollte er hier?*«

»Ich verstehe nicht«, antwortete Liraun. Unter Schmerzen stand sie auf. »Du meinst Jacawen?«

»Ja. Ich will ihn hier nicht sehen, und ich will wissen, warum er in meiner Abwesenheit hier herumgeschnüffelt hat. Verstehst du?«

»Aber ...« Sie machte eine erstaunte, vorsichtige Handbewegung, ergriff fast seinen Arm, ließ aber die Hand kurz vor der Berührung wieder sinken. »Er war hier«, sagte sie mit festerer Stimme, »um Vorbereitungen für meine Prozession zu treffen. Ich werde morgen ins Gebärdhaus gehen.«

»Oh«, sagte Farber.

»Daher war ich so beunruhigt, als du nicht kamst«, sagte sie in die plötzliche Stille. »Siehst du? Meine Zeit steht kurz bevor. Noch ein paar Tage vielleicht, nē? Sie werden mich nicht länger warten lassen. Aber Jacawen wird sich um alles kümmern und als Geburtstagsgeschenk alles bezahlen. Wir brauchen uns keine Sorgen darum zu machen, und wir haben noch Zeit bis morgen. Josef ...« Sie hielt inne und sah ihn angstvoll und flehend an, weil sie ihn nicht begriff. »Du bist mein Mann. Ich wollte, daß wir zusammen sind. Josef ...«

Farber griff hinter sich nach einem Stuhl und brach darauf zusammen. Wut und Aufgeregtheit waren verschwunden. Er sah krank aus. »Liraun«, sagte er langsam.

»Was ist los?« rief sie und wurde noch beunruhigter.

»Mein Gott, Liraun«, sagte er. Seine Stimme klang tonlos und dumpf. Er saß da wie ein Stein, wurde von Sekunde zu Sekunde stumpfer und hilfloser, während Liraun furchtsam über ihm schwebte. Er hob eine schwere, tote Hand, sie fernzuhalten, grub sie dann unbeholfen in seine Haare und sagte: »Jesus, wie kann ich es dir beibringen?« Liraun wiederholte eindringlich: »Was ist denn los?« Und Farber hörte sie nicht, weil er sie durch seine gleichzeitig ausgesprochenen Worte übertönte: »Aber ich muß. Wir müssen damit fertig werden.«

Nach den gestotterten Worten herrschte eine Weile Schweigen. Er sah sie an, als sähe er sie an diesem Abend zum ersten Mal. »Setz dich«, sagte er. Sie starrte ihn unsicher an, zuckte die Achseln und ging zurück zu ihrem Stuhl. Sie setzte sich nieder. Noch eine Weile Schweigen, mit einem Gefühl, daß sein Geist aus irgendeinem dunklen, feuchten Ort zurückschwamm. Er richtete sich auf, grimmig, mit fast sichtbarer Anstrengung. »Liraun«, sagte er. »Ich möchte, daß du dies zu verstehen suchst und auch versuchst, mir zu glauben. Ja? Ich weiß, es wird für dich nicht leicht. Aber ich werde dafür sorgen, daß es mit dir nicht geschieht.« Liraun entgegnete ungeduldig: »Josef, was ...« Aber er schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab und sagte: »Hör zu, verdammt!« Nervöse Stille. Dann sprang er hinein, um es hinter sich zu bringen. »Liraun, versuche zu begreifen. Wenn du dich von ihnen ins Gebärhaus bringen läßt, wirst du niemals zurückkommen. Sie werden dich umbringen.«

»Ich weiß«, sagte Liraun.

Leere. Dann wiederholte er noch einmal sein Programm. »Nein, Liebling. Hör mir zu. Du wirst sterben ... Du wirst tot sein.«

»Ja, ich weiß.«

»Oh«, sagte Farber dümmlich. Sein Gesicht wurde wieder leer.

»Josef«, flüsterte sie mit leichter Unruhe. »Müssen wir jetzt darüber reden? Warum ...«

»Warte eine Minute.« Langsam, erstaunt, zögernd, sagte er das. »Du meinst, du weißt es?« Er starrte sie hilflos an. Dann stieg etwas anderes in seiner Miene auf. »Mein Gott! Oh, mein Gott! Du hast es die ganze Zeit über gewußt!«

Sie sagte: »Josef, bitte.« Und er sagte gleichzeitig: »Du hast es mir nicht gesagt!«

Sie starrten einander wild an, wie bei einem Streit.

»Josef ...«

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«

Absolut erstaunt, unter aufsteigenden Tränen, meinte sie: »Aber das habe ich doch. Ich habe ...«

Und das ließ ihn erstarren. Vielleicht hatte sie es ihm gesagt. Wenn sie philosophisch sprach, verstand er nur selten etwas. Es war so leicht, sich in dem Gewirr von Allegorien und Indirektheiten zu verlieren, zu vieles war vage und wurde nur vorsichtig angedeutet. Vielleicht hatte sie es gesagt. Aber ... In seiner Aufregung war er wieder aufgestanden. Jetzt verließ ihn die Kraft, und er griff blindlings nach einem Stuhl. Er konnte ihn nicht finden. Er stand benommen da, machte pathetische, suchende Handbewegungen. Sein Mund bewegte sich schwach, ohne einen Laut.

Zum ersten Mal weinte Liraun offen.

»Aber ...« sagte er und sah sie verdutzt an, als sei er ein Schuljunge und sie das Problem, das zu lösen war. »Wenn du es wußtest ... wie wirst du damit fertig ... du läßt sie ... Aber du mußt wahnsinnig sein.« Er zitterte,

und all seine Abwehr wurde durch Entsetzen hinweggespült. »Du mußt wahnsinnig sein! Lieber Gott. Jesus!«

Verzweifelt: »Nein, es ist nicht so, daß ich sie ›lasse‹. Nicht so, Josef!«

Aber er hörte nicht hin. Er starrte sie vollständig fasziniert an. Er hatte sie seit Monaten jeden Tag und jede Nacht gesehen, aber niemals wirklich. Niemals. Sie war für ihn eine Fremde. Er hatte sie niemals gekannt.

»Heute nacht müssen wir uns an die gemeinsame Zeit erinnern, die wir hatten, und uns darüber freuen«, sagte die Fremde.

Er wich vor ihr zurück.

»Bitte, es ist die letzte Nacht, die wir haben«, meinte die Fremde.

Er wandte sich ab.

»Josef!« rief die Fremde.

Blind und taub rannte er fort.

Stolpern, Kriechen, nasser Wind, kalter Felsen, dunkler Boden. Er taumelte hinab in die Neustadt.

\*

Es war die Nacht des Herannahenden Frühlings, und die Straßen der Neustadt waren lichtüberflutet. Das Licht schimmerte aus dämonischen Masken, glitzerte auf juwelenbesetzten Kostümen und ließ Haut und Stoff und Schatten sonderbar zusammenfließen. Jemand hatte auf dem Töpferplatz ein Freudenfeuer entzündet, und die Flammen fraßen Löcher in den Himmel. Der Lärm war ohrenbetäubend. Die Kachelstraßen und -plätze und -gäßchen waren voller torkelnder, taumelnder Halbgötter. Sie umklammerten Farber, versuchten, ihn zum Bleiben und Mitfeiern zu bewegen, aber er riß sich grob von ihnen los. Er benutzte Knie und Ellenbogen, sich seinen Weg durch die Menge zu bahnen wie ein Tintentröpfchen durch einen dicken, prächtigen Gobelin. Die Luft roch nach Ingwer, Harz, Moschus. Ein Dämon mit gehörnter, hölzerner Maske bot ihm eine halbleere Weinflasche an. Er schlug sie beiseite.

Walpurgisnacht, war sein einziger Gedanke.

Als er ein Wirtshaus gefunden hatte, zeichnete Feuerwerk leuchtende Pastellnovas hinter die steilen Schieferdächer. Drinnen war es staubig, dunkel und fast leer. Die Leute drinnen hingen ihren eigenen Gedanken nach und beachteten ihn nicht. Er kaufte eine Flasche von dem starken einheimischen Schnaps von dem Wirt und nahm sie in eine Ecke des Gastraumes mit.

Er widmete sich der Flasche wohl eine Stunde lang, starrte dabei auf den zerkratzten Tisch, war sich der verstrichenen Zeit nicht bewußt.

Als er wieder aufblickte, saß Tamarane an seinem Tisch.

Er blinzelte sie erstaunt an. Er hatte sie nicht herein-kommen hören, dessen war er sicher – sie war einfach dort aufgetaucht, wie Rauch, wie ein Geist mit gebrochenem Gesicht.

»Meine Freunde haben mir gesagt, du seist hier, Erdenmensch«, sagte Tamarane. »Ich wollte mir ansehen, wie du bist.«

»Und wie bin ich?« fragte er bitter.

»Ich weiß es nicht ... sonderbar. Jemand, der Lirauns Tod nicht wert ist, soviel weiß ich zumindest.«

Farber errötete. »Sieh mal ...«

»Sie war unsere Beste, weißt du«, sagte Tamarane und ignorierte ihn. »Ich habe ihr das nie gesagt. So eng waren wir nie befreundet, aber sie war unsere Beste. Und nun ist es zu spät, es ihr zu sagen. Jetzt ist sie tot.«

»Gottverdammte Hexe! Sie ist noch nicht tot.«

»Doch, das ist sie«, gab Tamarane ruhig zurück. Sie sah ihn eindringlich an, aber mit offensichtlicher Gleichgültigkeit, als sei er ein Untersuchungsobjekt auf einem wissenschaftlichen Dia. »Du hast sie elendig scheitern lassen, weißt du das? Sie war immer eine Rebellin, einsam, die Fremde, hat mich vor der *Opeinade* gerettet, was sonst niemand in Aei getan hätte. Sie hatte das Po-

tential, sich von hier zu befreien, aus diesem öden tödlichen Land, die Bräuche zu ignorieren, aus Shasine zu entkommen. Sie wäre nicht vollständig fortgegangen, denn trotz all ihres Widerstandes und ihrer Trotzigkeit hätte sie sich nicht so von den Bräuchen befreien können wie einige von uns, die weniger mutig waren als sie und es still und unauffällig taten, während sie vorgeblich gehorchten. Sie hat jemanden verdient, der ihr geholfen hätte, den ganzen Weg zu gehen. Statt dessen kamst du und hast sie wieder zurückgestoßen.«

»Ich habe eure barbarischen Bräuche nicht erfunden, Schätzchen«, schnappte Farber unter rauhen Atemstößen. »Ich habe auch nicht gemerkt, daß du ihr geholfen hast, eh? Ich habe nicht mitbekommen, daß du ihr gesagt hast, sie solle fortgehen. Immerhin wußtest du über diesen ganzen Blödsinn Bescheid – und ich nicht. Nein, ich habe nur gemerkt, daß du getan hast, als seist du eine gute, loyale Frau wie alle anderen und ansonsten den Mund gehalten hast. Stimmt's?«

Tamarane blickte auf ihre Hände, ballte die Finger zusammen und löste sie wieder voneinander, und lange Zeit herrschte zwischen ihnen Schweigen.

»Ich habe bei ihr auch versagt«, sagte sie schließlich. »Wir alle haben versagt. Sie selbst – sie hätte entkommen können, tat es aber nicht. Verdammst!« rief sie plötzlich in Terranisch. »Verdammt sei sie! Warum hat sie sich nicht durchgesetzt?« Ihre blitzenden schwarzen Augen durchbohrten Farber. »Und du sollst auch

verdammt sein! Warum konntest du das nicht begreifen? Warum konntest du ihr nicht helfen? Und ich bin auch verdammt ...« Ihre Augen verschwammen, wurden undurchsichtig, und eine neue lange Pause trat ein. »Es gibt zuviel Stille, zuviel Angst, zuviel In-den-Tag-hinein-leben, zuviel Den-Weg-des-geringsten-Widerstands-gehen. Nicht genügend Fragen, nicht genug Arbeit. Wir alle haben versagt, alle.«

Sie nahm einen tiefen Zug aus Farbers Flasche, schüttelte sich und stand auf. »Ich gehe heute nacht zum Fluß hinunter«, sagte sie. »Werde in einem Eisboot nach Süden zu Katrine geschmuggelt wie Konterbande. Es gibt andere Orte auf dieser Welt außer Shasine, andere Städte als Aei, in denen man leben kann, selbst wenn die Schattenmenschen dies nicht für möglich halten. Das hättest du mit deiner Frau tun sollen, Erdenmensch – vor langer Zeit, ehe es zu spät war.«

»Es ist nicht zu spät«, gab Farber hartnäckig zurück. »Es ist immer noch Zeit dafür, wenn ich es will, und vielleicht will ich es eines Tages. Keine schlechte Idee, wenn es auch hart sein wird, auf diesem elenden Planeten außerhalb des Einflusses von Shasine zu leben.« Er winkte Tamarane mit der Hand zu. »Du hast mich abgeschrieben, eh? Aber du liegst falsch. Ich werde Liraun schützen, mach dir darüber keine Sorgen – ich werde sie sogar vor sich selbst schützen, falls das nötig sein sollte. Nichts wird ihr geschehen, solange ich da bin.«

Tamarane blickte ihn fragend an; harte, bittere Ironie kehrte zurück, als Schmerz und Schuld ihre Züge verließen. »Wenn dies vorbei ist, Erdenmensch, denk nur an eines – die Schattenmenschen könnten Liraun retten, wenn sie wollten. Sie könnten uns alle retten. Sie haben das Wissen, die Technologie. Aber in die Religion kann man sich nicht einmischen, oder? Und natürlich, die Feste sind so schön ...« Sie zog eine Grimasse; ihr verzerrtes Gesicht wand sich in einem merkwürdigen Schmerz. »Wiedersehen, Erdenmann«, sagte sie. »Ich will dir nichts Böses, aber ich wünschte, du wärest dort geblieben, ich wünschte, du wärest dort gestorben – auf der Erde.«

»Wiedersehen, Tamarane«, sagte Farber rauh, fast freundlich. »Das Leben in Shasine ist hart und wenig flexibel. Harte Dinge aber sind brüchig.« Sie lächelte. »Brüchiges bricht leicht.«

Sie ging hinaus.

Farber bestellte noch eine Flasche.

Zum ersten Mal seit Monaten betrank er sich bis zur Bewußtlosigkeit.

Als er am Morgen erwachte, fühlte er sich wie eine Leiche. Kein Teil seines Körpers schien richtig zu funktionieren. Der Cian, der ihn die ganze Nacht über in der Ecke hatte hocken lassen, starrte ihn entgeistert an. Er starrte ohne Scham oder Interesse zurück. Der Wirt schlug mit vor Ekel erstarrtem Gesicht höflich vor, daß – da sein Haus bei weitem zu ärmlich sei, um ihn an-

gemessen zu bewirten – Farber sich doch freundlicher-  
weise zu einem anderen Gasthaus bemühen möge – mit  
den guten Wünschen des Wirts.

Hinaus in den hellen Morgen, verschwitzt und stin-  
kend.

\*

»Ich kann dir nicht helfen«, sagte Ferri. »Keane wird mich umbringen, wenn ich es tue.«

»Ich werde dich umbringen, wenn du es nicht tust«, versprach Farber.

Ferri blickte Farber von der Seite her an und spürte, wie alles Blut sein Gesicht verließ. In Farbers Stimme lag etwas, das er noch nie zuvor bei irgend jemandem gehört hatte. Ein Mensch, erschöpft, mit dem Rücken zur Wand, verzweifelt. Auch im Gesicht selbst war es zu erkennen: kalt und ausdruckslos wie eine Puppe, Augen wie zwei Bleiklumpen. Zusammengesackt saß er in einem Sessel, als sei er für jede Bewegung zu schwer. Aber genau jene Schwere war es, die sonderbar wirkte – der Instinkt sagte ihm, daß jedes Ding mit soviel Masse ungeheuer viel kinetische Energie besitzen müsse, wenn es sich schließlich regte, und der Berg würde bei einem Erdbeben zusammenfallen. Ferri erkannte plötzlich, daß Farber sehr wohl in der Lage war, ihn zu töten, nicht so sehr aus Rage, sondern aus dumpfer, bitterer Hartnäckigkeit, weil Ferri den einzigen Weg versperrte, dem Farber noch folgen konnte, und der Mann hatte einfach nicht mehr die Energie, sich einen anderen zu suchen.

Nervös fuhr sich Ferri über die Lippen.

»Sieh mal, Joe«, sagte er mit einer Stimme, die so sachlich wie möglich klang, »die Sache, in die du da hineingeraten bist, der rituelle Mord an Müttern – das ist

der fehlende Faktor in der sozialen Gleichstellung hier, und er erklärt eine Menge. Dein zweiter ›Lord Vrome‹ zum Beispiel. Selbst bei Mehrfachgeburten – und selbst dann, wenn die Mehrzahl der Kinder weiblichen Geschlechts sind – würde die Bevölkerung langsam und unvermeidlich aussterben, wenn sie die Mutter jedesmal dabei verlieren. Insbesondere auch deshalb, weil eine bestimmte Anzahl von Frauen unfruchtbar ist. Eine kleiner werdende Spirale. Bestimmte Individuen müssen sie klonen, um die Bevölkerung auf einem bestimmten Niveau zu halten. Langfristig gesehen genetisch unvernünftig, aber machbar – und wahrscheinlich auch ein Grund dafür, daß die Gesellschaft so statistisch ist.

Aber merkst du denn nicht, was für eine alles durchdringende Sache das ist? Es ist leicht, diese eine Sache in der gesamten Gesellschaft wiederholt zu sehen, in Kunst, Religion, den Häusern, allem. Die Inschrift auf der Säule. Erinnerst du dich? Jene, die du nicht lesen konntest. Sie lautete: ›Durch das Opfer leben‹, so wie ich es begriffen habe. Es gibt Hunderte solcher Dinge, die die ganze Zeit über vor deinen Augen geschehen, die beweisen – rückblickend –, daß der durchschnittliche Cian nicht nur die Morde an den Müttern akzeptiert, sondern auch bis in die Knochen hinein glaubt, daß es heilig ist. Es sind nicht nur die Schattenmenschen, welche Abneigung du auch immer ihnen gegenüber haben magst. Das kann man nicht sagen – wenn sie auch an erster Stelle für die Massenindoktrination verantwortlich

sind, und das seit Jahrtausenden. Aber inzwischen ist es ein Faden, der sich durch ihre gesamte Kultur zieht.« Er blickte in Farbers Gesicht und dann schnell wieder beiseite. »Verdammt, siehst du denn nicht, wie schwierig es ist, in eine so engverwobene Tradition einzubrechen? Erinnerere dich: *Die Frauen akzeptierten es ebenfalls*. Es ist ihnen heilig; für sie ist es sogar eine transzendente Sache, ein Weg, eine Göttin zu werden, wenn auch nur für ein paar Monate. Und Liraun teilt alle Vorurteile und Werte ihrer Gesellschaft, das weißt du. Verdammt, ich habe dich gewarnt, mit diesen Leuten kein Spiel anzufangen. Du behandelst Liraun wie Madame Butterfly, aber das ist sie nicht – sie ist einer der Köpfe der Regierung von Shasine, Führerin einer ganzen Gesellschaft, und unter diesen Umständen eher eine Hohepriesterin als ein Opfer. Das mußt du einfach verstehen. Stell dich der Sache – es ist zu spät, irgend etwas zu verändern.«

»Es wird klappen«, sagte Farber. Sein Akzent kehrte wie immer unter extremer Belastung zurück, so daß er eigentlich sagte: »S'werd klappe«, wie ein Operettenschwabe. »Ich hatte letzte Nacht reichlich Zeit, darüber nachzudenken.« Müde schloß er die Augen. »Sie wird es überstehen. Wenn sie erst einmal das Kind hat und merkt, daß sie nicht sterben muß, daß kein Blitz vom Himmel niederschießt und sie röstet, weil sie nicht ins Gebärdhaus ging – das wird hart, sicher, aber sie wird darüber hinwegkommen. Ich werde sie dazu bringen.«

»Es wird nicht klappen«, sagte Ferri tonlos.

»Verdammt noch mal, das soll es aber!« schrie Farber. Er riß seine Augen weit auf. Sie blickten trüb und übelgelaunt wie die einer zuschnappenden Schildkröte. »Ich weigere mich, meine Frau an einen blutrünstigen Heiden-Aberglauben zu verlieren. Verstehst du mich, mein Bester? Und du wirst mir helfen. Ist das klar?«

Ferri wischte sich über das Gesicht – er war fahl geworden. Sehr vorsichtig sagte er: »Das wird eine Menge Ärger verursachen. Du weißt das. Ich glaube, eine solche Situation hat es noch nie gegeben – die Cian sind vom Temperament her dafür nicht geeignet. Gott weiß, wie sie darauf reagieren werden. Mit Sicherheit nicht phlegmatisch, das weiß ich. Wenn du in dieses Wespennest stößt, wird Keane es bald herausfinden.«

»Er weiß es schon«, sagte Farber. »Weißt du, was ich heute morgen getan habe?« fuhr er mit gekünstelt fröhlicher Stimme fort. »Ehe ich herkam? Ich habe Keane angerufen und ihn gefragt, ob ich Liraun ins Co-Op-Krankenhaus bringen könnte. Ich bin auf allen vieren vor ihm gekrochen. Muß ich dir mitteilen, was er sagte? Nein, ich glaube nicht. Leicht zu erraten, eh?« Er zuckte mit bewußter Lässigkeit die Schultern. »Daher wird Liraun ihr Baby zu Hause bekommen müssen. Und du wirst die Hebamme spielen.«

»Das kann ich nicht«, sagte Ferri. Er sah krank aus. »Joe, hör mir zu. Ich kann dir so offen nicht helfen. Du weißt, was Keane gegen dich hat. Wenn ich bei Lirauns Geburt dabei bin, wird er es herausfinden, und dann hat

er mich auch auf dem Kieker. Er schickt Leistungsberichte über mich an die Cornell, du weißt das. Hör mir, verdammt noch mal, zu! Ein schlechter Bericht könnte meine Karriere ruinieren, meine Forschungen ebenso entwerten wie alle bisher getane Arbeit. Ich würde meine Stellung verlieren ...«

»Wirst du mir helfen oder nicht?« fragte Farber. Seine Stimme war sehr ruhig geworden, und sein Gesicht wirkte leer. Er bewegte sich nicht.

»Christus«, sagte Ferri. Er griff nach dem Drink, der unberührt auf dem Seitentischchen stand, und zog dann die Hand mit einer Grimasse wieder zurück, als hätte die Berührung mit dem kalten, beschlagenen Glas ihm Ekel verursacht. Er legte die Finger auf die Lippen, als wolle er an ihnen saugen. »Sieh mal, Joe«, sagte er, als er wieder lebendig wurde, »soviel werde ich für dich tun: Ich habe hier ein von der Co-Op geliehenes Untersuchungsgerät. Ich werde es einsetzen und dir vorher einen subzerebralen Kursus in Geburtshilfe geben. Das dauert etwa eine Stunde. Wir haben auch ein Programm für Erste Hilfe dabei: ›Grundkenntnisse der Geburtshilfe‹ oder so. Dann kannst du heimgehen und Li-raun selbst helfen, und Keane wird nichts erfahren. In Ordnung?« Er zwinkerte Farber zu, als sei er über diese Lösung des Problems erleichtert, doch seine Hände zitterten leicht.

Farber schwieg lange. »Und wenn es Komplikationen gibt?« fragte er schließlich.

»Unwahrscheinlich«, antwortete Ferri. »Neunzig Prozent der Zeit wirst du mit nichts konfrontiert, was du nicht in dem unbewußten Training gelernt hast. Jesus, vergiß nicht, daß die Frauen das seit Tausenden von Jahren selbst gemacht haben.« Auf Farbers unzufriedenen Blick hin sagte er: »Verdammt, was erwartest du denn alles von mir?« Er gab seine Niederlage zu: »Na schön. Du kannst den Diagnostikator von mir ausleihen. Es ist eine Jejun-Arbeit, wunderschöne Sache. Kann man so klein zusammenfalten, daß er in einen Rückenbeutel paßt, wenn er auch sehr schwer ist. Und, um Gottes willen, sei vorsichtig damit – er ist der medizinischen Entwicklung auf der Erde mindestens ein Jahrzehnt voraus und so teuer wie echter Shit. Ich habe nur deshalb einen, weil ich Grundlagenforschung betreibe. Das Ding macht Telemetrie und hat chirurgische Waldos, die selbst für Mikroarbeiten geeignet sind. Ich kann von hieraus alles über einen Monitor überwachen, und falls es ernste Schwierigkeiten gibt, kann ich das Gerät übernehmen und steuern. Aber ich werde nicht persönlich anwesend sein, keinesfalls! Und wenn wir vorsichtig sind und den Mund halten, alter Junge, wird auch Keane nichts davon erfahren. In Ordnung? Ich schwöre bei Gott«, fügte er kämpferisch dazu, »das ist alles, was ich für dich tun kann. Nimm es an oder laß es bleiben.«

Nach einem langen Schweigen schien sich Farber zum ersten Mal etwas zu entspannen. Er lehnte sich zurück in die Polster und schloß die Augen.

»Gut«, erklärte er. »Ich nehme ihn mit.«  
Ferri leerte sein Glas in einem einzigen Zug.

Auf dem Heimweg machte Farber noch einen Abstecher und besuchte den rattengesichtigen Kellner, der in der Kantine der Co-Op arbeitete.

Bei ihm kaufte Farber eine Pistole.

Es war eine altmodische, gebrauchte Projektilwaffe, eine von Tausenden, die auf dem Co-Op-Schwarzmarkt gehandelt wurden und bei weitem nicht so gut wie die Kilowatt-Laser der Ehrengarde der Enklave.

Aber sie funktionierte.

\*

Mit grauen, geronnenen Gedanken im Kopf fuhr Farber mit der Zahnradbahn hinauf in die Altstadt zurück. Er sah über das pastellfarbene Dächermeer und beobachtete, wie es hinter ihm zurückfiel, als die Bahn höherstieg, und dabei dachte er: *Ich werde es nicht zulassen*. Er wiederholte den Gedanken in lauten Worten, aber die mitfahrenden Cian waren zu höflich, ihn deshalb anzustarren. Vielleicht rückten sie fast unmerklich ein wenig von ihm ab, vielleicht nicht einmal das. Farber nahm sie auch gar nicht wahr. »Sie ist nicht daran schuld«, erklärte er der Luft. »Sie wußte es einfach nicht besser.« Die Bahn war fast oben, und er spürte, wie sich sein Magen und seine Muskeln zusammenzogen, als bereite er sich unbewußt auf einen Kampf vor. Die Gondel kreischte, als sie in die Bergstation einschwang und über dem Bahnsteig auslief, helle Rechtecke aus Licht und Schatten huschten über die Fenster, die Wände vibrierten. Er preßte die Stirn gegen das kalte, summende Metall und wurde sofort vom Geruch ihres Körpers überwältigt, dem Geschmack ihres verborgenen Fleisches, dem Gefühl ihrer Haut, ihrer Stimme, ihren ruhigen Augen, dem sanften Druck ihrer Hände, ihres Mundes, ihrer Zunge – eher ein Nachklang in seinen Körperzellen als eine gewöhnliche Erinnerung. Sie war ihm für immer aufgeprägt; es überraschte ihn, daß sie keine sichtbaren Spuren auf seiner Haut zurückgelassen hatte. *Ich*

werde es nicht zulassen, dachte er. »Ich erlaube niemandem, sie mitzunehmen«, bemerkte er im Gesprächston zu dem Cian neben ihm. Der Cian lächelte unverbindlich und rückte von Farber ab. Die Bahn hielt an.

Auf dem Weg den Hügel hinauf hörte er zum ersten Mal die Musik.

Er begann zu laufen, schwerfällig, von dem schweren Diagnostikator auf seinem Rücken niedergedrückt, steif von fehlendem Schlaf und einem furchtbaren Kater, sich aber mit einer grimmigen Entschlossenheit vorwärts treibend. Er schlidderte um eine Ecke in die Row, und da waren sie: eine große Prozession mit Trommeln und *tikans* vor seinem Haus, die zeigte, was die Glocke geschlagen hatte. Die Talismane wurden hochgehalten. An der Spitze standen, wie es sich gehörte, der *Twizan* und die *Soubrae*. Ein wenig seitlich davon stand Genawen, strahlte alle an und machte einen fast überglücklichen Eindruck. Die Row hinauf und hinab streckten die Leute die Köpfe aus den Fenstern, um zuzusehen, und die ganze Szene hatte die entspannte, festliche Formalität eines Umzuges beim Schützenfest.

Farber spürte, wie er eiskalt wurde.

Nur tief unten in seiner Kehle saß etwas, das nach geschmolzenem Eisen schmeckte.

Steifbeinig kam er heran, traute sich nicht zu laufen, weil er sich vor dem fürchtete, was geschehen würde, wenn seine Wut sich erst freie Bahn erkämpft hatte. Die letzten paar Schritte ging er schneller und brach

in die dichtgedrängte Menge wie ein Hai, der nach einem blutigen Kadaver schnappt. Er drängte sich durch die Prozession, rempelte, stieß und schlug, daß die kleinen Cian zur Seite spritzten, ohne sich darum zu kümmern, ob er jemanden verletzte. Ein Talisman stürzte um und riß seinen Träger mit zu Boden. Ein anderer – eine riesige wasserköpfige Grotteske – schwankte und wackelte wie ein betrunkenen Clown. Eine Nasenflöte brach mit einem schrillen Quieken ab, als Farber den Spielmann von hinten anrempelte. Eine *tikan* fiel Farber vor die Füße, und er trampelte mit böser Freude auf dem Instrument herum. Ein Schrei, dann noch einer, und die Musik löste sich von einem Ende der Prozession bis zum anderen in grellen Mißtönen auf, als Farbers Sturmloch den Festzug sprengte. Schließlich brach Farber ins Freie. Die Musikanten hatten ihr Spiel inzwischen ganz eingestellt.

Der *Twizan* vertrat Farber den Weg. »Bürger ...« begann er beschwichtigend, aber Farber schob ihn brutal zur Seite, rannte zur Vordertür seines Hauses und wirbelte auf der Schwelle herum.

Keuchend starrte er die Menge an.

Die Menge starrte mit sprachloser Verblüffung zurück. Der *Twizan* kniete, hatte sich gerade wieder halb von seinem Sturz aufgerichtet. Die *Soubrae* – es war dieselbe wie bei Lirauns Namensgebung – sah ihn mit eisigen Augen an. Genawen hatte ein erstarrtes, breites Idiotengrinsen im Gesicht. Der Festzug verharrte be-

wegungslos in den verschiedenen Positionen der Auflösung.

Farber zitterte, verging fast vor Wut und bemühte sich, nicht den letzten Rest von Kontrolle über sich selbst zu verlieren. Angst und Zorn drängten ihm Worte in den Mund, aber er brauchte eine Weile, bis er seine Stimme wieder richtig beherrschte.

»*Verswindet!*« schrie er heiser.

Genawens fettes Gesicht verzog sich ablehnend. »Josef ...«, sagte er mit brüchiger, ungläubiger Stimme.

Der *Twizan* war wieder auf den Beinen und wich zurück.

»*Macht, daß ihr wegkommt,*« brüllte Farber. »*Zur Hölle mit euch!*« Er hatte noch mehr zu sagen, aber er verlor seine letzte Selbstkontrolle, und seine Stimme überschlug sich zu einem unverständlichen Geschrei. Er stolperte wild vorwärts und wedelte mit den Armen.

Die Alte Frau schien sich ihm entgegenstellen zu wollen, aber der *Twizan* griff sie im letzten Moment am Arm und zog sie zurück. Widerstrebend ließ sie zu, daß der *Twizan* sie fortzernte, und sah Farber dabei die ganze Zeit direkt in die Augen, mit versteinertem Gesicht und von Haß glitzernden Augen. Genawen zögerte, aber Farber schüttelte ihn und schrie ihm ins Gesicht. Da gab auch er auf, stolperte zurück, wäre fast gestürzt, während er Farber verletzt und völlig verstört anstarrte. Farber folgte ihnen nur wenige Schritte, dann blieb er schwer atmend stehen. Wieder schrie er sie an.

Verblüfft und entsetzt ließen sie sich von Farber verjagen.

Mit dem Rückzug ihrer drei Führer wich die ganze Prozession fast im Gleichschritt zurück. Sekunden später hatte sie sich aufgelöst, jeder rannte für sich allein die Row hinunter, verwirrt und demoralisiert, blickte über die Schultern zurück. In den Gesichtern stand jeder denkbare Grad von Entrüstung. Farber wartete, bis er sicher sein konnte, daß sie fort waren, dann ging er zurück zum Haus.

Liraun saß nahe beim Herd, bleich und müde. Neben ihr stand, Farber den Rücken zugewandt, Jacawens Sohn Mordana. Er beugte sich über sie, eine Hand auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, und redete drängend mit gesenkter, beschwörender Stimme auf sie ein. Ihr Gesicht war verzerrt. Sie schüttelte ständig auf eine erschöpfte, verwirrte Art den Kopf, aber Mordana drängte weiter.

Zwei eiserne Daumen saßen innen hinter Farbers Augen, preßten sie aus den Höhlen.

Mit drei riesigen Schritten durchquerte Farber den Raum. Seine große, schwielige Hand packte Mordanas Schultern und begann ihn fortzuzerren.

Mordana zischte, wirbelte mit erschreckender Schnelligkeit herum und entwand sich Farbers Griff. Wie hingezaubert wuchs ein Messer aus seiner Faust.

Farber taumelte verstört zurück, fühlte sich plötzlich schwerfällig, langsam und verwundbar, ein unfertiger,

lehmfüßiger Golem im Kampf gegen ein Wesen von tigerhafter Grazie und Wildheit. Er streckte unbeholfen seine offene Hand in einer Geste des Schutzes vor. Es war tölpelhaft und nutzlos, selbst in seinen eigenen Augen, und darüber stieg eine benommene, unangemessene Verwunderung in ihm auf, die ihn nur noch langsamer machte. Er dachte keinen Augenblick an die Pistole in seinem Gürtel. Statt dessen machte er noch einen weiteren Schritt rückwärts. Er fühlte sich, als schwämme er durch Sirup.

Blitzschnell ging Mordana in die Hocke, arbeitete sich mit niedrig gehaltenen, vorgestreckten Armen heran, die Messerspitze beschrieb langsame, kleiner werdende Kreise in der Luft. Sein Gesicht war angespannt und todernt. Die Augen glänzten wütend. Er bewegte sich wie eine Krabbe zur Seite, kam dabei aber mit zwei, drei seitlichen Schritten immer einen Schritt näher an Farber heran, zwang Farber, sich zur Seite zu drehen, so daß der Terraner in die Sonne starren mußte. Benommen ließ Farber sich die Bewegung aufzwingen – er fühlte sich ausgelaugt und dumm, während er weiterhin nur die nutzlose Hand mit der offenen Handfläche vorstreckte, als wolle er damit das Messer einfach sanft beiseite stoßen, wie etwas, das einem von einem lästigen Straßenhändler aufgedrängt wird. Er blinzelte, als ihm die Sonne in die Augen schien. Sofort griff Mordana an, schnell und von unten herauf, das Messer gegen Farbers Bauch führend.

»Mordana!« schrie Liraun.

Sie hatte ihre Stimme wieder gefunden, war aufgesprungen. Das Blut war ihr aus dem Gesicht gewichen. Sie schwankte.

Mordana riß das Messer mitten im Stoß zurück, als hätte es an einem zu kurzen Strick gehangen. Er warf einen schnellen Blick zu Liraun, seine Augen blieben an ihr hängen, und er starrte sie eindringlich an.

Dann richtete er sich widerstrebend auf, das Gesicht verzogen. Er schüttelte sich wie eine Katze und war wieder gefaßt und beherrscht. Das Messer verschwand – Farber konnte nicht ausmachen, wie und wohin. Mordana nickte Liraun höflich zu, spie Farber vor die Füße, wandte sich ab und ging schnell hinaus.

Farber und Liraun blieben mit sich allein zurück und starrten sich in einer ungeheueren Stille an.

»Setz dich, bevor du umfällst«, sagte Farber endlich mit weniger Autorität in der Stimme, als er sich gewünscht hätte. Er zitterte und war in kalten Schweiß gebadet; davon war in seiner Stimme etwas zu spüren.

Liraun ignorierte ihn. Sie stützte sich auf die Rücklehne ihres Stuhls und sah durch Farber hindurch, sah ihn nicht an. Etwas sehr Komplexes geschah in ihrem Gesicht. Es veränderte sich, bekam neue, harte Züge, nahm eine fremde Entschlossenheit und Erwartung an, während Farber zusah. Zuletzt veränderte sich der Blick ihrer Augen, und sie nahm ihn wirklich wahr. Ihr Blick war ruhig und klar, und sie machte ihm damit beinahe

Angst. Sie ließ den Stuhl los und stand frei im Raum, wobei sie Farber fest im Auge behielt. »Hör mir zu, Josef«, sagte sie leise. »Ich werde jetzt zu denen dort draußen gehen.«

»Den Teufel wirst du«, knurrte Farber.

»Du kannst nicht versuchen, mich hier zu behalten, Josef. Das ist ganz falsch.«

»Ich will nicht darüber sprechen«, sagte er blind. »Setz dich nur hin. Setz dich und sei ruhig, um Gottes willen.« Er rieb sich den Nasenrücken. »Ich muß *nachdenken*. O Gott.« Dann müde: »*Willst da* dich nicht endlich setzen?«

»Du verstehst nicht ...«

»Nein, verdammt richtig, ich verstehe nicht! Ganz verdammt richtig!« Er war über die Härte seiner Stimme selbst erstaunt. In seiner Aufregung tat er zwei schnelle Schritte auf sie zu, aber dann brach seine innere Anspannung zusammen. Er hielt inne, seine Schultern sanken herab. Liraun sah ihn scharf an. Ihre Augen bohrten sich hart wie Nägel in sein Gesicht, trotz der deutlichen sanften Rundung ihres Bauches. In den letzten Tagen schien die Schwangerschaft ihr eine seltsame, mächtige Unverwundbarkeit verliehen zu haben, etwas Endgültiges und Unwiderstehliches. Er fragte sich angesichts ihres Blickes mit einem unguuten Gefühl, ob er sie überhaupt aufhalten *konnte*. »Zum Teufel«, sagte er. »Schau, wir reden darüber, ja? Aber du gehst nirgendwo hin, verstanden?«

»Das ist ganz falsch so«, sagte sie flach. »Es wird alle Harmonie zerstören.«

»Aber daß sie dich wie Abfall wegwerfen werden, das ist ganz in Ordnung, was?« rief er plötzlich. »Dich in eine Kiste zu packen wie Müll, ein Loch in den Hügel zu scharren und Dreck über dich zu werfen, das findest du gut. Das ist alles in Ordnung so.«

»Was von mir übrigbleibt, wenn ich tot bin, ist auch nicht mehr wert als Abfall«, erwiderte sie gleichmütig. »Das Fleisch wird vorher abgezogen; es wird weiterverwendet: genetisches Material für die Schneider, Düngemittel, andere wichtige Dinge. Die Knochen werden vergraben, mit Respekt, aber ohne jedes Zeremoniell. Dafür besteht keine Notwendigkeit, denn alle heiligen Teile sind ja längst fort, verstehst du?«

Farber wandte sich von ihr ab. Sein Gesicht verfiel regelrecht, seine Hände zitterten. »Du redest, daß einem übel werden kann«, murmelte er. »Jesus! Ich kann nicht ... Du bist verrückt. Warum? Wie kannst du ...«

»Josef!« schrie sie, zum ersten Mal offenen Schmerz in der Stimme. »Ich kann nicht weiter darüber sprechen. Es ist die intimste Sache meines ganzen Lebens. Es ist nur zwischen mir und dem Volk der Macht, und es ist so furchtbar falsch, mit irgend jemandem darüber zu reden, selbst mit dir! Kannst du das nicht verstehen?«

»Tabu«, bestätigte er düster.

Das Wort verstand sie nicht. »Josef, ich muß jetzt gehen.« Ihre Stimme war angestrengt und brüchig ge-

worden. »Bitte – laß mich jetzt mit deinem Segen und deiner Liebe gehen. Das würde sehr viel für mich bedeuten.«

»Setz dich hin«, sagte Farber.

Lirauns Lippen verzogen sich ergrimmt. Sie ging auf die Tür zu.

»Du bist meine Frau!« schrie Farber.

»Und du bist mein Mann«, sagte Liraun mit ihrer neuen, harten Stimme, während sie langsam, geduldig und unter Schmerzen ihren Weg durch den Raum fortsetzte. »Aber meine Kinder gehören meinem Volk, werden ihm immer gehören. Nichts kann sie ihm wegnehmen. Auch du nicht.«

Farber vertrat ihr den Weg, aber sie ging weiter. Er fühlte sich müde, mutlos und bitter, und für einen Augenblick, als er an den emotionalen Kampf dachte, den es bedeuten würde, sie hierzubehalten, war er versucht aufzugeben, einfach zur Seite zu treten und sie gehen zu lassen, sie tun zu lassen, was sie glaubte, tun zu müssen. In gewisser Weise wäre das eine Befreiung gewesen. Er hätte sich damit rechtfertigen können, daß die ganze Sache schließlich irgendwie zu Ende gebracht werden mußte, auf eine Art, die für sie beide erträglich war. Er hätte fast froh darüber sein können. Aber aus dieser Überlegung, in ihrem Schlepptau und von ihr selbst hervorgebracht, stieg etwas anderes in ihm auf – beißende, quälende, unerträgliche Schuld. Nicht in der Lage, diese Schuld auf sich zu nehmen, suchte er nach dem letzten

Rest Wut und entfachte ihn zu neuem Feuer. All dies geschah in Sekunden, so daß in dem Augenblick, als Liraun ihn erreichte, seine Muskeln wieder gespannt waren und sein Gesicht zornrot funkelte. Er packte sie bei den Armen. In ihren Augen flackerte etwas Wildes auf. Stumm begannen sie miteinander zu ringen, zerrten jeder mit dem ganzen Körper in entgegengesetzten Richtungen, wobei sich die Füße kaum von der Stelle bewegten. Sie war erstaunlich stark, aber nicht stark genug, um sich von ihm loszureißen. Offensichtlich erkannte sie das bald – ihr Gesicht wurde spitz, Verzweiflung trat in ihre Augen. Ihre Lippen zogen sich bis über ihre Eckzähne zurück, und Farber fragte sich – mit einer Anwandlung echter Angst –, ob sie versuchen wollte, ihn zu beißen. Statt dessen warf sie sich jetzt in seinem Griff vor und zurück, keuchend, zappelte und strampelte wie ein gefangenes Tier in einem Netz, so wild, daß Farber schon fürchtete, sie würde sich selbst dabei ernsthaft verletzen. Teilnahmslos, fast mechanisch, schlug er ihr ins Gesicht.

Sofort hing sie schlaff in seinen Armen. Er stand da und hielt sie aufrecht, zu ausgebrannt, um noch viel Trauer über den Schlag zu empfinden. Er hatte sogar ein wenig Spaß daran gehabt. Liraun wurde schwer. Er versuchte, sie hochzuhalten, und bemerkte dabei, daß sie sich einfach von ihm bewegen ließ wie eine Puppe. Ihre Muskeln konnte man unter Druck formen wie Ton. Sie war nicht mehr bei Bewußtsein. Ihre Augen standen of-

fen, aber sie waren leer – ausgebrannt und erloschen. Aus einem Mundwinkel rann ihr ein dicker Blutstreifen, der wie Teer schimmerte.

Wie eine Marionette ließ sie sich von ihm zu ihrem Stuhl dirigieren.

Sie sagte nichts. Er redete lange sanft auf sie ein, zärtlich, erklärend, bittend, entschuldigend. Schließlich platzte es aus ihm heraus, und er schrie sie wieder an. Nichts hatte irgendeine Wirkung – sie wollte nicht antworten. Sie zeigte keinerlei Anzeichen, daß sie ihn überhaupt hörte oder daß sie sich ihrer Umgebung bewußt war. Sie saß einfach da, wo er sie hingestellt hatte, rührte sich nicht, die Hände in den Schoß gelegt.

Schließlich gab er auf. Eine Weile ging er im Zimmer auf und ab, dann kam er zurück und setzte sich auf den Stuhl neben Liraun. Er überlegte, ob es etwas zu tun gab, was er vergessen hatte. Der Diagnostikator. Er baute ihn auf und rief Ferri über die eingebaute Kommunikationsanlage an, um zu überprüfen, ob die Fernsteuerung funktionsbereit war. Auf dem Rückweg heute morgen hatte er noch eine Ziehmutter angeheuert, einen mürrischen Mann mittleren Alters, der seine Brüste durch Injektionen mit künstlichen Hormonen ständig stillfähig hielt. Die Pistole. Sie steckte in seinem Gürtel. Er zog sie heraus und überprüfte sie. Ein Vorteil für ihn: Die Stadt schien keine Polizei zu haben, jedenfalls keine Einrichtung, die mit einer terranischen Polizeimacht zu vergleichen war. Die Cian schienen sich, was den Schutz

der öffentlichen Sicherheit betraf, in erster Linie auf ihre Traditionen und Tabus und auf den Druck der sozialen Umgebung zu verlassen: die furchtbare Drohung öffentlicher Ächtung. Aber dieses System war nicht geeignet, mit jemandem fertig zu werden, der sich wie Farber völlig außerhalb von allem stellte. Es gab eine Gruppe ärztlicher Überwacher, die sich um Geisteskranke kümmerte, auch um Amokläufer oder randalierende Betrunkene, aber anders als die Terraner wären die Cian nie so scheinheilig gewesen, ihn einfach für verrückt zu erklären, weil er darauf bestand, etwas zu tun, was ihnen nicht gefiel. Bis jetzt jedenfalls nicht. Die Zwielichtmenschen handelten als Schiedsrichter in ethischen Streitfragen und manchmal auch als Überwacher der eher formalen Duelle, aber sie hatten keine Vollmacht, irgendwelche Strafen zu verhängen. Was blieb also übrig? Ein lynchwütiger Mob? Möglich – aber sie würden eine ganze Weile brauchen, sich in diese Rolle hineinzusteigern. Religion? Würden sie versuchen, ihn moralisch zu überzeugen? Würde er auf sie schießen müssen?

Er sicherte die Pistole wieder und schob sie zurück in den Gürtel. Er hoffte, daß er auf niemanden schießen mußte. Erschöpft stützte er den Kopf mit den Händen. Seine ganze Wut hatte sich gelegt und ihn leer und krank zurückgelassen. Wenn er eine Idee gehabt hätte, wie er aus dieser Lage wieder herauskommen könnte, er hätte jede Rückzugsmöglichkeit genutzt. Aber es gab keine.

Er wartete still, während das Tageslicht im Zimmer langsam starb.

Als er mit seiner katatonischen Frau dort in der sich sammelnden Dunkelheit saß, schien es ihm, daß Ferri recht hatte, was die Erdenmenschen anging. Das waren die falschen Leute hier draußen. Sie waren aus den falschen Gründen hierhergekommen, und sie suchten nach den falschen Dingen an falschen Orten zu einer falschen Zeit. Sie hatten ihre Fehler mit sich gebracht – hatten sie zu enormen Kosten über Hunderte von Lichtjahren hinweg transportiert, denn sicher hatten sie zu Hause die gleiche Litanei von Fehlern gemacht, auf die gleiche falsche Art gelebt: Man brauchte sich nur anzusehen, wie sie die Erde zugerichtet hatten, bevor die Enye kamen, um ihnen das zwiespältige Geschenk der Sterne zu überreichen. Es kam ihm vor, als hätten die Regierungen zu Hause einen grundlegenden, ja möglicherweise fatalen Fehler in rassischer Hinsicht begangen, indem sie Menschen wie die in der Enklave ausschickten, die Erde in der Galaxis zu repräsentieren. Die schlimmsten von ihnen, diese Gesandten, waren hohlköpfige, selbstgerechte, neurotisch verklemmte Knopfdruck-Täter auf der Suche nach der großen Chance, stolz auf ihr reibungsloses Funktionieren, auch wenn es zu nichts führte. Sicher hatte die Erde bessere Männer anzubieten. Doch selbst die besten von ihnen – Ferri zum Beispiel – hatten wiederholt demonstriert, daß sie nicht dazu in der Lage waren, die Cian als »Mitmenschen« zu be-

trachten, und diese falsche Objektivität hinderte sie gerade an jenen Beobachtungen, die sie damit schützen wollten. Letzten Endes hatte Ferri Farber auch nicht aus ehrlichem Mitgefühl oder aus Sympathie geholfen, sondern weil er Angst hatte, Farber könne ihm Gewalt antun. Und auch Farber selbst – er war so stolz darauf, sich einen »Künstler« zu nennen. Wie harmlos mußte sein Werk auf andere wirken, wenn die Co-Op keine Angst hatte, ihn hierherzusenden, um über die Aktivitäten der Co-Op auf Weinunnach zu berichten. Wie mußte man einen von der Regierung besoldeten Künstler nennen? Einen Minderbegabten? Unfähig zu unabhängiger Kunst? Eine Hure des Staates?

Dann hörte er sie. Sie kamen zurück. Die Cian.

Unsicher stand er auf und blinzelte schwankend in die Runde. »Liraun?« fragte er und merkte, wie flach und lahm seine Stimme durch die staubige Stille klang. Sie rührte sich nicht und antwortete nicht – sie saß leblos da, ihre Haut schimmerte schwach durch den sich verdunkelnden Raum wie eine Statue, aus altem schwarzem Holz geschnitzt. Draußen: der Lärm einer sich nähernden Menge, Gemurmel, Fußschritte, immer näher. Er lehnte sich gegen die Wand und bemühte sich, seine alte Wut zu neuem Leben zu erwecken, denn er wußte, daß er diese Wut jetzt zum Überleben brauchte. Aber er konnte nichts mehr davon finden. Als er sich bis zur Erschöpfung darum bemühte, fand er etwas anderes. Ein Gebräu aus Angst, Schuld und dump-

fem, verletztem Stolz stieg in ihm auf. Das mochte als Ersatz genügen.

Farber ging hinaus. Die Dämmerung war fast angebrochen. Vom Ende der Row, eingerahmt von schwarzen Steinwänden und scheinbar auf dem Pflaster hockend, starrte Feuerfrau ihn mit ihren letzten Strahlen durch den langen Häusertunnel an – ein lidloses rotes Auge, das desinteressiert durch ein Mikroskop auf die kleine Welt darin blickte. Zum ersten Mal seit Monaten war die Luft warm genug für Regen. Ein feines Nieseln hing in der Straße, beschlug die Fenster und schwitzte aus den alten Steinwänden. Der Wind, der es mit sich trug, roch nach Frühling, nach feuchter, fruchtbarer Erde. Noch war der Frühling ein gutes Stück weit weg, aber er kam schnell näher, schnell genug, um das Kalte Volk unruhig auf seinen Thronen aus Felsen und Eis umherrutschen zu lassen, es aus seinen frostigen Träumen aufzuschrecken, so daß es sich sammelte, den Menschen einen letzten mörderischen Frost zu schicken. Farber sah die Row hinab. Es war Lirauns Prozession, die zurückkam, um es noch einmal zu versuchen. Die anderen Instrumente schwiegen, nur die Trommeln schlugen einen gedämpften Marsch. Als die Teilnehmer der Prozession nun den Platz vor Farbers Haus füllten, verstummten auch sie. Sonst war niemand zu sehen. Die Row hinauf und hinab waren die Türen geschlossen, die Fenster verhangen und blind. Farber trat vor und blieb mit gespreizten Beinen stehen.

Dutzende von Augenpaaren richteten sich auf ihn und schimmerten wie nasse gelbe Steine.

Der *Twizan* trat vor die Menge. Er sah nervös, aber entschlossen aus. »Bürger«, sagte er, »wir sind gekommen, unsere Tochter zu holen. Schicke sie zu uns.«

Farber zog seine Pistole.

»Bürger«, sagte der *Twizan*, »du darfst nicht versuchen, uns daran zu hindern. Es gibt keine andere Form für die Dinge, sich zu gestalten. Seit der Zeit des Ersten Ahnen ...«

»Hört mir jetzt zu«, sagte Farber mit flacher, ruhiger Stimme und senkte die Pistole. »Liraun wird nicht zu euch herauskommen. Es wird keine Prozession für sie geben, jetzt nicht und auch sonst nicht. Versteht ihr das? Und nun verschwindet hier vor meinem Haus. Geht weiter – alle! Geht hier weg!«

Der *Twizan* zögerte, sah zu der *Sóubrae*, deren Gesicht kalt und unbeweglich war, dann sah er zu Farber. Der *Twizan* faßte sich und machte einen Schritt nach vorn. Noch einen Schritt. Die Prozession folgte ihm auf dem Fuße, die Talismane hochgereckt – Feuerfrau warf ihre unheimlichen, verzerrten Schatten über Farber, streifte sein Gesicht mit Dunkelheit.

Farber hob die Pistole. Einer der Talismane, weiter entfernt zur Linken, war größer als alle anderen, ein riesiger, rotgesichtiger, pausbäckiger Kopf, der die Person des Windes verkörperte – es handelte sich dabei um einen gasgefüllten Lederballon, der nur bei den teuersten

Prozessionen mitgeführt wurde und für den man zwei Männer brauchte, um ihn an der Kette zu halten. Farber feuerte darauf. Der Donner der großkalibrigen Waffe hallte furchtbar durch die enge, hohe Gasse und ließ jeden, auch Farber, erstarren. Nur der Kopf der Person des Windes bewegte sich: Er blähte sich, eine Falte lief von einer Wange zur anderen, er schien für einen Augenblick auf monströse Art anzuschwellen, und dann fiel er mit einem entrüsteten Zischen in sich zusammen, die Pausbacken fielen ein wie bei einem Verhungerten, die feurigen Augen legten sich über die Nase, die sich wiederum über den Mund legte, während die Unterlippe unnatürlich anschwell, als der obere Teil des Kopfes sein Gas hineindrängte. Das ganze Ding sackte über den beiden Trägern wie ein zusammenfallendes Zelt zusammen und zwang sie mit gleichgültiger Schwere in die Knie. Die Menge – nach diesem Anblick keine Prozession mehr – war vor Entsetzen wie versteinert. Aber hier und da rückte doch wieder einer einen Schritt auf Farber vor.

Wenn Farber mehr über Pistolen gewußt hätte, hätte er das, was er dann tat, nie gemacht. Er senkte die Waffe und feuerte schnell hintereinander zwei Schüsse auf das Kopfsteinpflaster vor den Füßen der Menge ab. Sofort spürte er, wie etwas Heißes an seinem Ohr vorbeizischte; ein Fenster klirrte; eine *tikan* zersplitterte einem Musiker in der Hand; ein anderer Musiker griff sich an die Schulter und wäre fast gestürzt; ein Juwelenauge split-

terte aus einem Talisman – alles gleichzeitig, so schien es. Es gab dabei ein Geräusch, wie es eine sehr schnell tickende Uhr aus Steinen und Eisen verursacht hätte, durchsetzt mit winzigen, klingelnden Echos. In der engen Straße waren die Kugeln in Sekundenbruchteilen dreißig- oder vierzigmal als Querschläger zwischen den Steinwänden umhergesaut.

Alle waren davon völlig überrascht – auch Farber, aber er erholte sich als erster. Er machte drei schnelle Schritte vorwärts, schrie und feuerte wieder die Pistole ab, diesmal in die Luft.

Die Menge wich zurück.

Farber drängte schnell weiter vor; die Menge teilte sich und wich nach beiden Seiten von ihm fort wie das Rote Meer vor Moses, und da tauchte Jacawen vor Farber auf – wieder so ein Zaubertrick. Und während die Menge an ihm vorbei den Rückzug antrat, blieb er ruhig dort stehen, ein kleiner, düsterer, unbeugsamer Mann, der einzige auf der Straße, der sich nicht in Bewegung befand.

Jacawen wich nicht zurück.

Farber blieb stehen. Er hatte bemerkt, daß die anderen Cian ihren Rückzug fortsetzten und Jacawen mit ihm allein ließen, aber das nahm er nur ganz am Rande seines Bewußtseins wahr – seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf Jacawen, so sehr, daß er an der Peripherie seines Gesichtsfeldes keine Farben und keine Einzelheiten mehr erkannte.

»Unsere Wege sind nicht die Ihren, Farber«, sagte Jacawen und benutzte wieder die förmliche Anrede.

Farbers Finger wurden weiß, als sie sich um den Pistolengriff verkrampften. »Verschwinden Sie von hier«, antwortete er mit so angestrenzter Stimme, daß jede Silbe seiner Worte den gleichen flachen, tonlosen Klang hatte.

Jacawen erwiderte etwas darauf, aber zu schnell und undeutlich, als daß Farber dem Dialekt hätte folgen können – das einzige Anzeichen, das Jacawen von jener emotionalen Anspannung erkennen ließ, unter der auch er stand. Als seine Worte wieder etwas verständlicher wurden, hörte Farber: »... bekannt. Ich warne Sie, wenn sie diese ...« (Sünde? Fehler? – zu undeutlich) »... fortsetzen, verdammen Sie sie zu ...« (zur Hölle?) – »Sie werden ihre eigene Frau dazu verdammen.«

»Ihre verdammte Religion ist mir egal!« fuhr Farber ihn an.

Wieder eine undeutliche Antwort, dann »(?) ... Tod. Sie leiden nicht. Im Gebärdhaus gibt man ihr eine Droge, die das Bewußtsein ohne Schmerz vergehen läßt.«

»Ich will auch nicht mit anhören, wie ihr eure verdammten kleinen Morde rationalisiert«, sagte Farber und wunderte sich mit einem unbeteiligten Teil seines Verstandes, daß seine Stimme so klingen konnte, wie sie jetzt klang. »Und jetzt *verschwinden* Sie hier!«

»Sie verurteilen Ihre Frau zu Todesqualen!«

»Ich werde mich schon um ihre Seele kümmern, verdammt!« schrie Farber.

»Farber ...«

Farber richtete die Pistole auf Jacawens Bauch.

Stille. Dann sagte Jacawen: »Unsere Wege sind nicht die Ihren, Farber.«

Farber spannte den Hahn.

Einen langen Augenblick starrte Jacawen Farber mit einem seltsam vertrauten Gesichtsausdruck an. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich ab. Er ging die Row hinab, nicht sehr eilig, eine steife, kleine Gestalt, die in dem schlitzügigen roten Splitter zwischen schwarzen Lidern, der vom Sonnenuntergang noch übriggeblieben war, verschwand.

Farber stand allein auf der Straße.

Als das Auge am Rande der Welt sich ganz geschlossen hatte und die Nacht herabgesunken war, ging er zurück ins Haus. Drinnen war es dunkel.

Für einen Augenblick schien es ihm, als könne er Lirauns Atem nicht mehr hören, doch dann vernahm er ihn: sehr langsam und dünn. Er tastete sich zur Heizkugel und schaltete sie ein. Der Raum wurde in goldenes Licht getaucht.

Liraun saß in ihrem Stuhl, bewegungslos, genauso wie er sie verlassen hatte.

Farber starrte sie eine Weile an. Sie starrte mit leeren Augen zurück, und als er sich aus ihrem Blickfeld bewegte, folgten ihre Augen ihm nicht. Er gab ein ungeduldiges Räuspern von sich. »Du brauchst jetzt nie wieder Angst zu haben«, sagte er. »Du bist jetzt in Si-

cherheit – ich habe dich gerettet. Ich habe sie verjagt. Sie werden nicht noch einmal zurückkommen. Du wirst nicht sterben. Verstehst du?»

Sie antwortete nicht.

Seufzend setzte er sich. Er lehnte sich vom Stuhl mit dem Rücken gegen die Wand.

Die Zeit schien stillzustehen. Er verfiel beinahe selbst in einen tranceähnlichen Zustand, nickte ein und fuhr wieder hoch. Das sanfte Summen der Heizkugel, das Schlagen seines eigenen Herzens, Lirauns Herz, ihren langsamen Atem, wanderte mit seiner Aufmerksamkeit von einem Geräusch zum anderen, bis er, auch diesmal erst im Nachhinein, bemerkte, daß er eine sich steigende Serie kleiner keuchender Seufzer von Liraun vernahm, jeder ein klein wenig gepreßter als der vorausgegangene. Dann – überraschend – Stille.

»Huuuuuunnn«, sagte Liraun in die Stille.

Er schüttelte den Schlaf ab und sah zu ihr hinüber.

Ihre Schenkel waren tropfnaß, ihr Gesicht war aschfahl vor Schmerz.

*Der Diagnostikator*, dachte er sofort. Aber obwohl dieser Gedanke so dringend war, stellte er fest, daß er nicht aufstand, um das Gerät zu holen.

Statt dessen blieb er verwundert sitzen und beobachtete Liraun weiter.

Sie hatte den Kopf gedreht und erwiderte seinen Blick. Sie studierte ihn eine Weile schweigend, und dann begann sie mit einer gleichmäßigen, leidenschafts-

losen Stimme ohne jede Einleitung zu sprechen, als fahre sie mit einer bereits begonnenen Unterhaltung fort.

»Als du am *Alàntene* in das Meer-Haus kamst und ich dich sah«, sagte sie, »da wußte ich, daß es unseren Seelen bestimmt worden war, einander zu finden – von dem Volk Unter Dem Meer, das Menschen wachsen läßt, wie die Menschen Blumen und Früchte und Reben wachsen lassen.

Ich wußte in diesem Moment, daß unsere Leben zusammengewunden worden waren wie Reben an einem Stock, so dicht, daß man nicht sagen kann, wo die eine beginnt und die andere endet. Das sagte mir ein Flüstern von Unter Dem Meer, während ich dich beobachtete; lange bevor du mich sahst, habe ich dich beobachtet. Und ich dachte – ich dachte vieles. Du warst allein. Ich wußte, daß du einer von den Fernen Menschen warst, nicht von dieser Welt, aber ich wußte auch, daß du selbst unter ihnen, den anderen deiner Rasse, immer allein sein würdest. Im Herzen des *Alàntene* gingst du allein, und niemand berührte dich, und nur ich sah das, nur ich. Weil auch ich immer allein gewesen bin unter meinem eigenen Volk. Und ich dachte: *Wie du, so hat auch er nur eine halbe Seele.* Und ich dachte: *Setze sie zusammen, die beiden Hälften.*«

Sie hielt inne, um sich wiederum den Schmerz herum zusammenzukrümmen, ihre Augen rollten nach innen. *Zähl die Wehen mit, beobachte den Abstand,* raunte Farbers subzerebrales Hebammentraining ihm zu, aber er

kam nicht dazu: Wie Colderidges Hochzeitsgast stand er unter einem Zauber.

Als sie wieder dazu in der Lage war, ihren Atem zum Sprechen zu benutzen, fuhr sie fort: »Und so nahmst du mich mit. Und ich ließ dich mich mitnehmen. Und weil du mich wolltest, wußte ich, daß das Volk Unter Dem Meer zu dir genauso gesprochen hatte wie zu mir und daß diese Nacht für uns vorausbestimmt war. Ich erwartete nicht mehr als diese eine Nacht, die uns gegeben worden war, die *Alàntene*-Nacht. Aber du batest mich, wiederzukommen, und das tat ich, und es wurde noch eine Nacht daraus und noch eine. Du batest mich, deinen Herd mit dir zu teilen, und ich tat auch dies, obwohl es gegen unsere Sitten verstieß und Disharmonie mit meinem Volk brachte. Und während all dieser Zeit wagte ich nicht zu hoffen, aus Angst, diese Hoffnung könnte mir genommen werden. Aber dann sagtest du zu mir, daß du mich heiraten würdest, und ich dachte: *Hier hast du endlich etwas, das dir gehört, das du behalten kannst.*« Wieder eine Wehe – diesmal dauerte es länger, bis es vorbei war, und als sie weiter sprach, klang ihre Stimme tief und heiser, als könne sie ihre Stimmbänder nur noch mit äußerster Willensanstrengung kontrollieren: »Und ich war glücklich als deine Frau. Aber als *Weinunid* kam und du sagtest, daß ich empfangen müßte, war ich verletzt, verletzt davon, daß du nicht die vollen vier Jahre nehmen wolltest, die uns erlaubt waren, die gemeinsam zu leben die Bräuche ge-

statteten, bevor ich gezwungen war zu empfangen. Ich dachte: *Er will dich nicht länger*. Er ist deiner müde und wünscht, dich loszuwerden. Aber das waren Gedanken, nicht würdig einer Tochter der Ersten Frau, einer, die die Heiligen Pflichten auf sich nehmen mußte. So rang ich mit meinem Kummer, und schließlich sagte ich mir, daß du mich damit ehrtest, indem du unsere Gnadenjahre ausschlugst. *Er wünscht, daß unsere Kinder sofort auf die Welt kommen*, dachte ich mir, *denn es werden besondere Kinder sein, schön und voller Anmut*. Ich sagte mir auch, daß dies alles der Wille des Volkes Unter Dem Meer sein mußte, denn Ihr Wille ist der Wille hinter unseren Taten, und daß unsere Kinder Gefäße der Macht sein würden, Solche-die-den-Glanz-auf-die-Erde-bringen. Und so befand ich mich mit Ausnahme einiger Momente des fehlenden Gleichklanges und der Dunkelheit, wieder im Frieden mit mir selbst. Aber nun ...« Sie hielt inne. »Aber nun tust du mir dies an. Nun verdammst du mich und zerstörst mich, und ich verstehe nicht, warum.« Ihre Stimme zerbrach und wurde dann wieder hart. »Lieben wir immer die, die uns vernichten werden? Lieben wir sie, *weil sie uns vernichten werden?* Weil nur sie genug für uns empfinden, um die Last unserer Vernichtung auf sich zu nehmen, fort von unseren eigenen Schultern? Glaubst du, daß das die Wahrheit ist? Denn was ich nicht verstehen kann, ist, daß ich dich obwohl du mich vernichtest, noch immer liebe ...« Und dort angelangt, lachte sie, weil es so komisch war, lachte

mit der Ironie eines Geistes, der auf den Ameisenhügel seines früheren, nun vergangenen Lebens zurücksieht.

Sie hörte plötzlich zu lachen auf und sah ihn mit einem seltsamen Ausdruck an, fest, eindringlich und mitfühlend, sehr ähnlich dem Ausdruck auf Jacawens Gesicht am Ende seines letzten Zusammentreffens mit Farber.

Sie sah ihn so lange auf diese Art an, bis der Schmerz sie traf und ihr Gesicht zertrümmerte und alles Menschliche darin auslöschte, wie der Wind eine Kerzenflamme ausbläst.

Dann begann sie zu schreien.

\*

Als Farber wieder zu sich kam, saß er gegen die Wand gelehnt, die Knie an die Brust gezogen, den Kopf auf den Knien, soweit von der Masse des aufgefalteten, hochgeklappten Diagnostikators entfernt, wie das Zimmer es zuließ.

Liraun hatte vor Stunden aufgehört zu schreien.

Er bewegte den Kopf, und mit der langsamen Bewegung kamen Schmerz und Übelkeit, und mit dem Schmerz kam er wieder etwas weiter zu Bewußtsein.

Zuerst hatte er sich völlig durch die Unterlippe gebissen; dann, als das nicht ausreichte, ihn davor zu schützen, die Schreie mit anhören zu müssen – und er hatte sie noch lange gehört, nachdem sie in Wirklichkeit längst verstummt waren –, hatte er die Zähne geöffnet und tief in seine Hand gebissen, seine Kiefer um die Hand geschlossen, und dann, als er sie immer noch hörte, hatte er zweimal den Kopf mit aller Gewalt gegen die Wand gerammt. Das hatte auch nicht viel geholfen, aber es hatte alles ein wenig weiterweggetrieben, und schließlich hatte sein Gehirn die einzige Lösung für ihn gefunden, indem er sich einfach abkapselte, alles ausschloß, ihn ausschloß, den Laden dicht machte.

*Jetzt weiß ich, wer der Opein war*, dachte er, und dann hörte er auf zu denken, denn es schien eine nutzlose Beschäftigung zu sein, jetzt, da er tot war, nach dem Ende der Welt.

Er versuchte wieder, sich aufzurichten, und dann, als sei es von der Bewegung losgerissen worden, stieg ein Bild von Liraun vor seinem inneren Auge auf – zu seiner Überraschung kein Bild davon, wie sie ausgesehen hatte, als sie schrie, statt dessen ihr Gesicht, wie es in jenem Augenblick, bevor der Schmerz sie überwältigt hatte, aussah. Jener seltsame Ausdruck, der gleiche Blick, mit dem Jacawen von ihm gegangen war. Er konnte nun sagen, was es war:

Mitleid.

Mitleid.

Mitleid.

Er setzte sich gegen die Wand.

Liraun hatte vor Stunden mit dem Schreien aufgehört.

Zitternd versuchte er es noch einmal. Als er so da stand, ein Vakuum, wurde er sich nach und nach eines Geräusches bewußt, das so anhaltend war, daß er es bis zu diesem Augenblick nicht bewußt wahrgenommen hatte.

Babygeschrei.

Von etwas getrieben, das er nicht verstand, begann er den Raum zu durchqueren. Der Boden fühlte sich seltsam und rauh unter seinen Füßen an.

Irgendwie hatte er es geschafft, sie in den Diagnostikator zu bekommen, während sie schrie und besinnungslos zuckte. Es war ihm sogar gelungen, sie anzuschmalen. Ferri hatte dann, wie vereinbart, übernommen und

die Waldos über die Fernkontrolle bedient, und er hatte getan, was er tun konnte. Es war nicht genug gewesen.

Glücklicherweise war Lirauns Gesicht zur Wand gekehrt.

Ferri hatte sich an der wunderbaren genetischen Anpassungsfähigkeit der Cian begeistert, aber irgendwo waren auch dieser Anpassungsfähigkeit Grenzen gesetzt. Sie hatte in einer unglaublichen kurzen Zeit aus im Wasser entstandenen Humanoiden Landbewohner gemacht, aber der für das Überleben notwendige, wahnsinnige Zeitdruck bei dieser Umstellung führte auch unausweichlich zu biologischen Fehlern und Mängeln. Eine Konsequenz dieser gewaltsamen Evolution war eine drastische Verengung der Hüften und des Beckens, verursacht durch die Veränderungen des Skelettes, die notwendig waren, um den Cian einen aufrechten Gang an Land zu erlauben. Generation auf Generation hielt sich aufrechter, aber gleichzeitig bekamen die Frauen immer größere Schwierigkeiten bei den Geburten – besonders da Mehrfachgeburten die Regel blieben. Schließlich wurde das Becken in den meisten Fällen zu eng, um überhaupt noch eine normale Geburt zuzulassen. Bei ihrer Anpassung an das Leben auf dem Land hatte die Gattung hoch gespielt und verloren – sie befand sich in einer evolutionären Sackgasse. Soziale Anpassung konnte sie noch eine Zeitlang retten, nachdem der erste primitive Genius zu einem Feuersteinmesser gegriffen und seinen Kindern durch Erfindung des Kai-

serschnittes in die Welt geholfen hatte. Aber das Universum spielte noch einen letzten bösen Trick aus: Eine langsame Mutationskette im Metabolismus der Frauen vernichtete die das Vitamin K produzierenden Bakterien des Körpers, und zwar durch eine regelmäßig in den letzten Monaten der Schwangerschaft eintretende Veränderung der Darmflora. Die Frauen hörten nach einem Kaiserschnitt nicht mehr auf zu bluten – sie erlitten einen Blutsturz und starben. Sie mußten einen unglaublich furchtbaren Preis dafür bezahlen, aber ihnen blieb keine andere Wahl. Die Cian zahlten ihn mit dem Leben ihrer Frauen und sicherten so das Überleben ihrer Art.

So erklärt es jedenfalls Ferris Hypothese, die zur Zeit weitgehend anerkannt wird und die Farber tatsächlich ein wenig von dem Ruhm einbrachte, den er immer suchte. (Ironischerweise wurde Farber jedoch noch viel »berühmter«, als die ganze Geschichte schließlich herauskam, und heute ist Ferris Name nur einigen Gelehrten und Spezialisten ein Begriff.) Ferris Hypothese blieb jedoch bis heute eine Hypothese. Etwas Sicheres weiß noch immer niemand – und die Cian sind in dieser Sache trotz einiger sozialer Veränderungen neueren Datums schweigsam wie immer.

Später erklärte Ferri seine Theorie Farber haarklein. Aber damals, als der Diagnostikator blitzte und schrillte, während Farber versuchte, sich den Schädel einzurennen, war Ferri selbst nicht in Farbers Haus gekom-

men – es hätte nur eine einzige mögliche menschliche Hilfe gegeben, aber Ferri leistete sie nicht. Ferri war schlaflos, teilnahmsvoll, mitleidend, aber nicht in dem Maße, daß er es riskiert hätte, selbst hinüberzugehen. Er verbarg sich weiter hinter seiner Maschine.

Farber umrundete das Ende der Maschine. Sie hatte in Bodenhöhe ein gepolstertes Fach ausgefahren, und in diesem Fach lagen die Babies, denen Liraun mit ihrem Tod das Leben geschenkt hatte. Sie schrien ohne Ausnahme. Mit den Waldos hatte Ferri sie zum Atmen gebracht und sie gesäubert, und sie schienen gesund zu sein – bei der Geburt viel weiter entwickelt, als es terranische Säuglinge waren, hatten sie die Augen offen und unternahmen die ersten Krabbelversuche. Möglicherweise schrien sie auch eher vor Angst und wegen mangelnder Fürsorge als vor Hunger: vier Mädchen und zwei Jungen, rote, nackte Wesen, die maunzten und aneinander stießen wie ein Wurf Kätzchen. Farber studierte sie lange, während das Tageslicht den Raum überflutete. Sein Gesicht war wie versteinert. Einmal hob er den Fuß, um sie zu zertreten – er Heß ihn wieder sinken. Er war noch sehr lange still, und dann nahm er, noch immer mit versteinertem Gesicht, einen der Jungen auf den Arm. Seinen Sohn. Farber hob ihn ans Licht. Er schien beinahe gar nichts zu wiegen, aber er krabbelte vergnügt auf Farbers Arm. Er hatte drei Paar Brustwarzen. Er schrie wild. Farber hielt ihn für einen Augenblick mit steifen Armen, dann begann er zögernd,

ihn zu wiegen, zu schaukeln, und während er dies tat, dachte er mit einem neuerwachenden, praktischen Teil seines Geistes, der bereits jenseits aller Trauer die Zukunft zu planen begonnen hatte, daß er besser bald die Ziehamme holen ging; die Babys mußten sicher bald gefüttert werden, er mußte sich um ergänzende Nahrung für sie kümmern und um etwas zum Anziehen ... Seine Bewegungen nahmen nach und nach eine sanfte Autorität an, während er, ohne es zu merken, zu dem Schaukeln summte.

Nach einer Weile hörte das Baby auf zu schreien und schlief friedlich in Farbers Armen ein.

\* \* \*

## NACHWORT

Gardner Dozois wurde 1947 in Amerika geboren und war als Soldat im Status eines Militärjournalisten einige Jahre in Nürnberg stationiert. Als er 1969 nach dem Ausscheiden aus der Armee eine Abfindung für den Dienst in Übersee erhielt, beschloß er, dieses Geld als Grundstein für ein Leben als freiberuflicher Schriftsteller zu nutzen. Er mietete sich in einer Dachstube in einem kleinen deutschen Dorf ein und begann zu schreiben, wobei er sich in Anbetracht der knappen Mittel selbst vor die Alternative stellte: schreiben oder verhungern. Er hatte schon 1966 eine erste SF-Story veröffentlicht, aber in seinem Dachstuben-Domizil entstanden etliche weitere Geschichten, die dann in amerikanischen Magazinen und Anthologien erschienen. Im Sommer des gleichen Jahres kehrte er schließlich nach Amerika zurück und lebt seither als freier Schriftsteller in Philadelphia. Neben der schriftstellerischen Arbeit betätigt er sich auch als Kritiker, Redakteur und Herausgeber von Anthologien.

Seine erste längere Arbeit war der 1975 veröffentlichte Roman *Nightmare Blue*, der in Zusammenarbeit mit George Alec Effinger entstand, eine nicht sonderlich ambitionierte Space Opera, was insofern überraschte, als sich beide Autoren zu diesem Zeitpunkt schon einen guten Namen als eher literarisch orientierte SF-Autoren gemacht hatten. Dozois galt wegen einiger seiner

Kurzgeschichten als ein Autor, der an das anzuknüpfen versuchte, was in der Science-Fiction von den Ausläufern der New Wave zurückgeblieben war.

Sein zweiter Roman war der vorliegende Titel *Strangers (Fremde)*, und mit diesem Werk löste Dozois alle Versprechungen ein, die er als Kurzgeschichtenautor gegeben hatte. *Strangers* beruht auf einer Kurzgeschichte, die 1974 unter dem gleichen Titel erschien und in die Endausscheidung bei der Preisverleihung des *Hugo-Award* kam.

*Strangers* ist die Geschichte einer Partnerschaft zwischen einem Mann von der Erde und einer Frau, die einer humanoiden extraterrestrischen Rasse angehört. Die Ähnlichkeit ist trotz aller gegenseitig empfundenen Exotik im Aussehen und Körperbau groß genug, um Sympathie füreinander aufkommen zu lassen, und auch die Geschlechtsorgane sind so beschaffen, daß eine befriedigende sexuelle Beziehung zwischen den Rassen möglich ist. Und die Cian, wie die Rasse des Mädchens heißt, sind sogar in der Lage, den Mann von der Erde durch eine Operation genetisch so zu verändern, daß er mit seiner Frau Kinder zeugen kann. Josef Farber, der Mann, von dem hier die Rede ist, war schon ein Außenseiter, bevor er das Mädchen Liraun kennenlernte, wird es durch diese Beziehung noch mehr – die anderen Menschen verachten ihn – und taumelt immer tiefer in etwas hinein, dessen Konsequenzen er sich vorher nicht klargemacht hat. Für Liraun gilt das gleiche. Auch

sie war in ihrem Volk ein Außenseiter, auch sie gerät durch die Beziehung zu dem Mann von der Erde in weitere Isolation. Als die beiden ihre Beziehung durch eine Ehe legalisieren und Liraun sogar schwanger wird, endet diese Isolation in bezug auf die Cian für beide. Josef Farber findet sogar nach einer Phase tiefer Depression Befriedigung in schwerer körperlicher Arbeit, als er wegen Lirauns Schwangerschaft gezwungen ist, für beide den Lebensunterhalt zu verdienen. Und er wird akzeptiert, gewinnt Freunde unter seinen Arbeitskollegen. Alles scheint sich zum Guten zu kehren, bis Josef Farber endlich die weißen Flecken in seinem Wissen über die Cian tilgen kann und erfährt, welches schreckliche Schicksal seiner Frau bevorsteht, mehr noch, daß er es war, der ihr durch seine Unwissenheit vier glückliche Jahre gestohlen hat. All dies summiert sich zu einer eigenwilligen Liebesgeschichte, zu einer einfühlsamen Schilderung mit einem klug ausgedachten SF-Hintergrund.

Das Grundsujet allerdings ist nicht neu, wollte dies wohl auch gar nicht sein. Zu deutlich sind die Parallelen zu Philip José Farmers *The Lovers (Die Liebenden)*, und möglicherweise ist es kein Zufall, daß Dozois' Protagonist Josef Farber heißt; die Ähnlichkeit dieses Namens mit José Farmer liegt jedenfalls auf der Hand.

Wie bei Farmer ist der Protagonist in seine eigene Kultur nicht voll integriert, ist Außenseiter und wird dadurch erst bereit zu ungewöhnlichem Handeln. In bei-

den Romanen trifft er auf eine Frau, deren Andersartigkeit in voller Tragweite vorher nicht ersichtlich ist, und in beiden Fällen erwächst das Drama aus einem Mißverständnis.

Farmers Protagonist ersetzt heimlich den Alkohol seiner vermeintlich drogenabhängigen Frau durch eine Ersatzsubstanz, ohne zu wissen, daß sie den Alkohol nur nimmt, um eine Schwangerschaft zu vermeiden. Bei Dozois meint der Protagonist, seine Frau wünsche sich von ihm Nachwuchs, obwohl das Gegenteil der Fall ist. In beiden Fällen wird die Frau schwanger, in beiden Fällen weiß sie, daß sie die Schwangerschaft mit dem Leben bezahlen muß. Zurück bleibt der Vater mit den Babys.

Dennoch ist *Strangers* kein Abklatsch von *The Lovers*, sondern ein eigenständiges Werk. Denn wenn es Farmer vor allem um den Konflikt des Protagonisten mit den Mächtigen seiner Welt ging – die nicht nur ihn unterdrücken, sondern auch die intelligente Spezies eines anderen Planeten ausrotten wollen –, so nimmt Dozois diesen Konflikt seines Protagonisten mit der Ursprungskultur schon vorweg. Ihm geht es um das Erfassen von Andersartigkeit, in gewissem Sinne auch ein wenig um Utopie: Denn die Cian sind den Terranern zwar technisch überlegen, haben sich aber nicht wie die Menschen in eine Abhängigkeit von der Technik begeben. Andererseits haben die Cian nichts gegen das schreckliche Schicksal unternommen, das ihre Frauen erwartet,

obwohl sie inzwischen wohl etwas dagegen tun könnten. Dozois zeigt auf, daß verkrustete Gesellschaftsstrukturen die Ursache dafür sind, daß diese Reform bislang verhindert wurde. Die Vielschichtigkeit, die facettenreiche Schilderung einer fremden Kultur und die packende Schilderung »zwischenhumanoider« Beziehungen vor dem Hintergrund einer originellen SF-Idee machen *Strangers* zu einem Werk das, wie zu hoffen bleibt, vielen Lesern etwas zu geben hat.

*Hans Joachim Alpers*



Dieses e-book darf nicht zum Verkauf angeboten werden.  
Keine Verteilung auf Sites mit extremistischen Inhalten.